

JOSEF AUGUSTA

VERWEHTES LEBEN

JOSEF AUGUSTA

VERWEHTES LEBEN

URANIA VERLAG LEIPZIG · JENA · BERLIN

ORIGINALTITEL: ZAVÁTÝ ŽIVOT
INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN VON MAX A. SCHÖNWÄLDER
ILLUSTRATIONEN UND SCHUTZUMSCHLAG: ZDENĚK BURIAN, PRAG



DER DEUTSCHEN JUGEND

mit dem aufrichtigen Wunsch, daß sie auch aus diesem Buche
die Natur lieben lernen möge, die sich ständig ändernde,
aber ewig schöne und großartige Natur

VORWORT

Bevor Du dieses Buch zur Hand nimmst, lieber Leser, vergiß die Zeit und die Welt, wie Du sie kennst!

Vergiß beides, denn ich werde Dir Begebenheiten erzählen, die sich in schwindelerregenden Tiefen ferner Vergangenheit abspielten und in ganz anderen Welten als der heutigen. Denn in jenen unzählbaren Jahrmillionen vergangener Zeiten erstreckten sich andere Kontinente über unsere Erde, und andere Meere fraßen sich unaufhaltsam in ihr Ufergefels ein. Andere Gebirge ragten damals hoch in den Himmel, und andere Flüsse durcheilten zwischen ihnen breite Täler. Andere Vulkane warfen aus bodenlosem Inneren Ströme glühender Lava, Säulen von Rauch und Wolken von Asche, und andere warme Quellen sprudelten damals aus den Klüften düsterer Felsen. Durch andere Wälder brausten wilde Winde, und durch andere Haine säuselten leichte Lüftchen. Andere Geschöpfe bewohnten damals Land und Meer, kleine zarte Tierchen und unförmige Ungeheuer unglaublicher Größe. Und über diesen vergangenen Welten, von denen jede anders war, strahlte zwar immer unsere Sonne, aber auch sie war in jenen versunkenen Zeiten anders, größer und glühender.

Und von diesen vergangenen Welten, verschüttet unter riesigen Bergen von Jahren unermesslicher Zeiten, werde ich Dir, lieber Leser, einige Begebenheiten erzählen, wie ich sie aus dunklen Felsen und gelblichen Erden las, wo sie über Ewigkeiten mit der unauslöschlichen Schrift von Knochen und Schalen eingeschrieben waren. Bevor Du dieses Buch zur Hand nimmst, lieber Leser, vergiß die Zeit und die Welt, wie du sie kennst!

A handwritten signature in black ink, reading "Prof. Dr. Josef August". The signature is written in a cursive style with a long, sweeping flourish at the end.



VERWEHTES LEBEN

Weit und breit dehnten sich die unendlichen Sandebenen eines uralten Festlandes. Kahle und traurige Felsen, die da und dort aus dem Sandmeer ragten und sich irgendwo am Horizont zu einem öden Bergrücken vereinigten, standen hier seit Jahrhunderten als Mahnmale eines grausigen Fluches, der schwer auf der Gegend lastete, das Leben vernichtete und seine Neuentfaltung verhinderte. Durch die schauerliche Grabesstille der Sandwüste drang von Zeit zu Zeit das Echo ferner Ungewitter, die irgendwo weit im Gebirge dröhnten und brüllten. Wie brennende Pfeile entzündeten die Sonnenstrahlen der oberen Kreidezeit den gelben Sand, der zu unzähligen Dünen aufgehäuft war, die der Wind dauernd umschichtete und verschob, so daß sie riesenhaften Wellen eines Meeres aus Sand glichen. In diesen windigen und keinesfalls außergewöhnlichen Tagen änderte sich das Landschaftsbild wie der Meeresspiegel. Wenn sich aber der Wind legte, zitterte im Irrgarten der ausgedehnten Täler zwischen den Dünen eine höllische Hitze unbewegter Luft, stieg hoch und höher und hüllte die ganze Öde in schwere Schleier tödlicher Glut. Nirgends regte sich ein Lebewesen, nirgends wuchs auch nur das kleinste und bescheidenste Pflänzchen. Es war dies eine fluchbeladene

Gegend unaussprechlicher Trauer und Stille, solch einer Stille, daß man jedes der Sandkörnchen hören konnte, die vom Gipfel einer Düne herabrieselten.

Unterhalb des Gebirgrückens, der mit seinem Fuß in die unerreichbaren Fernen der Sandwüste ragte, breitete sich an einer Stelle gleich einem grünen Teppich eine herrliche Oase. Eine mächtige und ergiebige Quelle sprudelte ununterbrochen aus der Tiefe der Erde einen kühlen Strahl kristallklaren Wassers hervor und bildete in der nahen Senke einen weiten, flachen See. Aus dem seichten Wasser wuchsen Sumpfpflanzen in großer Zahl, die Ufer wurden von Gräsern und herrlichen Fächern riesiger Farne umsäumt, durch die die Sonnenstrahlen zur Oberfläche des Sees wie durch ein Netz zarter Spitzen hindurchdrangen. Gegen das tiefe Blau des Himmels zeichneten sich die großen, palmenartigen Blätter prächtiger Zykaskronen und die dunkelgrünen Wipfel von Nadelbäumen ab. Auf den Fuß des Gebirges zu wuchs ein junges Nadelgehölz, das die Umgebung der Oase wie mit smaragdnen Perlen verschönte.

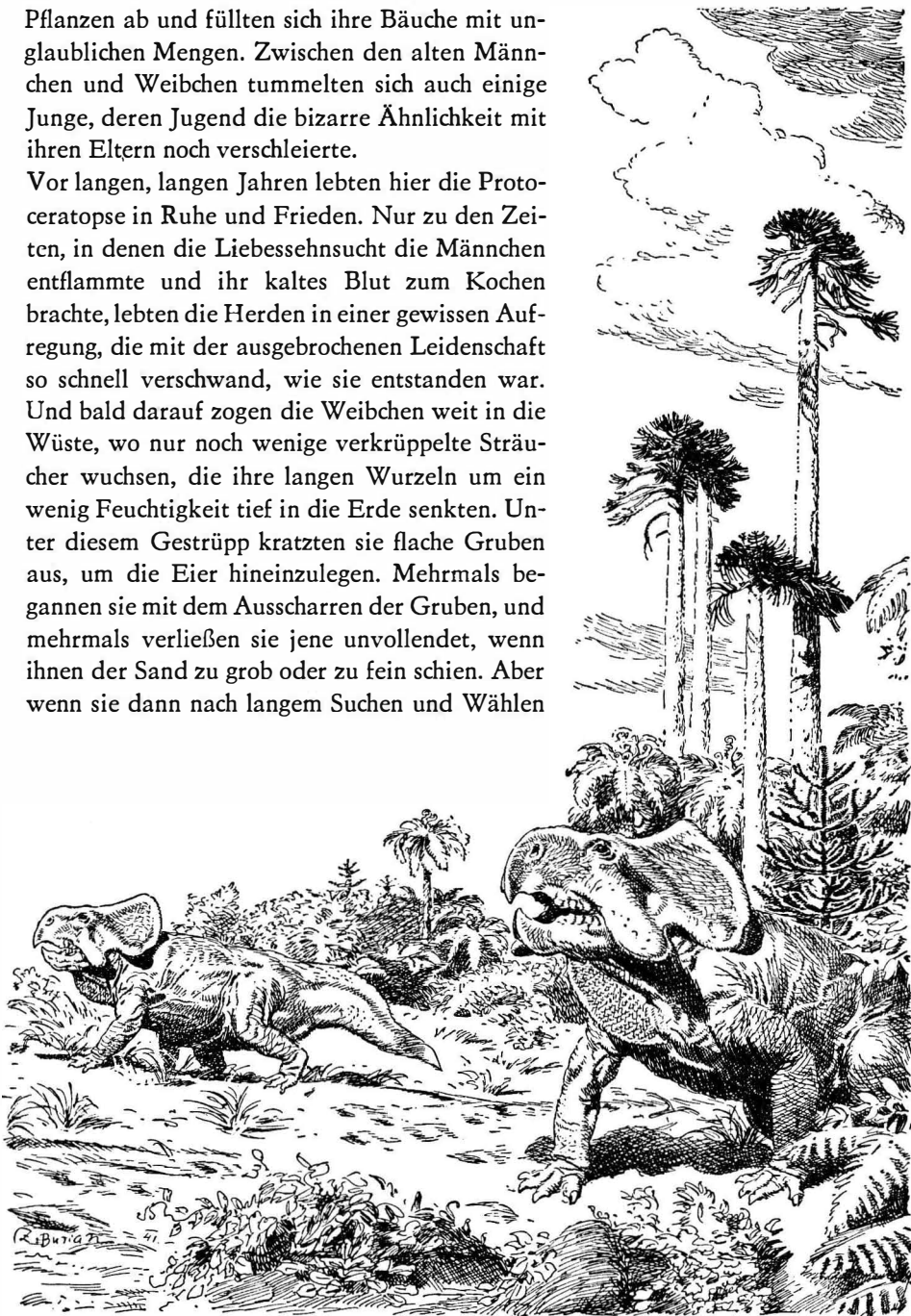
Der zerklüftete Fuß des Gebirgszuges war mit schlanken Magnoliensträuchern bewachsen und hier und da mit verkrüppelten Bäumchen der schon aussterbenden Nilssonien, merkwürdiger, nachtsamiger Gewächse. Über die geborstenen und rauhen Felsen kletterten endlose Schnüre von Urefeu und bedeckten sie mit einem grünen Vorhang zäher Blätter. In der Nähe der Quelle grüntem die Fächer der Farne und Büschel schmalblättriger Gräser, die nackte Blöcke mit verstreuten, grauen Flecken anspruchsloser Flechten umwucherten.

Die Oase, von der kristallklaren Quelle aus dem endlosen Sandmeer hervorgezaubert, war die Heimat des merkwürdigen Protoceratops, eines Urkriechtieres aus dem Geschlecht der Riesenechsen. Sein mächtiger Kopf hatte einen großen, vorn zahnlosen Rachen, der in einen langen, scharfen, von harter und zugespitzter Hornscheide überzogenen Hauerschnabel auslief, so daß er beim Zusammendrücken harte Gräser und Zweige wie mit einer Schere durchschnitt. Unter den kleinen, grünlichen, stumpf blickenden Augen wuchsen zwei mächtige flache Dorne hervor, die nach beiden Seiten des Kopfes schreckenerregend herausragten. Hinten war der Kopf von einem großen knöchernen Kragen aus merkwürdig erweiterten Scheitelknochen umgeben, die wie ein geöffneter Fächer das Genick dieses harmlosen, pflanzenfressenden Urreptils schützten. Der dickbauchige Körper, von vier kurzen Beinen getragen, schleppte einen kurzen, dicken Schwanz hinter sich her, der im lockeren Sand eine seichte Rinne hinterließ.

Die Protoceratopse lebten hier in kleinen Herden, und eine davon wählte sich als Rastplatz einen Hain niedriger Araukariestämme mit einer Menge schmaler Pfade und versteckter Schlupfwinkel. Jeden Morgen, wenn im ersten Schein der Sonne ein Netz grüner Lichter und Schatten mit unnachahmlicher Pracht das Gestrüpp durchdrang, verließen die Protoceratopse ihre Schlupfwinkel und gingen auf Nahrungssuche. Mit ihren scharfen Schnäbeln knickten und bisßen sie die

Pflanzen ab und füllten sich ihre Bäuche mit unglaublichen Mengen. Zwischen den alten Männchen und Weibchen tummelten sich auch einige Junge, deren Jugend die bizarre Ähnlichkeit mit ihren Eltern noch verschleierte.

Vor langen, langen Jahren lebten hier die Protoceratopse in Ruhe und Frieden. Nur zu den Zeiten, in denen die Liebesehnsucht die Männchen entflamte und ihr kaltes Blut zum Kochen brachte, lebten die Herden in einer gewissen Aufregung, die mit der ausgebrochenen Leidenschaft so schnell verschwand, wie sie entstanden war. Und bald darauf zogen die Weibchen weit in die Wüste, wo nur noch wenige verkrüppelte Sträucher wuchsen, die ihre langen Wurzeln um ein wenig Feuchtigkeit tief in die Erde senkten. Unter diesem Gestrüpp kratzten sie flache Gruben aus, um die Eier hineinzulegen. Mehrmals begannen sie mit dem Ausscharren der Gruben, und mehrmals verließen sie jene unvollendet, wenn ihnen der Sand zu grob oder zu fein schien. Aber wenn sie dann nach langem Suchen und Wühlen



den passenden Ort gefunden hatten, legten sie in diese sandige Wiege zwanzig bis dreißig längliche Eier mit rotbrauner, dünner Schale. Sobald das letzte Ei in die Grube gefallen war, kehrten sie zum See zurück, ohne sich noch einmal umzusehen; aus ihrem stumpfen Gehirn von geringer Größe verschwand sehr bald auch die kleinste Erinnerung an die kürzliche Wanderung, mit deren Hilfe sie schon über viele Jahrtausende ihr uraltes, monströses Geschlecht erhielten.

In der stillen, sandigen Einöde lagen nun die Eier in flachen Gruben in zwei oder drei Reihen nebeneinander, und die Sonnenstrahlen mit ihrem Glanz und ihrer Wärme vollendeten die Geburt der Jungen.

Kaum hatten sich die Jungen mit ihren scharfen Schnäbelchen durch die Eierschalen ans Licht der Welt gearbeitet, wurden sie vom uralten Trieb ihres Geschlechtes zum See gelenkt, und mit kleinen Schrittschritten eilten sie den gleichen Weg entlang, den kurze Zeit zuvor ihre unförmigen Mütter gegangen waren. So geschah es, daß eines Tages der blaue Spiegel des Sees und das frische Grün seiner Ufer eine Menge kleiner Protoceratopse begrüßten, die sich der ersten Herde von Alten zugesellten, der sie begegneten. Mit ihnen durchstreiften sie dann das Gesträuch und die Ufer des Sees, und mit ihnen gemeinsam erfuhren sie Gunst und Mißgunst von Leben und Landschaft. Die Jahre verflossen mit Windeseile, und es mußte so manches Jahrzehnt vergehen, bevor die Jungen zu jenen ungeheuren, alten Individuen herangewachsen waren, die gewöhnlich erst im hohen Alter – und dann an Altersschwäche – verendeten, weil sie weit und breit keine Feinde hatten.

Und doch schwebte eine Gefahr über ihnen, unsichtbar und darum trügerisch und hintergründig. Das waren die grausamen Sandstürme, die unverhofft über das Land dahergebraust kamen; sie wehten die Nester zu, aber auch die armen Jungtiere und alte, geschwächte Einzelgänger, deren Kraft nicht mehr ausreichte, der entfesselten Sandhölle zu widerstehen und Trotz zu bieten.

Der Fuß des Gebirges war die Heimat des Oviraptors, der ebenfalls ein Reptil vom Stamme der Riesenechsen war. In unzähligen Schluchten der zerklüfteten Felsen und hinter Wällen herabgefallener Blöcke fanden die Oviraptoren in dunklen und kühlen Nächten eine sichere Zuflucht. Ihre von der Nachtkühle erstarrten Körper lagen hilflos da und erwachten erst am Morgen zum Leben, wenn die Sonnenstrahlen ihr kaltes Blut erwärmt hatten und der Hunger sich zu melden begann. Dann verließen sie ihre Lager und strebten der Sandwüste zu.

Einer von ihnen eilte, nachdem er die Nacht unter einem überhängenden, von einem Araukarienbaum beschatteten Felsen verbracht hatte, den anderen nach. Sein schlanker und hoher Körper mit dem kleinen Kopf und dem langen Schwanz wand sich in raschem Lauf durch die grüne Oase, verschwand bald irgendwo an ihrem Rande und hinterließ nur ein kleines Wölkchen von Sandstaub, aufgewirbelt durch die Schläge der langen Hinterbeine. Die kürzeren und schwächeren Vorderbeine streckte er nach vorn wie ein hungriger Mensch die begierigen Hände.

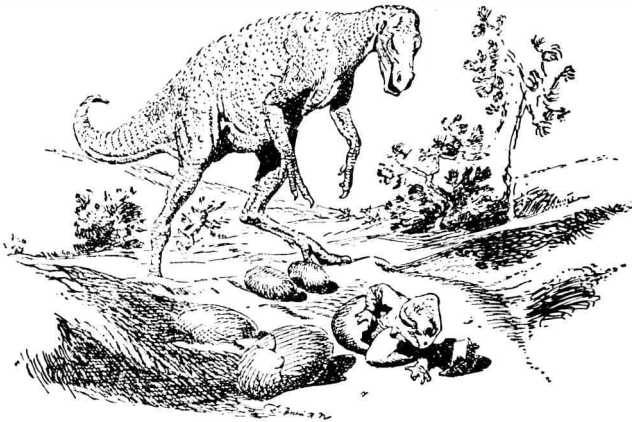
Gegen den unbeweglichen und gespenstischen Protoceratops war er ein leicht gebautes Urreptil mit flinken und harmonischen Bewegungen.

Als der Oviraptor den äußersten Rand der Oase erreicht hatte, hielt er auf die verkrüppelten Sträucher zu, die hier vereinzelt wuchsen. Er mäßigte seinen Lauf und suchte mit den Augen sorgfältig die ganze Umgebung ab. Er drehte den Kopf bald nach dieser, bald nach jener Seite. Plötzlich riß es ihn herum, und mit wenigen langen, schnellen Schritten erreichte er einen der Sträucher, unter dem aus der flachen Grube mit rötlichem Glanz ein Häufchen Protoceratopseier schimmerte. Bei der Betrachtung des Nestes leuchteten in den Augen des Oviraptors Flämmchen hungriger Eier auf, und aus dem zahnlosen Maule schnellte mehrmals wie ein schwarzer Blitz die lange, dunkle Zunge. Dann beugte er sich über das Nest, nahm eines der Eier zwischen die Vorderbeine und biß mit hungrigem Maul hinein. Aus der zertrümmerten Schale drückte er den flüssigen Inhalt, der in großen Tropfen auf den Sand fiel, wo er zu einer silbrigen Pfütze von ungleichmäßiger Form zerfloß. Der Oviraptor warf die leere Hülle fort und griff nach dem zweiten Ei; das biß er schon etwas vorsichtiger an und saugte es gierig aus. Die wohl-schmeckende Beute stachelte den Eifer des ausgehungerten Reptils an, und immer neue Eier gerieten in seine Tatzen; die zerbissenen Schalen warf es nach allen Seiten um sich. Sie lagen dann in dem Meer gelben Sandes wie rötliche Blüten, die vom Sturm abgebrochen und zerrissen worden waren, und mit ihren gezackten Bruchstellen klagten sie dem Himmel ihren Jammer.

Als der Oviraptor schon die Hälfte der Eier vernichtet hatte, bemerkte er, daß sich ihm zwei seiner Artgenossen näherten. Er richtete sich auf, und die Wut ließ seinen ganzen Körper erbeben. Mit weit aufgerissenem Maul ging er seinen Gefährten entgegen, entschlossen, sie anzufallen, bevor sie das Nest erreichten. Als er jedoch ihre klaffenden, hungrigen Mäuler bemerkte, die nichts Gutes verhiessen, und als er aus ihren geröteten Augen die Entschlossenheit blitzen sah, um die restlichen Eier auch auf Leben und Tod zu kämpfen, da wich er aus und entfloh.

Während seine Artgenossen die Vernichtung des Nestes vollendeten und die letzten Eier austranken, war er schon weit weg. Bisweilen schlug er mit dem langen Schwanz, wütend über den schlechten Ausgang der vielversprechenden Mahlzeit. Nur halb gesättigt suchte er nach einem neuen Nest, aber lange konnte er keines finden.

Erst gegen Abend, als der goldene Ball der Sonne schon sehr tief am Horizont stand, fand er eine flache Grube mit einigen Eiern und vielen leeren Schalen. Bevor er aber noch sein Vernichtungswerk an den restlichen Eiern beginnen konnte, bemerkte er, wie sich die Schale eines Eies an einer Stelle spaltete und aus der gezackten Öffnung langsam ein kleines, unförmiges Köpfchen wuchs, die Eierschale vorn mit einem scharfen Schnabel, hinten mit dem knöchernen Kragen sprengend. Und als sich das Köpfchen völlig durchgepickt hatte, stemmte sich der kleine



Protoceratops mit der ganzen Kraft seiner kurzen Beine gegen die Wand der Schale und bemühte sich, möglichst schnell aus der dunklen Gefangenschaft des Eies ganz in die Welt des Sonnenglanzes und der Wärme zu kommen, in die Welt der Schönheit, der Freude, aber auch des Leides.

Er fand aber nicht einmal Zeit, sich in dieser Welt umzusehen. Ein brennender Schmerz durchfuhr jäh sein Körperchen, und die weichen Knochen zerbröckelten zwischen den scharfen Rändern der fest geschlossenen Kiefer; im gleichen Augenblick, in dem er zur Welt kam, starb er im hungrigen Rachen des Oviraptors.

Der Oviraptor, dieser gefürchtete Räuber von Protoceratopsnestern, zerrte und riß an dem armen Jungen und verschlang es gierig. Kaum war der letzte Bissen verschwunden, stürzte er sich auf das nächste Ei, zermalmte die Schale und zog einen neuen Protoceratops hervor, den er ebenfalls hungrig verschlang. Alle Eier mit Protoceratops-Embryonen fielen ihm zum Opfer.

Während der ganzen Mahlzeit stand der Oviraptor unbeweglich; nur die Kiefer öffneten und schlossen sich pausenlos und vierteilten die kleinen, neugeborenen Körper, von denen einer nach dem anderen im Oviraptor verschwand, bis auch das letzte Ei vernichtet war und der vorher eingefallene Bauch sich wie ein voller Sack wölbte.

Die untergehende Sonne färbte den Horizont mit Gold und Rot. Lange, schwarze Schatten legten sich über die trauernde Natur. Die grüne Oase, der glänzende Spiegel des Sees und der Gebirgsfuß verloren sich im Grau des hereinbrechenden Abends, in dem auch der räuberische Oviraptor verschwand. Als sich dann die tiefe Nacht lautlos auf die Gegend senkte, schimmerten in der unermeßlichen Höhe des dunklen Himmels funkelnde Sterne, die als einzige, aber schweigende Zeugen auf die vernichteten Nester der Protoceratopse herabblickten, wo sich in den Bruchstücken der rotbraunen Schale noch blutige Fetzen der Embryos fanden als schaurige Überbleibsel eines noch nicht geborenen, aber schon vernichteten Lebens.

Jahrtausende gingen über diese Sandwüste und die grüne Oase hinweg und fielen unhörbar in den bodenlosen Abgrund des grenzenlosen Alls.

Während dieser ganzen langen Zeit blieb das Leben in der Oase unverändert. Immer lebten hier Rudel Protoceratopse, und immer wanderten ihre Weibchen von Zeit zu Zeit über den Rand der Oase hinaus, um im Sand flache Gruben auszuscharren und ihre länglichen, rötlichen Eier hineinzulegen. Die leichten und schnellen Oviraptoren plünderten noch immer ihre Nester und verhinderten damit ebenso eine allzu starke Vermehrung der ungeheuren pflanzenfressenden Protoceratopse wie die stürmischen Ungewitter, die von Zeit zu Zeit über die Wüste hinbrausten und die Nester mit Grabhügeln von Sand bedeckten.

Inzwischen zernagte und zerbiß der Zahn der Zeit unaufhörlich die nackten Felsen, die hier und da aus dem Sandmeer emporwuchsen, bis sie zu Haufen großer Blöcke auseinanderfielen. Aber auch jetzt ruhten die Kräfte der Zerstörung nicht. Unaufhaltsam setzten sie ihre Arbeit fort und zertrümmerten und zerkleinerten die Blöcke in einem neuen Jahrtausend wie mit den Schlägen eines riesigen stählernen Hammers zu grobem Schotter und Sand. Und wie nach und nach diese Mahnmale des grausigen Fluches verschwanden, der sich vor langer Zeit schwer auf diese Gegend gelegt hatte, so verschwand auch der Fluch selbst. Die Gewitter, die sich früher nur über dem Gebirgskamm in wilden Orgien ausgetobt hatten, suchten jetzt immer häufiger auch die Sandöde heim, die dann unter den aus dunklen Wolken heftig auf sie niederstürzenden Wassermassen klagte und stöhnte. Diese periodischen Regengüsse versorgten das trockene Land wenigstens eine Zeitlang mit Wasser und wurden zur unvorstellbaren Wohltat für den Pflanzenwuchs, der unaufhaltsam und siegreich Schritt für Schritt die Wüste eroberte.

Aber die Wüste wehrte sich. An manchen Tagen, wenn der azurblaue Himmel ohne ein einziges Wölkchen blieb, wurde der Sand durch die Sonnenstrahlen bis zur Glut erhitzt, und jedes Tröpfchen Wasser verdunstete, wo immer es sich zeigte. Die grenzenlose Hitze verbrannte auch jedwedes Pflänzchen, das tiefer in die Wüste vorzudringen wagte. An anderen Tagen aber, wenn wilde Wirbelstürme durch die Gegend jagten, erfüllte der aufgewirbelte Staub die Luft und verwehte mit einem seltsamen Pfeifen das Gesträuch bis an den Rand der Oase, ja manchmal vernichtete und verschüttete er ein Stück der Oase selbst. Wenn der Sturm sich dann gelegt hatte, herrschte Grabesstille in der Wüste, und aus den Sandmassen ragten hier und da die nackten Aststümpfe zugewehrter Bäume und Sträucher himmelwärts. Die Luft begann vor höllischer Hitze zu zittern, und über den Kämmen der neuen Dünen schwebte als spinnwebeartiger Vorhang der feine Staub, hochgehoben von der alles vernichtenden Hitze der Sandmassen.

Die erstickende und niederdrückende Schwere völliger Unbelebtheit, die stets nach großen Wirbelstürmen über der Sandwüste lag, dauerte aber jetzt immer nur kurze Zeit. Neue Regengüsse zerstörten die Dünen, schwemmen sie weg und sättigten

den Boden mit Wasser; dann unternahmen die Pflanzen einen neuen siegreichen Angriff auf die Ebene des gelben Sandes. Die Wüste wehrte sich hartnäckig, aber ihre Ausfälle und ihre Verteidigung wurden immer schwächer, bis schließlich nicht mehr daran zu zweifeln war, daß sich ihre Herrschaft über die ganze weite Ebene dem Ende näherte. Aber dieses Ende war schrecklich, so schrecklich, daß auch große Zeiträume seinen Schrecken nicht zu verwischen vermochten.

Es war ein herrlicher, rosiger Morgen. Die ersten Strahlen des goldenen Sonnenballs erwärmten die reine Luft, in der sich die prächtigen Kronen der schlanken Zykadeen wiegten. An den Gräsern und niedrigen Sträuchern glitzerten Taupfropfen wie kostbare Edelsteine. Aus den weißen Vorhängen des zerrinnenden Morgennebels traten die zerklüfteten Felsen des Gebirges, und an der Oberfläche des Sees spielten die silbernen Reflexe sauberen Wassers.

Die Protoceratopse krochen aus dem Araukariengebüsch hervor, füllten sich die Bäuche mit Gras und zogen dann gesättigt in die Sandebene hinaus, um sich in der Sonnenglut zu wärmen. Eines der Jungen, das so in das morgendliche Mahl vertieft war, daß es alles ringsum vergessen und darum den Abmarsch der Herde nicht bemerkt hatte, erstarrte vor Verwunderung, als es sich hier allein sah. Verstört lief es hin und her und suchte mit ängstlichen Äuglein die verlorene Herde.

Als es schließlich die Gefährten sich auf der nahen Sandböschung sonnen sah, eilte es mit schnellen Schrittmchen auf sie zu. Es lief durch das Gras und wand sich durch niedriges Gebüsch, bis ihm plötzlich ein ausgebleichtes Skelett den Weg versperrte, zur Hälfte mit Sand zugeweht. Ohne es eines Blickes zu würdigen, wick es ihm aus; dabei merkte es nicht, daß es sich hierbei um das zerfallene Skelett eines seiner Vorfahren handelte, die schon unzählige Generationen vor ihm hier lebten, schließlich starben und mit der Zeit vom Sand zugedeckt wurden. Es war ja auch nur ein armseliges junges Urkriechtier, dessen stumpfes Gehirn auch des kleinsten Schimmers eines höheren psychischen Prozesses unfähig war, was ja ein typisches Merkmal des gesamten Geschlechtes der Riesenechsen darstellte.

Sobald es den Platz erreicht hatte, wo sich auf dem sandigen Hange das Rudel schon lange wärmte, drückte es das unförmige Körperchen in den heißen Sand, der ihm angenehm den Bauch wärmte, während auf den Rücken wie brennende Pfeile die heißen Strahlen des feurigen Sonnenmeeres fielen. Und nach einer Weile lag es genauso unbeweglich und gleichgültig wie die anderen Tiere, die sich in der Nähe sonnten. Weder die Oviraptoren, die im raschen Lauf um die Oase eilten, um die Nester auszurauben, vermochten sie in ihrer Ruhe zu stören noch jenes Unbekannte, das in der gläsernen Luft lastete wie eine unheimliche Vorahnung von Tod und Verderben.

Schon vom frühen Morgen an bebte die Luft leicht in der gelblichen Sonnenglut. Als die Hitze so groß geworden war, daß die Luft über den Hängen der Sand-

hügel wie über der Esse eines riesigen Backofens zitterte, da tauchte plötzlich über dem Gebirgskamm eine schwarze Wolke auf. Dann wuchs sie mit unglaublicher Schnelligkeit und bedeckte bald die ganze Gegend mit einem großen schwarzen Schatten. Sie erreichte auch die Sonne und verschlang ihren Schein und ihre Wärme. Nur am Rand dieser schwarzen Wolke mühten sich langsam und schwer die letzten Sonnenstrahlen hindurch und zauberten aus dem Chaos von Wasserdampf und Nebel einen weißlichen Saum mit einem Glanz wie Perlmutter; bevor er verlosch, kam plötzlich Wind auf, heulte durch die langgestreckten Täler der Sanddünen, hob sich empor und trug in seinen weit geöffneten Armen eine Unmenge aufgewirbelter Sandkörner.

Die Protoceratopse wurden unruhig. Mit Angst in den grünen Augen liefen sie von den Sandhängen zum Seeufer, wo sie in den Verstecken des grünen Gesträuchs Schutz suchten. Kaum waren sie darin verschwunden, als durch die Wüste mit schauerlichem Heulen ein wilder Sturmwind dahergebraust kam. Er hob ganze Hügel von Sand in die Höhe, drehte sie in wilden Wirbeln und warf sie weit entfernt wieder zur Erde. Kaum waren sie niedergefallen, als sie ein neuer Ansturm des Wirbelwindes erneut auseinanderfegte und die Gegend mit einem Sandsturm peitschte, wobei jedes Körnchen klagend durch die trockene Luft sauste, die durch den aufgewirbelten Staub verdunkelt war wie eine sternlose Nacht.

Der furchtbare Schrecken, der über die Wüste gekommen war, erfaßte auch die Oviraptoren, die schon seit dem frühen Morgen unterwegs waren und die Protoceratopsnester weit jenseits des Oasenrandes ausraubten. Schon bei den ersten heftigen Windstößen flüchteten sie, aber der Sandstaub machte sie blind, der Wirbelsturm riß sie um und überschüttete sie mit Sand, aus dem sie nur schwer wieder herauskamen. Aber kaum hatten sie sich befreit und versucht, nach der Oase und dem Gebirge zu flüchten, erfaßte sie wieder ein Wirbel und bedeckte sie mit Sand. Unter Aufbietung aller Kraft wollten sie ihr Leben retten, aber der Kampf gegen den wilden Sturmwind war doch zu schwer und ungleich. Sie wurden immer erschöpfter, bis sie sich schließlich völlig entkräftet ergaben. Und über ihren gestürzten Leibern sang der Sturm das Lied von Tod und Verderben.

Durch diese Hölle des Sandsturmes lief auch ein uraltes Oviraptormännchen. Zwar hatte es schon so manche Widerwärtigkeit erlebt, aber so einen schrecklichen Sturm noch nicht. Es wurde vom Winde umhergeschleudert wie eine Vogelfeder, und die Sandkörner, die der Sturm wütend gegen seinen Körper schleuderte, prallten von seinem Schuppenpanzer ab und begleiteten alle ihre Angriffe mit dumpfem Trommeln.

Plötzlich drehte sich der Orkan zu einem wilden Wirbel zusammen, der mit einem seltsamen Pfeifen um sich selbst kreiste. Er riß aus der Wüste große Mengen Sand und trug ihn als gelbliche Wolken in riesige Höhen empor. Den schweren Körper des Oviraptors warf er zu Boden und zerrte ihn in einer tiefen Furche durch das

entfesselte Sandmeer. Als der Wirbelwind zerfloß und der Sturm für kurze Zeit nachließ, lag der Oviraptor hilflos im Sand. Nach einer Weile erhob er sich und schleppte sich langsam zu einem niedrigen, kleinen Gestrüpp, das wie durch ein Wunder noch nicht vom Sand zugedeckt war. Kaum hatte er es erreicht, sah er schon in einiger Entfernung unter dem Dach eines grünen Nadelbäumchens eine seichte Grube mit rotbraunen, länglichen Eiern. In seinen verstörten Augen blitzte es auf, und unter Aufbietung der letzten Kräfte des gequälten Körpers eilte er hin. Als er aber zu Tode erschöpft über dem Nest stand, erlosch die räuberische Gier in seinen Augen, und der Räuber blickte gleichgültig auf die in Reihen liegenden Eier. Wie erstarrt stand er darüber, still und unbeweglich wie ein versteinertes Wächter.

Als hätte er nur vor Erschöpfung ein wenig geschwiegen, erhob sich der Sturm erneut mit großer Kraft. Neue Sturmböen brausten und heulten über die Wüste hin, neue Sandberge wurden in wildem Wirbel emporgehoben, und mit schaurigem Heulen und Pfeifen schoben sie sich wie mächtige Wellen eines sturmzerwühlten Meeres vorwärts. Das alte Oviraptormännchen wurde vom Sturm umgerissen, sank zu Boden und bedeckte mit seinem erbärmlichen Körper das Nest, um es gleichsam vor Vernichtung zu schützen. Aber der Sand, von dem entsetzlichen Sturm aufgewirbelt und gejagt, schüttete es langsam zu und mit ihm das Nest und das Gesträuch. Und kaum hatte der Sandregen einen Hügel von Sand über dem frischen Grab aufgehäuft, als eine neue Sandbö ihn schon auseinanderfegte und gleich wieder einen neuen aufschüttete.

Als der Sturm am stärksten tobte, glich die Wüste einem sturmzerwühlten Meere. Die langgestreckten Dünen überschütteten sich gegenseitig so schnell und flüssig, daß sie riesenhaften, schlangenähnlichen Ungeheuern glichen, die in sinnloser Hast aus der Wüste kamen, um von allen Seiten wütend die Oase anzugreifen und sie mit Bergen von Sand zuzuschütten. Und als unter den Sandmassen die Oase vernichtet lag und mit ihr die monströsen Protoceratopse, drehte der Sandsturm auf den See zu. Mit jedem Windstoß fielen viele Tausende von Sandkörnchen in den See, färbten sein Wasser gelb und füllten ihn in kurzer Zeit so, daß auch vom Grunde des Sees Sandhügel hochzuwachsen begannen.

Lange wütete der Wirbelsturm. Als er aber seine verderbenbringende Leidenschaft ausgetobt hatte, legte er sich schnell. Die Dünen kamen zur Ruhe und verloren sich im dichten Nebel des emporgetriebenen Staubes, der noch lange in der Luft wirbelte und kreiste, bevor er zur Erde fiel. Und als schließlich die Luft klarer wurde und vom blauen Himmel die letzten Fetzen des vom Sturm zerrissenen Gewölks verschwanden, überschüttete die Sonne die vernichtete Landschaft mit neuem Glanz und neuer Wärme. Dort, wo sich früher eine herrliche grüne Oase ausgedehnt hatte, ragten aus tiefen Tälern zwischen Sanddünen die gepeitschten und geknickten Kronen vernichteter Zykadeen und Araukarien über die Gräber der

Protoceratopse empor. Die Sandberge schütteten auch die herrlichen Ufer des Sees zu, den See selbst und zur Hälfte auch den Fuß des Gebirges.

Das schreckliche Vernichtungswerk der Wüste war vollendet. Der Wirbelsturm hatte sie hundertmal umgeschüttet, und jetzt war überall Sandöde, überall bedrückende Leblosigkeit. Nur in der Nähe der halbverschütteten Quelle, die sich mühsam durch den aufgehäuften Sand bohrte, irrten durch die Pflanzenruinen einige verstörte Protoceratopse, die letzten traurigen Erinnerungen an das Leben dieses Landstriches, zum grausamen Hungertode verurteilt.

In den tiefen Abgründen der unendlichen Zeit verlor sich ein Jahrhundert nach dem anderen und mit ihnen auch dieser Sieg der Wüste. Immer häufigere und ausgiebigere Regengüsse überschwemmten die Landschaft, zerstörten pausenlos die Sandhügel und ebneten sie ein. Der Sandboden, von der Sonne in unendlichen Zeiträumen tief ausgedörrt, trank durstig das erfrischende Naß und nahm dankbar Sporen und Samen neuer Pflanzen auf, die sich im Schlamm und im Boden abgesetzt hatten, nachdem sie durch die Fluten von den Hängen und Felsen des Gebirges herangeschwemmt worden waren. Die ausgedehnte und trostlose Ebene der traurigen und unbelebten Wüste begann zu grünen; zunächst waren es zarte Moospolster, Fächer herrlicher Farne und lange Blätter verschiedener Gräser, später malerische Arten niederer Stauden. Von diesen ersten Schönheiten der ihres Fluches ledigen Gegend schritt die Entwicklung unaufhaltsam und schnell voran. Die Wüste trat zurück und verschwand. Und als dann das erstmal die Sonne des Tertiärs über der Landschaft aufging, wuchs auf den Gräbern der Protoceratopse und der Oviraptoren in geheimnisvoller Schönheit ein großer, tiefer Urwald, der nicht nur vom Untergang der Echsen raunte, sondern auch vom Siege des Lebens über den Tod.



DER SEE DES TODES

Wie der dichte Rauch eines riesigen Feuers verhüllte der Nebel den großen Sumpf, der sich in unendliche Weiten erstreckte. Alles verlor sich in grauweißen Schleiern, die den ganzen Raum zwischen Himmel und Erde ausfüllten, silbern schimmerten, aber immer undurchsichtig blieben. Wenn aber im Osten aus den Tiefen des Weltalls die goldene Sonnenkugel aufstieg, wurde der Nebel langsam dünner, senkte sich zur Erde und benetzte mit seinen kühlen Tropfen die ganze Gegend. Seine zerrissenen Schwaden wälzten sich als weißliche Vorhänge über grüne Binsen, Schilfrohr und Wasserkolben, wanden sich durch die Gerten dichter Weidenbüsche, verloren sich in ihnen und entblößten den Himmel immer mehr. Und wenn sich dann auf den Flächen der zahlreichen Tümpel der rote und goldene Abglanz der aufgehenden Sonne widerspiegelte, dann zeigte sich in der klaren, aber feuchten und kühlen, vom Geruch der Sümpfe durchsetzten Luft die merkwürdige, unfreundliche Schönheit dieser Gegend.

Es war dies eine öde und düstere Landschaft, übersät von Tausenden kleiner Tümpel unsauberen, übelriechenden Wassers; über ihnen tanzten im lieblichen Reigen unzählige Schwärme verschiedener Mücken, in ihnen quakten zahlreiche Frösche ihr monotones Lied. Die Tümpel wurden immer wieder von dicht wach-

senden Torfpflanzen überwuchert, die sie in kurzer Zeit mit ihren grünen, dicht-belaubten Stengeln bedeckten wie mit einem smaragdnen Gewand. Gelegentliche Regengüsse und der Zufluß weiteren trüben Wassers schufen an den tieferen Stellen immer wieder neue Tümpel; und auch sie waren im voraus zum Untergang durch die dicht wachsenden Sumpfpflanzen verurteilt. Es war eine schlimme Gegend, der jedes Tier auswich. Sie zu betreten bedeutete, augenblicklich in den schwarzen Schlamm durchzubrechen und darin für immer zu versinken. Nur hier und da kroch ein schwarzer, orangefarben gefleckter Molch langsam von einem Tümpel zum anderen und sah sich um, ob nicht etwas Gutes zu verspeisen sei; sonst kümmerte er sich um nichts, und das war auch nicht nötig, denn ihm drohte nicht die Gefahr, plötzlich in einen der trügerischen, mit grünem Torf überwachsenen Tümpel zu geraten, aus denen es kein Entkommen mehr gab. An Stellen, wo der Boden trockener war, wuchs niedriges Gebüsch, und auf ausgedehnten Inseln erhoben sich auch verkrüppelte, vom Winde zerzauste Bäume.

Die Morgenkühle weckte einen großen Urraben, der wie das verkörperte schlechte Gewissen des unheilbringenden Sumpfes still auf dem Ast eines alten, halbverdorrten Baumes hockte, aus seinem nächtlichen Schlummer. Er breitete die Flügel aus, schlug ein paarmal damit, krächzte schauerlich auf und strich ab, irgendwohin an den Rand des Sumpfes.

Es war ein sonderbarer Ort, wohin der Urrabe flog. Dort lag ein großer See, dessen breite und gekrümmte Ufer mit Binsen, Riedgras und Rohr bewachsen waren, die in dicht stehenden Büscheln aus dem weichen, trügerischen Morast ragten. Hinter diesem grünen Wall lagen viele schmale Lagunen und kleine rundliche Tümpel schwarzen Asphalt, dessen klebrige Masse sich, von Gras und Gebüsch verdeckt, auch an die Ufer erstreckte. Die hohen, alten Bäume, die hier vereinzelt als Vorposten der nahen Grasebene standen, waren schon vor langer Zeit von den Urraben und Urgeiern auserwählt worden, weil diese hier bequem die Beute erreichen konnten, die von den trügerischen Asphalttümpeln gefangen wurde.

Hier saßen schon einige Urgeier der Gattung Teratornis, als der Urrabe herbeiflog. Er strich zu einem dürren Aststumpf des alten Baumes und setzte sich lautlos. Und dann saß er wie versteinert. Nur das scharfe Auge durchforschte die Umgebung, aber außer einigen von der Sonne gebleichten, zerfallenen Skeletten war zwischen Gras und Busch nichts zu sehen.

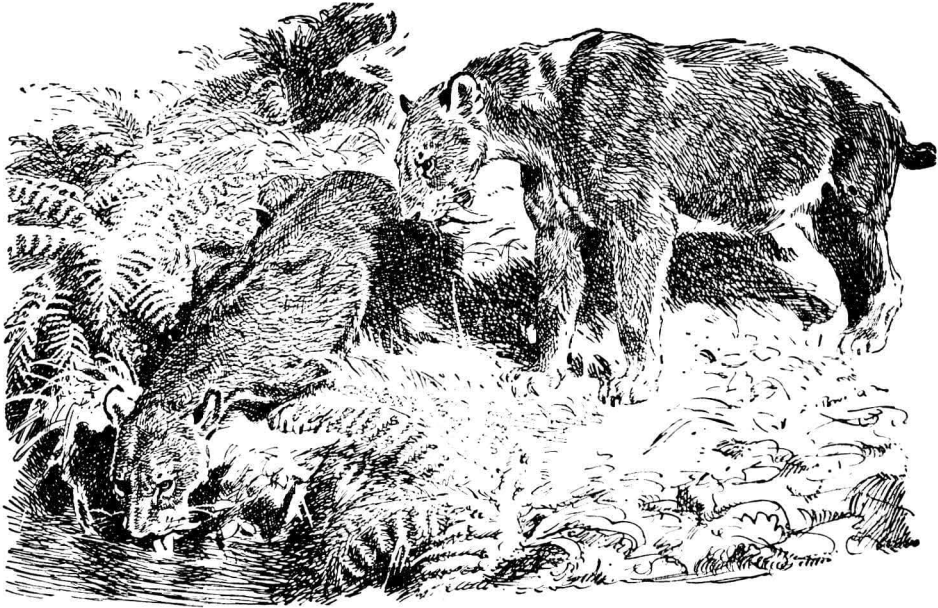
Die Sonne, die inzwischen über den Horizont emporgestiegen war, stützte sich mit rötlichen Strahlen auf die letzten Überreste der Nebelschwaden und drückte sie immer mehr zur Erde und zur Oberfläche des Sees. Aus den zarten Nebelschleiern über dem See begannen sich jetzt die Umrisse ferner Inselchen schärfer abzuheben, denn auch dort wich der Nebel; und hier und da, wenn ein Tropfen des niedergeschlagenen Nebels auf die Oberfläche des Sees herabfiel, liefen von der Stelle, wo er aufgetroffen war, in konzentrischen Kreisen Wellen nach allen Seiten, liefen

über die Wasserfläche zum grünen Wall von Schilf, Binsen und Riedgras, drangen in sie ein und verschwanden in ihrem Labyrinth für immer.

Als die Sonne noch höher gestiegen war und mit ihrem warmen Schein Gras und Busch vergoldete, belebten sich plötzlich die Ufer des Sees. Große, kupfern schillernde Fliegen flogen von Blüte zu Blüte und labten sich mit fleißigen Bienen, großen Wespen und plumpen Hummeln am süßen Nektar. Durch das Gras wanden sich viele verschiedenartige Käfer und Käferchen, und schwarze und rotbraune Ameisen begannen mit ihrer täglichen Eile und Hast. Von den hohen Halmen der Gräser und von den Zweigen der Sträucher hallte das knarrende Liedchen verschiedenartiger Heuschrecken, übertönt vom schnarrenden Gesang großer Zikaden. Wie Schneeflocken gaukelten weiße Schmetterlinge durch die Luft, und wie smaragdene Pfeile schwebten blitzschnell große, metallisch glänzende Libellen umher. Aus dem Gewirr von Schilf und Binsen waren die lustigen Stimmen der verschiedenen Wasservögel zu hören; eine Schar Enten, Hühner und Haubentaucher schwamm aus dem Röhricht auf den See hinaus, um in den ersten Wellen des morgendlichen Sonnenglanzes zu baden. Zu dem von der Sonne beschienenen See kam auch ein herrliches Reiherpärchen geflogen, das auf einem nahen Baum nistete, und gesellte sich zu einigen Pelikanen, die an einer seichten Stelle fischten. Kaum war es dort angelangt, als sich ein alter Gänserich auf dem See niederließ, dem eine Schar Gänse folgte; sie schnatterten lustig, als wollten auch sie den sonnigen Morgen begrüßen.

Die trostlose Gegend verlor im Glanze des erwachenden Sonnentages an Düsterei und Tücke. Aber der schwarze, unbeweglich auf dem dünnen Aste des alten Baumes hockende Urrabe verhielt nichts Gutes.

Irgendwo, weit draußen in der grasbewachsenen Ebene, ragte ein zerklüfteter Felsen empor, aus dem ein Quell klaren Wassers hervorsprudelte, das sich in einem kleinen, von den Fächern grüner Farne umsäumten See sammelte. Aus diesem See floß ein Bach, der sich wie ein silberner Faden durch die hohen Gräser wand und im Schatten des lichten Wäldchens irgendwohin südwärts eilte. Auf der anderen Seite des Felsens, der in Blöcke riesiger Größe zersprungen war, lag dunkel und trocken eine Höhle. Vor ihrem durch grünes Gesträuch etwas verdeckten Eingang dehnte sich eine kleine, ebene, von niedrigem Gras bewachsene Fläche. Gras bewuchs auch die niedrigen, aber steilen Abhänge, die so mit großen Blöcken besetzt waren, daß eine Riesentreppe von der Grasebene zu dem Plateau vor der Höhle zu führen schien. Einige wilde Kaninchen hatten sich hier ihre Röhren gebaut und führten mit ihren Jungen ein glückliches Leben. Sie wurden durch nichts gestört, denn Hirsche, Wildpferde und andere Tiere, die hierher zur Tränke kamen, nahmen keine Notiz von ihnen und ließen sie in Frieden. Nur dann, wenn die blutdürstigen Wölfe einer heute längst ausgestorbenen Art die Gegend durchstreiften,



mußten sie sich in acht nehmen; sie waren dann auch wirklich vorsichtig, weil man eine Unvorsichtigkeit mit dem Leben bezahlte. Diese Erfahrung vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht und wurde stets beherzigt.

Das heitere und sorglose Leben der Wildkaninchen ging eines Tages jäh zu Ende. Es war gegen Abend, als sich an dem kleinen See vor dem Felsen ein Paar großer, urweltlicher Raubtiere einfand. Das mächtige Männchen mit auffallend kräftiger Brust, starken Vorderbeinen und kurzem Schwanz stand unbeweglich oberhalb des Sees und blickte auf das trinkende Weibchen, das etwas schwächer, aber schöner war. Beide waren von fahlgelber Farbe. Aus dem Rachen ragten ihnen ungeheure, spitze Zähne, langen, säbelförmig gebogenen Hauäxten vergleichbar, abgeplattet und an den Rändern leicht eingekerbt. Diese Hauer waren das mächtigste und vollendetste Mordinstrument, mit dem die Natur jemals eine Bestie ausgestattet hatte. Es hatte allerdings unzählige Jahrtausende gedauert, bis dieser Grad der Vollendung erreicht war. Bei ihren tertiären Vorfahren waren diese Zähne nur unmerklich verlängert und ziemlich stark, bei den nachfolgenden Generationen nahmen sie an Größe und Stärke noch zu, bis schließlich diese quartären Raubtiere, die Smilodonten, jene schrecklichen Mordmesser vollendeter Art besaßen. Kraft und Blutdurst konnten nicht besser versinnbildlicht werden als durch diese Urbestien.

Mit einigen lautlosen Schritten war das Männchen am See und begann ebenfalls gierig das kristallklare Wasser zu schlucken. Dann setzte es mit einem eleganten Sprung über das Bächlein, und seine Gefährtin folgte ihm. Ihre mit großen, schar-

fen, sichelförmig gebogenen Krallen bewehrten Pranken drückten sich tief in den feuchten Boden ein. Sie schlichen lautlos um den Felsen und traten dabei so vorsichtig auf, daß auch nicht das kleinste Zweiglein unter ihnen zerbrach und auch nicht das kleinste Blättchen raschelte.

Plötzlich verhoffte das Weibchen und blickte verwundert nach der dunklen Öffnung der Felsenhöhle. Mit einigen raschen Sprüngen war sie dort und bäugte sie vorsichtig. Dann lief sie hinein und blieb eine Weile darin.

Das Männchen beobachtete sie still, aber wachsam. Plötzlich hörte es sie weich und miauend locken. Kaum war es bei ihr, lief sie wieder in die Höhle und lockte erneut. Das Männchen stand einen Augenblick unentschlossen, dann wurde es auch von der dunklen Felsenhöhle verschluckt.

Inzwischen senkte sich draußen lautlos die abendliche Stille zur Erde, und hoch oben am dunkler werdenden Himmel leuchteten die ersten Sterne auf. Überall war Ruhe und Frieden – nur in den tiefen Röhren drängten sich die Wildkaninchen eng aneinander, und ihre kleinen Herzen klopfen vor Angst und Schrecken über die Ankunft des blutdürstigen Raubtierpärchens.

Silbernes Mondlicht ergoß sich über die Landschaft, und ein warmes Lüftchen zauste verspielt die Kronen der Bäume. Aus dem nahen Dickicht trat ein großer Hirsch. Vorsichtig witterte er und lauschte angestrengt. Dann schritt er langsam zum See unterhalb des Felsens, wobei er hier und da am Wege eine Handvoll Gras abrupfte oder einen grünen Zweig vom niedrigen Gebüsch zupfte.

Die in der Höhle ausruhenden Smilodonten wurden unruhig. Sie hoben die Köpfe, reckten die Hälse und atmeten in langen Zügen den warmen Luftstrom ein, der ihnen den Geruch des Hirsches zutrug. Dieser Geruch war um so schärfer und erregender, je mehr sich der Hirsch dem See näherte. Nach einer Weile, als der Blutdurst des Männchens unbezähmbar erregt worden war, verließ es mit schleichenden Schritten die dunkle Höhle. Durch den Schatten des Gesträuches geschützt, drückte es sich an die Erde und lauerte. Inzwischen schlich auch das Weibchen geräuschlos heran. Beide lagen unbeweglich, nur mit den kurzen Schwänzen schlugen sie bisweilen heftig, und in ihren Augen glühte die mörderische Gier nach warmem Blut. Ihre Körper zitterten vor Jagdleidenschaft.

Als das Männchen merkte, daß sich der Hirsch zum See wandte, schlich es unhörbar vorwärts zu einem großen, aus dem Felsen geborstenen Block, der völlig mit grünem Moos und grauen Flechten bewachsen war; halb dahinter versteckt, bereitete es sich zum Überfall auf den Geweihträger vor.

Inzwischen näherte sich der Hirsch dem See. Er verhoffte, äugte rundum und witterte erneut. Er witterte aber mit dem Wind, und deshalb vermochte ihn seine schwarze, breite Schnauze nicht vor der schrecklichen Gefahr zu warnen.

Der Hirsch erreichte den See und stieg ins Wasser. Er neigte den Kopf und

begann zu trinken. In der glänzenden Wasserfläche spiegelten sich sein schönes Haupt, gekrönt von dem herrlichen, reich verzweigten Geweih, und der prächtige Körper in vollster Entfaltung der Lebenskraft.

Und der Hirsch trank das kühle, kristallklare Wasser in langen Zügen . . .

Plötzlich scholl ein schreckliches Brüllen durch die Mondnacht. Der Hirsch fuhr zusammen, hob den Kopf, und sein entsetzter Blick fiel auf das mächtige Raubtier, das sich an dem nahen Felsblock plötzlich aufgerichtet hatte. In dem unglaublich weit aufgerissenen Rachen leuchteten die gewaltigen, säbelartig gebogenen Hauer, die Augen glänzten in wilder Gier, und der kurze, stummelartige Schwanz schlug pausenlos mit kleinen, abgerissenen Bewegungen hin und her. Der Hirsch, von dem schaurigen Schrei und dem Anblick der wütenden Bestie erschreckt, schien einen Augenblick wie versteinert. Und diese kleine Weile genügte, daß der Smilodon ihn mit einem mächtigen Sprung anfiel. Die säbelartigen Zähne gruben sich wie zwei scharfe Bajonette tief in das Genick des Hirsches, und das riesige Gewicht des anspringenden Raubtieres riß ihn mit einem Ruck zu Boden. Die scharfen Krallen drangen tief in den Körper ein und rissen Haut und Muskeln von den Knochen. Mit einem gewaltigen Ruck des Kopfes riß der Smilodon jetzt die Hauer aus dem Genick des gestürzten Hirsches und grub sie mit neuer Wucht hinein. Ein paar Zuckungen des Todeskampfes durchfuhren den Körper des Hirsches, dann war es zu Ende. Aus schweren Wunden strömte das rote Blut, das der Smilodon gierig schlürfte.

Mit wenigen gewandten Sprüngen erreichte das Weibchen die Stelle des Überfalls. Kaum stand sie über dem erlegten Hirsch, als sie den Kopf neigte, ihn zur Seite legte und dem Tier mit einem einzigen Schwung der Säbelzähne den Leib aufriß.

Dann schmausten beide lange einträchtig.

Als sie schließlich ihr Mahl beendet hatten und mit vollen Mägen zur Felsenhöhle zurückschlichen, balgten sich furchtsame Urkoyoten um die Reste ihrer Mahlzeit. Ihr schauriges Heulen erfüllte weit und breit die Mondnacht und drang auch in die Röhren der armen Kaninchen, die sich aneinanderdrängten, eingeschüchtert von dem Schrecken dieses Abends und dieser Nacht . . .

Die Smilodonten ließen sich in der Höhle dauernd nieder. Vor allem das Weibchen wollte diesen Platz nicht wieder verlassen, ja, sie begann die Höhle sogar ein bißchen einzurichten. Bald zeigte sich, warum sie hierbleiben wollte. Der sichere Unterschlupf, die Nähe des Wassers und die Vielzahl von Getier ringsum, das war die Gewähr dafür, daß die Smilodonten hier ihre Familie gut aufziehen konnten. Und es dauerte nicht lange, da begannen vor der Felsenhöhle zwei ihrer Nachkommen unbeholfen herumzutapsen.

Die Gegenwart der Smilodonten vertrieb auch bald die Kaninchen. Obwohl ihnen die riesigen Raubtiere nicht gerade gefährlich wurden, da Kaninchen für sie eine

zu geringe Beute darstellten, war es doch mit dem heiteren und sorglosen Leben vorbei. Darum wurde die Mehrzahl der Röhren verlassen, und das Gras überwucherte ihre Zugänge. Nur auf der anderen Seite des Felsens blieben einige Kaninchen zurück, die sich nicht von dem Platz zu trennen vermochten, wo sie geboren waren. Nicht einmal die ewige Angst und der dauernde Schrecken konnten sie vertreiben. Sie führten jetzt aber ein trauriges und freudloses Dasein.

So geschah es, daß die meisten Wildkaninchen in der Nähe des Seeufers eine neue Heimat fanden. Sie gruben sich zwischen den Wurzeln der Bäume tiefe Röhren, und da sie rundum genügend schmackhafte Nahrung fanden, lebten sie erneut heiter und sorglos, denn die Smilodonten mieden diesen Ort.

An jenem Tage, als der schwarze Urrabe morgens aus dem Sumpfbereich hierhergeflogen kam, tummelten sich einige Kaninchen lustig im hohen Gras. In unzähligen Haken sprangen sie hierhin und dahin, und wenn eines das andere verlor, machte es Männchen, und die Jagd begann erneut. Wo sie gerade dahinschossen, wellte sich das Gras wie eine grüne Schlange, und wenn sie durch das Gebüsch fuhren, rauschte es auf wie von einem Windstoß.

Plötzlich schrie eines von ihnen vor Schmerz auf. Augenblicklich unterbrachen die anderen ihr Spiel und blickten mit entsetzten Augen auf einen großen Wolf einer heute längst ausgestorbenen Art, der mit starken Zähnen den Körper ihres Gefährten zerriß. Wie Geschosse flogen sie nach allen Seiten auseinander.

Zwei von ihnen liefen auf den See zu, sie liefen und liefen – aber plötzlich stockten sie. Obwohl sie sich alle Mühe gaben, kamen sie nicht vom Fleck. In schrecklicher Angst spannten sie den Körper bis zum Bersten an, aber die Hinterläufe rührten sich nicht. Die Kaninchen waren von der weichen und klebrigen Asphaltmasse des Tümpels gefangen; je mehr sie sich freizukommen bemühten, desto tiefer gerieten sie hinein und desto sicherer waren sie seine Opfer. So brachten sie sich nicht in Sicherheit, sondern liefen dem Tode in die Arme, einem schlimmen Tod, der langsam und bei vollen Sinnen tötete.

Das erschreckte Lärmen der von der Asphaltmasse festgehaltenen Kaninchen erregte die Aufmerksamkeit des hungrigen Wolfes. Als er sah, daß nicht weit von ihm zwei Kaninchen ohnmächtig um sich schlugen, ließ er schnell das erlegte Langohr aus dem bluttriefenden Maule fallen und lief mit langen Sprüngen zu ihnen. Die Gier nach neuer Beute übertönte in ihm die alte, von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Erfahrung seines Stammes, daß leicht erreichbare Beute meist gefährlich und daher Vorsicht am Platze sei. Er war aber ein junger, noch nicht genügend schlauer und erprobter Wolf, getrieben von Hunger. Mit einem mächtigen Sprung stürzte er sich auf das erste Kaninchen. Als er es erreichte, fiel er mit den Beinen tief in den klebrigen Asphalt. Er bemühte sich vergeblich, die Beine aus der zähen Masse wieder herauszuziehen. Das machte ihn wütend; er

schlug mit dem Körper nach allen Seiten, und sein schreckliches Maul riß in sinnloser Wut den Körper des Kaninchens in Stücke. Aber alle Kraft und alle Wut waren vergeblich. Nach einigen Stunden wurde er müde und erwartete gleichgültig sein Schicksal.

Von einem nahen Baume flog ein großer Urgeier Teratornis auf den regungslos daliegenden Urwolf herab. Bevor er sich auf den Wolf setzen konnte, hob dieser unter Aufbietung der letzten Kräfte den Kopf und schnappte mit aufgerissenem Rachen wütend nach dem Raubvogel. Der strich im Bogen ab und flog in großen Kreisen um den sterbenden Wolf herum. Dann griff er ihn noch einmal an und hackte ihm mit seinem scharfen Schnabel mehrmals in den Kopf. Der Wolf bewegte sich nicht mehr. Da setzte sich der Vogel auf ihn, riß mit seinem scharfen, gebogenen Schnabel Stücke aus dem Fleisch und verschlang sie hungrig. Während er seine Mahlzeit hielt, flogen die Urraben auf die Kaninchenkörper herab, und unter Zanken fraßen auch sie.

Als sie sich gesättigt hatten, begann es zu dunkeln. Einer nach dem anderen strich ab, bis alle in der Ferne verschwunden waren. Der größte von ihnen wandte sich irgendwohin nach der Mitte des tückischen Sumpfes, woher er am Morgen gekommen war; dort konnte er in Sicherheit die Nacht verbringen, um am Morgen wieder herbeizufiegen und mit den übrigen Gefährten am Ufer des Sees auf die Opfer der verräterischen Asphalttümpel zu warten.

Viele Male ging die Sonne über dem See und dem Sumpf auf und unter. Die Urgeier und Urraben kamen immer wieder geflogen und warteten geduldig auf ihre Opfer. Einmal war es ein kleines Wildkaninchen, ein andermal ein junger Wolf, dann wieder eine Schar wilder Enten oder Gänse, die irrtümlich auf den von einer dünnen Schicht schmutzig-braunen Wassers bedeckten Asphalttümpel niedergingen.

Ringsum gab es eine Menge Skelette und Knochen, von denen einige schon lange im Grase ruhten und als warnende Ausrufezeichen für alles Lebende weißlich leuchteten. Die Körper der Opfer, die unmittelbar in die Tümpel gerieten, versanken langsam in der weichen, klebrigen Masse, bis sie schließlich ganz verschwanden; und aus dem bodenlosen Asphaltgrab stiegen Tausende von Blasen auf, die an der Oberfläche des schmutzigen Wassers zerplatzten.

Die jungen Smilodonten wuchsen rasch heran. Schon tapsten sie nicht mehr unbeholfen in der Nähe des Einganges der Felsenhöhle umher, sondern tummelten sich lustig in der nächsten Umgebung, und häufig wurden sie von den Alten in den räuberischen Künsten unterwiesen. Vor allem das Weibchen lehrte sie mit großer Geduld, wie man lautlos durch das Gras schleicht, unbeweglich liegt, scharf wittert und dann mit einem großen Sprung das ausersiehene Opfer überfällt. Die erste Übung im Überfallen und Töten hatten die Jungen an den wilden

Kaninchen, von denen noch einige ein furchtsames und verstörtes Leben auf der anderen Seite des Felsens führten. Und schon damals, als es den beiden Jungen gelang, unter Mithilfe des Weibchens ein Kaninchen zu jagen, erwachte in ihnen die Jagdleidenschaft ihres ganzen Geschlechtes, und von da an vertauschten sie auch ihre liebsten Spiele gegen die Jagd auf Kaninchen.

Inzwischen wurde es für die alten Smilodonten schwierig, Nahrung für sich und die Jungen herbeizuschaffen. Die Tiere, die noch kurze Zeit vorher in der Umgebung des Felsens in großen Scharen lebten oder auch von weither zur Tränke kamen, verließen allmählich die Gegend, die nun zum Herrschaftsbereich der schrecklichen Raubtiere geworden war. Herden von Antilopen, kleinen Kamelen, Bisons und wilden Pferden zogen fort und mit ihnen auch Rudel von Hirschen. Das Männchen mußte zur Jagd immer weiter ausziehen, und diese wurde ständig beschwerlicher.

Eines Tages kam der Smilodon an den See, den er bis dahin gemieden hatte. Als er ihn erreichte, sah er in der Ferne vor sich einige Wildpferde friedlich grasen. Er umging sie in großem Bogen und glitt dann lautlos und vorsichtig auf sie zu.

Er war ihnen schon sehr nahe, als er unvorsichtig auf ein trockenes Zweiglein trat. Das leichte Knacken genügte, daß der herrliche Hengst den Kopf hob, den nahen schrecklichen Smilodon erblickte und sofort floh; augenblicklich folgten ihm auch die übrigen.

Ein junger Hengst, überwältigt von der Angst vor der wütenden Bestie, die ihn schon eingeholt hatte, wandte sich in seiner Todesangst zum Ufer des Sees. Er lief durch das Gras und durch niedriges Gebüsch. Plötzlich stürzte er wie vom Blitz gefällt und begann sich auf der Erde machtlos hin- und herzuwerfen. Die tückische, klebrige Masse des Asphalttümpels, die sich zwischen die Grasbüschel und die niedrigen Büsche ergossen hatte und von ihnen verdeckt wurde, behinderte seine Bewegungen und zog ihn zur Erde. Der ihn verfolgende Smilodon blieb stehen und blickte überrascht auf das sich umherwerfende und ängstlich wiehernde Pferd, denn dem alten und erfahrenen Mörder schien es, daß hier nicht alles völlig in Ordnung sei. Mit aufgerissenem Rachen begann er vorsichtig vorwärtszuschleichen, und mit wütenden Augen suchte er den Feind, der seine Beute zu überfallen wagte. Er war darauf vorbereitet, mit ihm zu kämpfen, hart zu kämpfen, notfalls auf Leben und Tod, aber er wollte sich die Beute auf keinen Fall straflos entreißen lassen, die er gehetzt und auf die jetzt auch nur er ein Recht hatte. Aber wie sehr er auch Blick und Geruch anstrengte, er konnte einen Feind weder sehen noch riechen. Nur hoch in der Luft kreiste ein großer Adler und beobachtete alles mit scharfem Blick.

Der Smilodon glitt vorsichtig auf das Pferd zu, jeden Augenblick zum Kampf bereit, zum Beispiel mit dem Urlöwen, der auch in der Steppe zu jagen pflegte. Er war schon mehrfach auf ihn gestoßen und Sieger geblieben.



Auf einmal merkte er, daß sich seine Beine merkwürdig schwer hochheben ließen und in etwas Weiches und Klebendes einsanken. Er beachtete das nicht weiter, weil die aufgepeitschte Mordgier und die Nähe der machtlosen Beute seine Sinne beherrschten. Aber es genügte noch ein weiterer kleiner Schritt, und eine seiner Pranken sank in die schmutzige, dunkelbraune Masse ein, die sie völlig einschloß und gefangenhielt. Der Smilodon, der die Pranke nicht mehr leicht herausziehen konnte, erschrak und befreite sie schließlich mit einem heftigen Ruck. Sobald er aber damit auftrat, fesselte sie der anhaftende klebrige Asphalt an die Erde und behinderte seine gewohnten leichten Bewegungen. Das brachte den Smilodon in wahnsinnige Wut. Er hieb wild gegen Stengel und Zweige der Gräser und Büsche, nur um sich so schnell wie möglich seines kleinen, aber unangenehmen und tückischen Feindes zu entledigen, der ihn in seinem freien, leichten und raschen Lauf behinderte. Als er sich schließlich von der klebrigen Masse befreit hatte, lockte ihn wieder das im Asphalt steckende Pferd. Er versuchte es von einer anderen Seite zu erreichen, dann wieder von einer anderen, aber jedesmal kehrte er um, denn ringsum war klebriger Asphalt und schützte sein Opfer, das inzwischen schon entkräftet und unbeweglich dalag und langsam in sein bodenloses Grab zu versinken begann.

Der Smilodon merkte, daß dieser Ort gefährlich war und daß er das Aufbringen der Beute, die er hier leicht gewinnen konnte, vielleicht mit dem eigenen Leben bezahlen mußte. Deshalb warf er noch einen bösen Blick auf den heimtückischen Platz und das Pferd, wandte sich ab und verschwand in der Steppe, über der noch immer hoch am Himmel ein herrlicher Adler kreiste.

Als der Smilodon in der Steppe verschwand, flogen von einer hohen Eiche zwei Geier auf das umgekommene Pferd zu. Sie setzten sich auf seinen Rücken, aber bevor sie noch beginnen konnten, mit ihren scharfen, hakenartig gebogenen Schnäbeln Fleischstücke herauszureißen, kam wie ein Pfeil der gewaltige Adler zu dem

umgesunkenen Pferd geflogen. Mit halb ausgebreiteten Flügeln und schrecklich aufgerissenen Schnäbeln waren die Geier entschlossen, den Kadaver zu verteidigen. Aber der hungrige Adler ließ sich nicht abschrecken und stürzte sich jäh auf einen der Geier. Mit voller Kraft flog er ihn an, hieb ihm seine Fänge in den Leib und zerschmetterte ihm mit wohlgezieltem Hieb seines scharfen Schnabels den Schädel. Der Geier wankte und fiel vom Rücken des Pferdes in den Asphalttümpel. Im Fallen riß er aber auch den Adler mit, der seine sichelförmigen Krallen tief in seinen Körper gegraben hatte. Der Adler schlug wild mit den Flügeln, ein wenig schmutzigen Wassers spritzte hoch auf, und der Asphalt verschmierte augenblicklich die mächtigen Flügel, die sich aus der klebrigen Gefangenschaft nicht mehr zu befreien vermochten. Und so lag jetzt der lebende Sieger neben dem toten Besiegten – ein Sieger, den nichts anderes erwartete als ein allmählicher Tod. Während der Adler starb, schmauste der andere Geier auf dem Kadaver des Pferdes und verschlang hungrig ganze Stücke herausgerissenen Fleisches; nur ungern teilte er sich in die Beute mit seinen übrigen Gefährten, die von allen Seiten herbeigeflogen kamen.

Die jungen Smilodonten schossen förmlich in die Höhe. Schon lange jagten sie keine kleinen Kaninchen mehr, sondern zogen mit den Alten zur Jagd weit hinaus in die Steppe. Bei diesen gemeinsamen Jagden lernten sie von den Alten alle Listen, die eine erfolgreiche Jagd verlangte.

Je größer die Jungen wurden, desto selbständiger wurden sie. Sie waren schon stark und mutig, nur die Erfahrung der Alten fehlte ihnen.

Einmal geschah es, daß das eine junge Männchen nicht wieder in die Felsenhöhle zurückkehrte. Es trennte sich damals von der Familie und jagte einigen kleinen Gazellen nach. Die alten und das verbliebene Junge beobachteten eine Weile seinen schnellen Lauf. Sie schienen zu wissen, daß er vergeblich war und die Kräfte verbrauchte, ohne den erwarteten Erfolg zu bringen; denn die schnellen Gazellen mußte man überfallen und nicht hetzen. Sie ließen es jedoch mit dem Wind um die Wette laufen, ließen es sich abhetzen, als ob sie wüßten, daß auch seine eigene Erfahrung zu seiner Klugheit beitrug. Dann streiften sie weiter durch die Steppe, in der Erwartung, daß das junge Männchen, erschöpft von dem kräfteverzehrenden Lauf, bald zurückkehren und mit ihnen weiterjagen würde. Aber sie warteten vergebens.

Der junge Smilodon erkannte bald die Zwecklosigkeit seiner Hetzjagd. Die Entfernung zwischen ihm und den fliehenden Gazellen vergrößerte sich dauernd. Schon wollte er umkehren, da sah er hinter einem großen Gebüsch einige riesige Mylodonten, die das grüne Laub von den hohen Büschen fraßen. Der Smilodon verhielt seinen Lauf und brüllte wild auf. Dieses schreckliche Brüllen hallte weit über die Steppe und erschreckte die großen, aber wehrlosen Zahnarmen zu Tode.

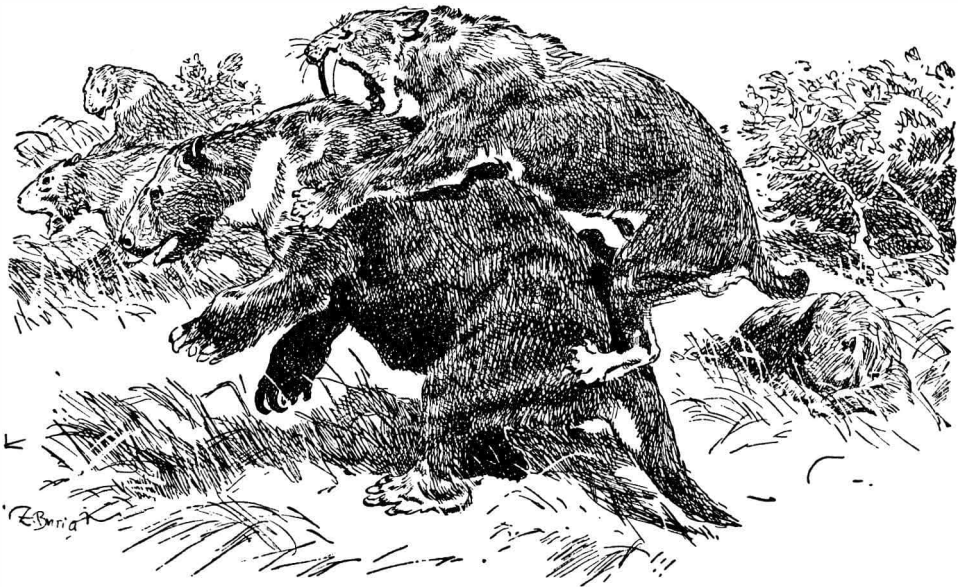
Aus ihren stumpfen Augen glühte eine grenzenlose Angst, und der furchtbare Schreck lähmte ihre Glieder, so daß sie sich nicht von der Stelle zu bewegen vermochten. Im hohen Bogen stürzte sich der Smilodon auf einen von ihnen, riß ihn zu Boden und begann ihn mit den schrecklichen Hauern zu töten. Das Todesröcheln des sterbenden Mylodon weckte seine Gefährten aus ihrer Erstarrung, ihrer Angst und ihrem Schrecken; sie flohen. Als das der Smilodon sah, ließ er von dem gerissenen Tier ab und stürzte sich auf ein zweites. Auch das warf er zu Boden und riß es mit seinem furchtbaren Rachen. Ein Strom warmen Blutes schoß aus der geöffneten Schlagader, bildete auf der Erde eine rote Pfütze und war mit seinem Geruch ein angenehmer Reiz für den wütenden Smilodon. Während er gierig das warme Blut schluckte, verschwanden die übrigen Mylodonten in der Steppe; die mächtigen Körper, einer schnellen Gangart ungewohnt, schwankten unbeholfen dahin.

Der junge Smilodon stopfte sich den Bauch so voll, daß er nach Beendigung der Mahlzeit in das Gebüsch kroch, um lange auszuruhen. Als ihn der Hunger aus dem Busch trieb, verjagte er ein paar Geier und Koyoten von den Resten des Mylodon-Kadavers und begann erneut zu schmausen.

Und dieses große, dichte Gebüsch gefiel ihm so, daß er es nicht mehr verließ.

Das Buschwerk, das der junge Smilodon zu seiner neuen Heimat machte, lag weit von der Felsenhöhle entfernt, wo er geboren worden war. Es lag auch weit von dem See mit den Asphalttümpel, weit am äußersten Rande der Steppe, nahe dem lichten Urwald, der sich nach Norden in unermeßliche Weiten erstreckte.

Das Gebiet der Steppe und des Urwaldes war das beliebteste Jagdrevier des Smilodon. Außer Urwölfen und Urbären gab es kein Tier, das er nicht überfallen



hätte. Mit maßloser Wut stürzte er sich auf pflanzenfressende Mylodonten, Megalonyxe und Nothrotherien, riesige, stumpfe und unbeholfene, zaharme Tiere, die gegen seine wilden Angriffe völlig machtlos waren. Gelegentlich gierte er nach einer aufregenden Hatz; dann jagte er schnelle Antilopen, wilde Pferde und mächtige Bisons, die hier in zahlreichen Herden lebten. Und so wuchs der junge Smilodon zu einem starken und gefährlichen Raubtier heran, das bald zum Schrecken und zur Plage der ganzen Gegend wurde.

Einmal konnte der Smilodon lange Zeit keine Beute erlegen, weil er keine aufzuspüren vermochte. Von Mißerfolg und Hunger ergrimmt, stieß er auf einen alten, einzelnen Urlöwen. Beide Bestien blieben stehen und sahen sich mit aufgerissenen Rachen haßerfüllt an. Keine wollte den Weg freigeben, aber es wagte auch keine anzugreifen.

Nach einer Weile gespannter Erwartung sprang der alte Löwe zur Seite und wollte seine Wanderung friedlich fortsetzen. Als das aber der Smilodon sah, brüllte er laut auf und warf sich mit sinnloser Wut auf den Löwen. Aber der Löwe ergab sich nicht, er drehte sich um und setzte sich zur Wehr.

Der schwere und grausame Kampf spielte sich im hohen Steppengras ab. Mit starken Krallen und mächtigem Gebiß rissen sie sich ganze Stücke Fleisch aus den leidenschaftlich erregten Körpern, aus schweren Wunden rann das Blut in Strömen und färbte den ganzen Kampfplatz rot. In einem wilden Knäuel wälzten sie sich hin und her, einmal der eine, dann der andere oben. Dann wieder standen sie zur lebenden Pyramide aufgerichtet, stemmten sich gegeneinander und schwankten unter schrecklicher Anspannung der Muskeln, und ihre gewölbten Brustkästen hoben und senkten sich wie die Wellen eines stürmischen Meeres. Und wenn sie sich aus der blutigen Umarmung befreiten und die aufgerichteten Körper schwer zu Boden fielen, dann griffen sie einander erneut an. Sand und ganze Grasbüschel flogen unter den Tatzen der kämpfenden Raubtiere nach allen Seiten, und kurze, wütende Schreie zerrissen die Luft. In blinder Wut verbissen sich ihre Rachen ineinander, rissen Fell und Fleisch von den Knochen, und überall, wo die mächtigen Pranken hinreichten, rissen sie mit den scharfen, starken Krallen tiefe, blutende Rinnen.

Am Anfang war der Kampf unentschieden, denn die Kraft und die Wildheit des jungen Smilodon wurden ausgeglichen durch die Erfahrung des alten Löwen. Als aber der Kampf länger dauerte, begann der Urlöwe zu ermüden. Statt anzugreifen, verteidigte er sich nur noch, und schließlich, bedeckt mit vielen Wunden, begann er zu fliehen. Und jetzt hob der Smilodon eine seiner Vorderpranken und riß den Löwen mit zwei schrecklichen Schlägen gegen das Rückgrat zu Boden. Ein wahnsinniger Schmerz durchfuhr den Leib des Löwen und beraubte ihn für einen Augenblick fast der Sinne. Als ihn aber der Smilodon erneut angriff, um ihm die säbelartigen Zähne tief ins Genick zu jagen, drehte sich der Löwe auf den Rücken und

riß ihm mit seinem mächtigen Gebiß eine solche Wunde, daß er ihm den ganzen Kieferknochen entblöste. Der Smilodon sprang zur Seite, und aus der tiefen Wunde floß das Blut, dessen Tropfen wie ein dichter Regen auf die Halme des zertrampelten Grases herabfielen.

Der Löwe sprang schnell auf und flüchtete.

Der Smilodon brüllte siegreich auf, verfolgte den flüchtenden Löwen aber nicht, denn er war selbst ermüdet und entkräftet von diesem harten Kampf. Während er mit blutenden Wunden langsam seinem Lager zustrebte, verhallte in der Umgebung sein Siegergebrüll, aus dem nicht nur sein Stolz über seine ungeheure Kraft und seinen ersten großen siegreichen Kampf klang, sondern auch die dunkelhafte Herausforderung zum Kampf an jedermann.

Aber auch das Schicksal dieser jungen, blutdürstigen Urbestie ging zu Ende . . .

Die Sonne schien mit aller Kraft auf die Landschaft und trocknete jedwede Wasserfläche. Die Grasbüschel verdorrten und bedeckten die Steppe weit und breit mit braunen Klumpen. Schon lange hatte kein Regen die dürre Gegend benetzt, und die ruhigen Sonnenuntergänge deuteten auch keine Änderung des Wetters an.

Eines Tages wanderte am Rande des Urwaldes ein Archidiskodon entlang, ein mächtiger Urelefant mit prachtvoll gebogenen, langen Stoßzähnen. Er war in jener Gegend ein seltener Gast; auf seinen Wanderungen war er zufällig hierher geraten. Durst quälte ihn und das Bedürfnis nach einem erfrischenden Bad. Darum lief er auf den See zu, als er in der Ferne dessen Oberfläche glänzen sah. Je mehr er sich ihm näherte, desto schneller trieb ihn die Sehnsucht nach Wasser vorwärts. Als er die gefährlichen Ufer des Sees erreicht hatte, mäßigte er seine Eile nicht und wurde auch nicht vorsichtig, denn er kannte die Tücken des Ortes nicht. Und so geschah es, daß er plötzlich in einen der Asphalttümpel geriet. Das ungeheure Gewicht seines Körpers riß ihn tief in die weiche, klebrige Masse, und ein verzweifelter Befreiungsversuch hatte zur Folge, daß er auf die Seite fiel und sich nicht mehr bewegen konnte. Die kleinen, schreckerfüllten Äuglein liefen hin und her, als suchten sie Rettung. Aber vergeblich. Der Urelefant hob den Kopf und ließ sein klagendes Trompeten durch die Gegend schallen.

Der Smilodon, der gerade auf der Jagd war, hörte es. Es war schwach und in weiter Ferne, aber deutlich. Er blieb stehen und horchte und witterte lange. Dann trabte er los und näherte sich, gelenkt von der klagenden Stimme, rasch dem Ort des Unglücks.

Es dauerte nicht lange, da sah er vor sich ein unbekanntes, großes Tier wehrlos am Boden liegen. Wegen seiner Jugend und Unerfahrenheit war das für ihn keineswegs ein Warnsignal wie damals für seinen Vater. Er sah nur eine große, machtlose und leicht zu erlangende Beute. Und eine große Beute bedeutete immer ein Genug an warmem Blut und eine Menge Fleisch, die für mehrere Tage reichte.



Mit einem mächtigen Satz sprang der Smilodon auf den Urelefanten. Er fing sich mit den Klauen in der dicken Rückenhaut und schlug dem Elefanten mit großer Wucht die Säbelzähne in den Rücken. Ein furchtbarer Schmerz durchfuhr den entkräfteten und schon sterbenden Körper des Archidiskodon. Mit Aufbietung letzter Kraft hob er den Kopf, schlang den Rüssel um die Vorderpranke des Smilodon und riß scharf an. Der Smilodon, überrascht von der unerwarteten und ihm unbekanntem Abwehr, rutschte vom Rücken des Urelefanten ab und sank mit dem Hinterteil tief in den klebrigen Asphalt, der ihn einschloß. Er war gefangen und verloren. Mit einer Angst, die er bis dahin nicht kannte und die ihn jetzt völlig ergriff, hieb er seine Säbelzähne ohne Unterlaß in den Körper des Archidiskodon und zerriß ihm mit den scharfen Krallen Kopf und Rüssel. Er hieb und riß, solange er noch lebte. Und wie ihn allmählich die Kräfte verließen, verließ ihn auch die Wut, bis er schließlich in eine Gleichgültigkeit verfiel, aus der ihn auch der Geruch warmen Fleisches nicht zu wecken vermochte, das vor ihm, dem Hungrigen, in solcher Menge lag.

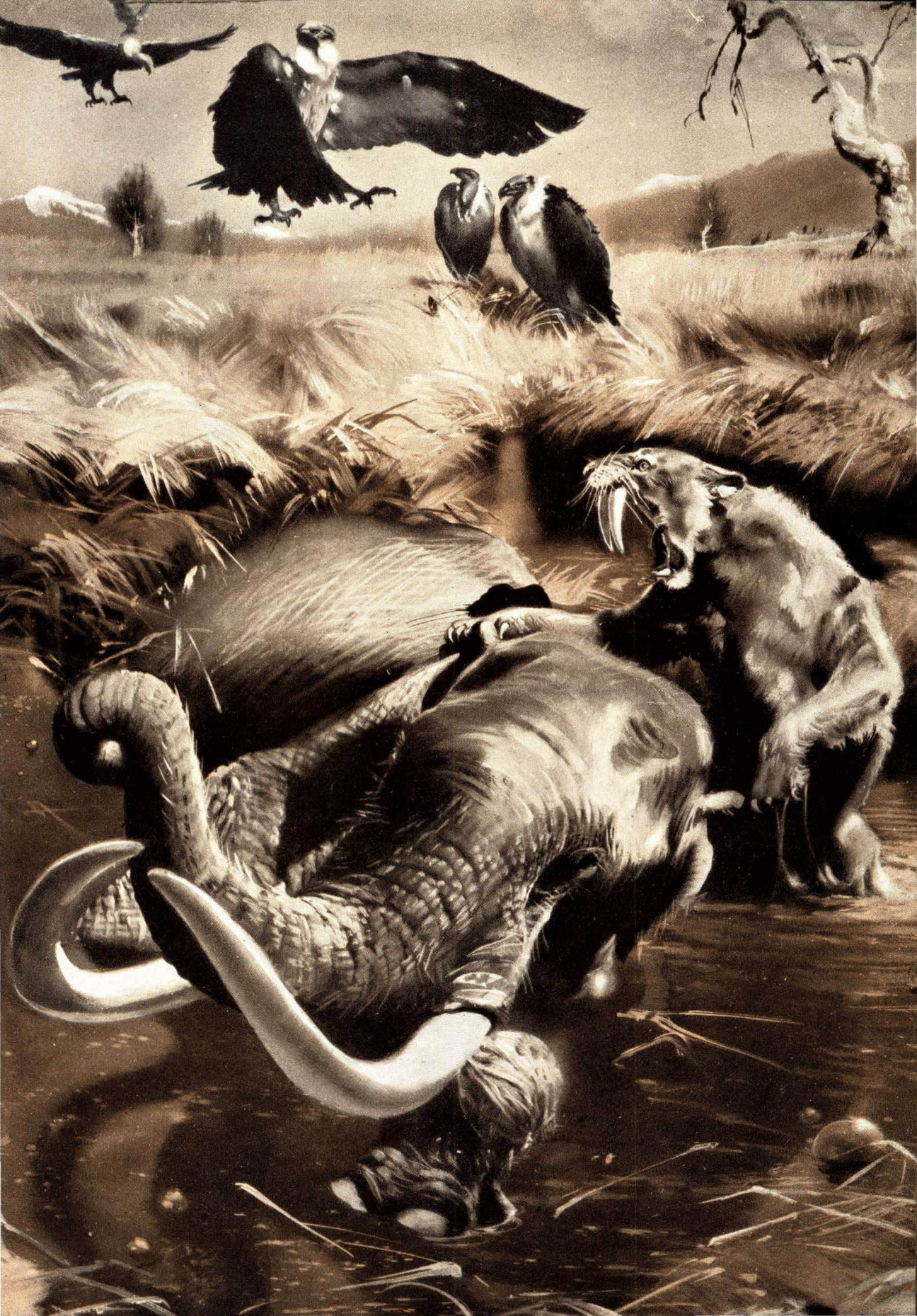
Die Sonne sank allmählich dem Westen zu. Bevor sie sich hinter dem Horizont verbarg, übergieß sie den Himmel mit Gold und Rot, und ein paar der letzten Strahlen fielen auch in die trübgewordenen Augen des Smilodon. Als ob diese Sonnenstrahlen vermocht hätten, im Smilodon das letzte Fünkchen des verlöschenden Lebens zu entzünden, hob er plötzlich den Kopf, warf einen letzten langen Blick über die ganze Gegend und brüllte kurz auf; dann fiel ihm der Kopf wieder zur Seite, ein Zittern ging durch den Körper – und dann war es zu Ende.

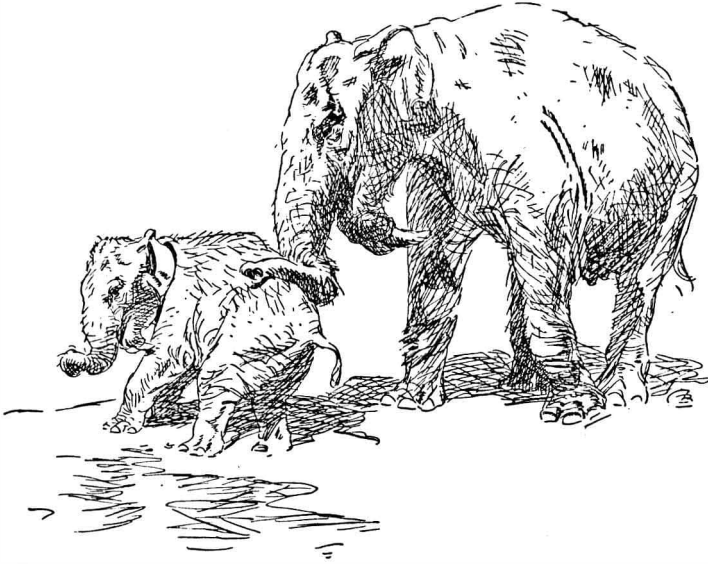
Die Natur verstummte. Nur irgendwo in der Ferne verhallte noch das Echo seines letzten Brüllens, eines traurigen Lautes voll von Schmerz und Klage.

Als am Himmel die ersten Sterne aufglänzten, saßen vor dem toten Smilodon und dem zerrissenen Archidiskodon im Halbkreis die abgemagerten Urkoyoten. Ihre hungrigen Augen leuchteten in die Dunkelheit der Nacht, und ihr schauerliches Heulen drang durch die Stille. Sie saßen hungrig vor einem Berg Fleisch, aber sie konnten ihn trotzdem nicht erreichen, weil sie die tückischen Tümpel des Asphalts gut kannten, die ihre Opfer niemals ungestraft herausgaben.

Lange saßen die Koyoten hier. Erst als die Körper im Tümpel wie in einem bodenlosen Grab verschwunden waren, hörten sie auf, ihren traurigen Grabgesang zu heulen, und verschwanden schattenhaft in der Steppe.

Irgendwo weit weg, mitten im Sumpf, saß auf dem Ast eines halbverdorrtten Baumes ein schwarzer Urrabe und schlief regungslos. Auch er hatte Smilodon und Archidiskodon sterben sehen. Aber das störte ihn nicht in seinem Schlummer; er sah hier schon viel Sterben und würde noch mehr davon sehen, bevor er selbst sein Leben beendete – er, der alte, schwarze Urrabe, das warnende Symbol des trügerischen Sumpfes und des schaurigen Todessees.





DAS TODBRINGENDE UNWETTER

Im grünen Dickicht der erblühten Natur, die erfüllt war von tropischer Schönheit und Sonnenglanz, erblickte das kleine Dinotherium das Licht der tertiären Welt. Seine mächtige Mama stand über ihm und berührte das hilflose Junge sanft mit dem langen Rüssel. Es war dies ihr erstes Junges, eine lebendige und allerliebste Erinnerung an ihre erste Liebe, die irgendwann so plötzlich und unerwartet wie der Frühlingssturm über sie gekommen war und schön und warm wie das Sommerwetter.

Sie wanderte damals allein durch den Urwald, und schon von weitem wich sie allen ihren Artgenossen aus. Sie war damals zufrieden in ihrer Einsamkeit. Von einem Sumpf zog sie zum anderen, suchte sich die saftigsten Blätter aus, die sie mit dem langen Rüssel geschickt abriß und genießerisch in das große Maul legte. Furchtlos wanderte sie durch den Wald. Ihr großer Elefantenkörper, die gewaltige Kraft und die mächtigen, aus dem Unterkiefer nach unten weisenden Stoßzähne waren eine unübersehbare Warnung gegen die Angriffe auch der größten und blutdürstigsten Raubtiere.

Aber dann geschah es, daß sich im Frühling still und allmählich eine merkwürdige Sehnsucht in ihr Inneres stahl, die ihr keine Ruhe gönnte und sie von Ort zu Ort

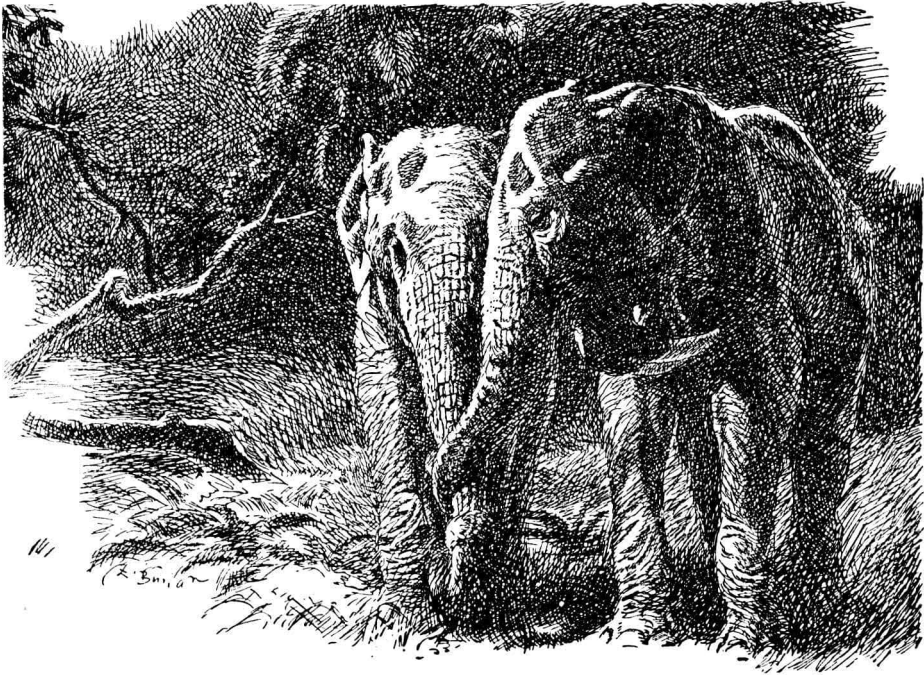
trieb. Nirgends hielt sie es lange aus, immer suchte sie etwas und wußte nicht was. Bis sich eines Abends das Rätsel löste.

Sie irrte damals auf ihren Wanderungen am Rande eines großen Sees entlang. Seine Ufer waren dicht bewachsen mit Schilfrohr, Riedgras und Kalmus, deren zahlreiche Wurzeln den dünnen Morast befestigten und deren lange Schößlinge mit jungen Pflänzchen über dem Wasser zum Licht drängten und den Samkraut-, Schachtelhalm- und Pfeilkrautbestand zum Rückzug zwangen. Weiter vom Ufer entfernt wuchsen im tieferen Wasser die Wurzelstämme der herrlichen Brasenien, Seerosen, die mit ihren großen und kreisrunden Blättern an der Oberfläche smaragdene Teppiche bildeten, gemustert mit herrlichen Blüten von zartem, betäubendem Duft. Auf den Blättern der Seerosen saßen unzählige Urfrösche der Art *Palaeobatrachus* und quakten pausenlos ihr eintöniges Lied in die hereinbrechende Abenddämmerung. Der Himmel war dunkler geworden und erglänzte bald im Schein der glitzernden Sterne. Irgendwo hinter den mächtigen Nußbäumen, Buchen und Eichen ging der Mond auf und übergießte die ganze Landschaft mit seinem silbernen Licht. Und da zeigte sich plötzlich unter einem mächtigen Nußbaum ihr künftiger Gefährte, ein junges und starkes Männchen, schön und packend in seiner erhabenen Größe. Aus seinen kleinen Augen sprangen Flämmchen von Liebessehnsucht, während er regungslos auf das junge Weibchen blickte.

Verwirrung überkam sie. Am liebsten wäre sie in den Schatten der Lianenvorhänge verschwunden, aber etwas Unerklärliches fesselte sie an die Erde und zog sie zu dem jungen Männchen hin. Das machte inzwischen ein paar Schritte nach vorn, hob den Rüssel und begann, vom Mondlicht umflossen, sehnsüchtig zu trompeten. Und kaum war der leidenschaftliche Trompetenstoß in der Abendstille verklungen, als das Männchen zum Weibchen trat, seinen Rüssel leicht um ihren schlang und regungslos verharrte. Zwei große Leiber versteinerten gleichsam. Erst nach einer Weile ging das Männchen einen kleinen Schritt von dem bebenden Weibchen weg, hob wieder den Rüssel und trompetete wieder. Und wenn der erste Trompetenstoß voll leidenschaftlicher Sehnsucht war, so kündete der zweite der hereinbrechenden Nacht den Sieg des Männchens über das Weibchen. Dann schritt das Männchen würdevoll dem Dickicht zu, und das erregte Weibchen folgte ihm gehorsam. Irgendwo tief im Urwald fielen dann auf ihre Liebe das Licht des Mondes und die weißen Blätter herrlicher Magnolienblüten, die sich eben geöffnet hatten.

Von diesem Tage an blieben sie zusammen und zogen immer gemeinsam durch Urwald und Dickicht.

Lange lebten sie im besten Einvernehmen und schliefen auch stets nebeneinander. Erst in den letzten Tagen legte sich das Weibchen gesondert zur Ruhe und schob das erstaunte Männchen unsanft zurück, als es wie immer an ihrer Seite bleiben wollte. Irgend etwas nötigte sie dazu, und das Männchen ertrug geduldig ihre



Launen. Die Erklärung für dieses merkwürdige Verhalten brachte erst jener Morgen, als sie im Dickicht ihr Junges gebar.

Das Junge war allerliebste, springlebendig und munter. Mit seinem kleinen Rüsselchen mußte es immer irgend etwas neugierig anfassen, immer irgend etwas abreißen, um es im nächsten Augenblick wieder fortzuwerfen, denn es war noch klein und saugte noch süße Milch bei seiner mächtigen Mama, die ihm alles war. Sie kostete mit ihm, indem sie es mit dem langen Rüssel streichelte, spielte mit ihm und ließ es auch nicht einen Augenblick aus den Augen. Aber auch das Männchen sorgte für seine Sicherheit; schon mehrmals hatte es warnend den Rüssel gehoben und wütend trompetet, wenn sie auf ihren Wanderungen einem Raubtier begegnet waren. Dann versteckte sich das kleine Junge, erschreckt durch das wütende Trompeten, schnell unter dem Bauch der mächtigen Mama, vergaß aber niemals, mit dem kleinen Kopf neugierig zwischen den säulenförmigen Vorderbeinen seiner Beschützerin hervorzulugen. Es kam aus seinem merkwürdigen, aber sicheren Versteck erst hervor, wenn das Männchen seinen Weg fortsetzte und das Weibchen mit freundlichem Brummen versicherte, daß die Gefahr vorüber sei.

Tief im Urwald leuchtete im Sonnenglanz die Fläche eines großen Sees, umsäumt von einer Wiese mit frischgrünem, dichtem Gras, von weißen, gelben, roten und blauen Blumen übersät, die von Urschmetterlingen merkwürdiger Farben und

Zeichnungen umgaukelt wurden. Zu diesem See, und zwar dorthin, wo die Wasserfläche mit einem Sandstreifen in die blühende Wiese auslief, gingen die Dinotherien zur Tränke und zum Baden.

Vor allem das Junge freute sich auf das Bad, denn es hatte die Angst vor dem Wasser längst abgelegt und schon vergessen, wie es vor Furcht zitterte, als es das erstmal vor der seichten Stelle stand und in das Wasser steigen sollte, das leichte Wellen schlug. Das Weibchen machte ihm vergeblich klar, daß es ihr folgen sollte. Es stand furchtsam am Ufer und blickte mit großer Angst auf das Spiel der Wellen. Aber dann verließ die Mama das seichte und warme Wasser und versuchte, mit ihrem großen Kopf das kleine Dummchen ins Wasser zu drücken. Es wehrte sich aber und wollte sie mit weinerlichem Pfeifen erweichen. Aber vergeblich! Das Weibchen stupste das Junge unbarmherzig vor sich her, als wüßte sie, daß das Baden im flachen, warmen Wasser für ihr Junges nur gut sei und daß das Abspülen von Schmutz nicht weh tue. Als das Junge jedoch ins Wasser stieg und die ersten Wellen seine Beinchen bespritzten, wich es schnell zur Seite, befreite sich so von dem unangenehmen Stoßen und lief zurück. Die Mama brummte verärgert, aber als sie ihm nachlaufen wollte, kam ihr das Junge schon entsetzt entgegen. Zuerst erschrak sie über die vermeintliche Gefahr; aber schnell beruhigte sie sich wieder, als sie sah, daß es nur zwei große Urschildkröten waren, die das Junge auf seiner Flucht so erschreckt hatten. Sie ging schnell ins Wasser und entfernte sich ein Stückchen vom Ufer. Das erschrockene Junge, das wie immer Schutz bei der Mama suchte, beachtete jetzt das Wasser nicht und lief schnell zu ihr. Das Wasser spritzte auf und fiel in tausend Tröpfchen auf die Oberfläche zurück. Augenblicklich war das Junge bei der Alten. Diese ging noch ein Stückchen weiter, und das Junge folgte ihr still und gehorsam. Dann blieb sie stehen, nahm den Rüssel voll Wasser und spritzte das Junge sorgfältig ab. Die angenehme und erfrischende Dusche begann dem Kleinen zu gefallen; es drehte und wendete sich, damit der schwache Strahl sein Körperchen von allen Seiten abwaschen konnte. Es erkannte, daß man sich vor dem Wasser keineswegs zu fürchten brauche, überwand die Angst völlig und begann bald lustig umherzutollen. Es steckte das kurze Rüsselchen tief ins Wasser, schlug damit, daß das Wasser hoch aufspritzte und schüttelte verwundert den Kopf, weil es ihm nicht gelang, Wasser aufzuziehen und damit die gutmütige Mama zu bespritzen. Da das Männchen schon wartend am Ufer stand, mahnte das Weibchen eindringlich zum Abmarsch. Als das nicht half, patschte sie das Junge leicht mit dem Rüssel. Es guckte sich verwundert nach der Mama um, aber diesmal war das kein Scherz, und deshalb ging es ihr folgsam zum Ufer nach. Aber all das war schon lange her, so lange, daß sich das Junge eigentlich gar nicht mehr daran erinnerte . . . Darum sprang es auch heute lustig ins Wasser und begann gleich ausgelassen zu toben. Es hatte inzwischen gelernt, mit dem Rüssel zu spritzen, und war von dieser Errungenschaft so begeistert,

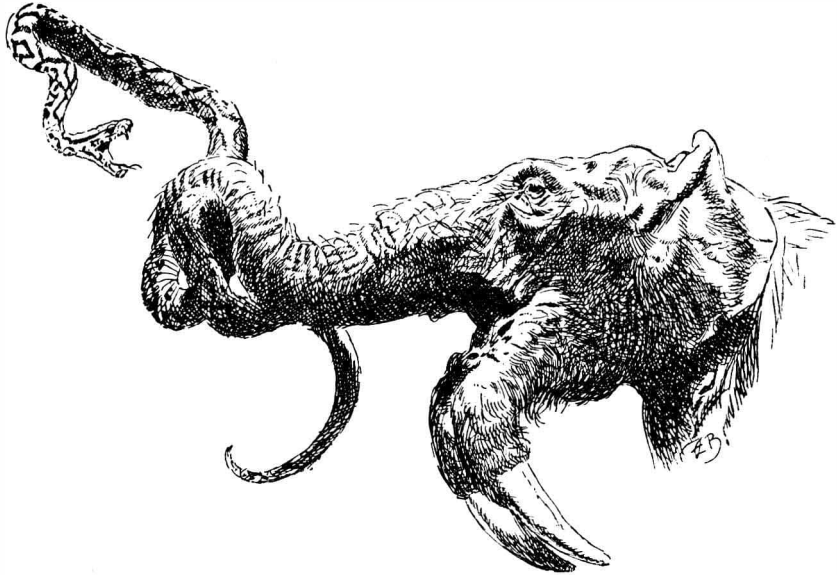
daß es gar kein Ende fand. Von dem Weibchen floß das Wasser in Strömen herab, aber auch das Männchen wurde bespritzt, obwohl das Junge gut wußte, daß man mit ihm nicht so gut spaßen konnte wie mit Mama. Als das Junge des Plantschens überdrüssig war, lief es durch das seichte Wasser, voller Freude darüber, daß das Wasser nach allen Seiten so hoch aufspritzte. Das Weibchen blickte zufrieden auf das Junge, das so flink war und so groß und stark wurde.

So war es auch. Es war nicht mehr das kleine, unbeholfene Junge, das sich ängstlich an die Mama drängte. Sie war ihm jetzt nicht nur sorgende Beschützerin, sondern auch gewissenhafte Lehrerin. Sie lehrte es beispielsweise, wie man mit dem Rüsselchen am besten und leichtesten die saftigen Blättchen oder grünen Zweiglein abreißt und wie man sie ins Mäulchen legt; sie lehrte es auch die Blätter und Blüten guter, saftiger Pflanzen kennen und die bitteren und ungesunden meiden, wenn sie auch noch so verlockend aussahen. Sie lehrte es, notfalls solch eine gute und saftige Pflanze zu suchen und dabei verräterischem Torf und Sumpf auszuweichen, aus dem es kein Entkommen gibt, wenn man erst hineingeraten ist. Aber vor allem lehrte sie es Gehorsam, denn der Gehorsam war die Grundlage ihrer gesamten Erziehung.

Gerade an Gehorsam wollte sich das ausgelassene Junge zu Anfang am wenigsten gewöhnen. Aber eine schmerzliche Erfahrung, die es machte, als es schmackhafte und saftige Blätter unterscheiden lernte, hatte es sehr beeindruckt.

Das war an einem Tage, an dem sie aus dem lichten Urwald hundertjähriger Buchen und Eichen in das feuchte und düstere Halbdunkel der Urwaldeinsamkeit gerieten. Sie wanderten unter riesigen Bäumen dahin, deren rauhe Stämme in Jahrhunderten zu unglaublichem Umfang angewachsen und von den Schnüren ungezählter Lianen umspannen waren, die sich an ihnen unüberwindlich und zäh in die Höhe rankten, über ihre Zweige krochen, ihre Kronen durchzogen und im Glanz der Höhe und im Meer des Lichtes die schönsten Blüten mit prachtvollen Farben und betäubendem Duft trugen. Auf den moosbewachsenen Zweigen wogten lange, zungenförmige Farnblätter wie grüne Federbüsche, und zwischen ihnen prangten hier und da die Blüten herrlicher Orchideen wie herabgefallene Sterne. Unten auf der Erde wuchsen aus der dunklen Moderschicht von Laub und Holz große Teppiche grünen Mooses, durchsetzt von Schachtelhalmen und Farnen, von denen einige gleich den Lianen die Baumstämme umrankten und gierig nach oben drängten, selten auch die Stengel irgendwelcher großer, grüner Blätter, die so verlockend aussahen, daß sie direkt zum Abreißen aufzufordern schienen. Aber die beiden Alten gingen daran vorbei, ohne sie zu beachten. Als das Junge der Verlockung der grünen Blätter nicht widerstehen konnte und sich ein Büschel davon abreißen wollte, um sie zu kosten, da brummte das Weibchen warnend, schob das Junge beiseite und zerstampfte den ganzen Zweig unter ihren Füßen. Das Junge blickte die Mama erstaunt an, aber die hatte sich wieder in Bewegung gesetzt, ohne noch

einmal hinzusehen. Das Junge trottete also hinterdrein. Es wußte allerdings nicht, daß dies die Blätter einer nicht schmeckenden oder vielleicht sogar giftigen Pflanze waren, deren Genuß ihm die Mama versagte, obwohl sie so verlockend aussahen. Im Verhalten der Mama lag also eine Warnung. Und doch konnte, als die Alte ein wenig vorausgegangen war, das Junge der Lockung nicht widerstehen. Aber das Weibchen sah sich, als hätte es etwas Unrechtes geahnt, gerade in dem Augenblick um, als das Junge ein Büschel Blätter abreißen wollte. Kaum hatte die Alte bemerkt, was das Junge im Schilde führte, kehrte sie schnell um, aber doch nicht schnell genug, als daß das Junge nicht wenigstens ein Blatt abreißen und ins Mäulchen stecken konnte. Die erzürnte Mama zerstampfte die Pflanzen zu einem formlosen Brei, und dann bekam das unfolgsame Junge mit dem Rüssel den verdienten Lohn. Das waren die ersten Schläge, die es von seiner gutmütigen Mama bekam. Aber mehr noch als die Prügel schmerzten die heftigen Krämpfe, die nach einer Weile das Junge befielen. Es warf sich wild hin und her, klagte herzerreißend, und je mehr das Gift wirkte, desto schlaffer wurde es. Das Weibchen stand ratlos über dem klagenden Jungen, und das Männchen trompetete wild, brach in ohnmächtigem Zorn Äste von den Bäumen und riß grüne Sträucher aus dem Boden. Erst nach mehreren Stunden beruhigte sich das Junge; die kleine Giftmenge eines einzigen Blattes dieser gefährlichen Pflanze hörte zu wirken auf. Und als am Morgen die Sonne aufging, fanden ihre goldenen Strahlen das Junge schon auf der blühenden Wiese am kleinen Bach, wo es gierig trank, als wollte es nicht wieder aufhören. Männchen und Weibchen standen dabei und nickten still mit ihren großen Köpfen. Als sich das Junge sattgetrunken und damit das brennende Durstgefühl vertrieben hatte, wanderten alle drei zu einem nahen Sumpf, wo aus dem feuchten Boden die saftigsten und süßesten Kräuter wuchsen. Aber das Junge beachtete sie gar nicht, achtlos ging es auch an den schmackhaften Blättern der Büsche im Dickicht vorüber, wohin sie später kamen. Erst gegen Abend riß es sich ein paar Zweige ab, um das schwache Hungergefühl und das Zwicken der leeren Eingeweide zu vertreiben. Das Junge merkte sich aber die schmerzhaft Begebenheit gut und war lange Zeit seiner klugen Mama gegenüber folgsam. Aber auch vom Männchen lernte das Junge einiges. Es versteckte sich jetzt nicht mehr hinter dem Weibchen, wenn sie auf ihren Wanderungen durch den Urwald mit dem reißenden Amphicyon zusammentrafen, einem hundeartigen, großen Raubtier, sondern stellte sich mit erhobenem Rüsselchen neben das wütende Männchen, bis die Bestie im Dickicht verschwand. Und wie es die Raubtiere hassen lernte, so lernte es auch die Schlangen hassen. Es war noch nicht lange her, als die Dinotherien auf ihren Wanderungen einmal aus einem dunklen Lorbeerhain auf eine helle Waldwiese heraustreten. Ein kleines Bächlein floß hindurch, dem sie nun zustrebten. Bald stießen sie auf eine große Pythonschlange, die sich auf dem halbvermoderten Stamm eines vom Sturm vor langer Zeit entwurzelten Nußbaumes



wärmte. Die erschrockene Schlange konnte nicht mehr fliehen; sie reckte sich auf, und aus dem zischenden Maul peitschte wie ein schwarzer Blitz die schmale, lange und gespaltene Zunge. Das Männchen, erregt vom Anblick der Schlange, ergriff sie mit dem Rüssel, und bevor die Schlange zur Besinnung kam, flog sie hoch in die Luft, fast bis zu den Baumkronen, und stürzte dann wie ein vom Sturm abgerissener Zweig zur Erde. Als sie mit einem dumpfen Aufschlag zu Boden gefallen war, begann das Männchen auf ihr wild herumzutampeln und herumzustampfen. Als sich dann der zertretene Schlangenkörper in den letzten Zuckungen wand, hob das Männchen den Rüssel und trompetete laut. Das Junge, das von Anfang an den Kampf entsetzt verfolgt hatte, sprang plötzlich zu den Überresten des Schlangenkörpers und begann mit seinen Beinchen wütend auf dem Ende des Schwanzes herumzustampfen, der sich noch bewegte und krümmte. Als auch das Kleine sein tödliches Werk beendet hatte, hob es drollig das Rüsselchen und entlockte seiner Kehle den ersten schwachen Schrei. Auch in ihm erwachte der vernichtende Haß gegen Schlangen; die Dinotherien töteten sie immer und überall, obwohl auch die größten Pythonschlangen ihnen nicht gefährlich werden konnten. Und wann immer von dieser Zeit an das Junge irgendwo eine junge Schlange entdeckte, zerstampfte es sie und verkündete dann mit schwachem Trompeten dem ganzen Urwald seinen Sieg.

Aber nicht immer war das Junge so mutig. Einmal, als sie in der Nähe eines Sumpfes zum Äsen in einen niedrigen Laubwald gingen, sprang das Junge in ein kleines Dickicht niedriger Palmen, wohin es die großen Blätter vom Klettenkraut

lockten, die ihm immer so gut schmeckten. Kaum hatte sich hinter ihm der Wall fächerartiger Palmblätter geschlossen, da ertönte sein verzweifelter Klagen, und das Junge kam entsetzt aus dem Dickicht hervorgeschossen. Sein Jammern und das Knacken brechender Palmblätter machten das Weibchen darauf aufmerksam, daß mit ihrem Jungen etwas passiert war. Als sie aber hineilte, sah sie auf der anderen Seite der Dichtung einen einzelnen Urtapir über den Sumpf laufen, der sich dort an den saftigen Blättern gütlich getan hatte und über das plötzliche Erscheinen des Jungen sicher genauso erschrocken war wie das Junge über ihn.

Die schönsten und lustigsten Stunden erlebte das Junge im seichten Wasser des breiten Bogens am großen Fluß, der quer durch den ganzen Urwald floß. Immer, wenn sie auf ihren Wanderungen hierher kamen, herrschte lustiges Treiben. In der Mitte des Flusses ruhten ein paar Urflußpferde aus, während andere am Ufer den reichen Pflanzenwuchs abweideten. An einer sumpfigen Stelle des Ufers wälzten sich einige große Urschweine der Gattung *Listriodon*, deren unansehnliche Körper mit groben Borsten bedeckt waren. Sie waren böse und unverträgliche Tiere; ihre blutunterlaufenen Augen und die großen Hauer der Eber hielten alle übrigen Tiere aus ihrer Nähe fern. Das galt auch für die kleinen Choeritheria, die mit ihnen zum gleichen Stamm gehörten, aber kleiner waren, die erwachsenen Tiere nicht größer als ein kleines Ferkel. Lästige Besucher waren auch die stämmigen Urnashörner *Aceratherium*, deren mächtige Schädel kein Horn aufwiesen; gefährlich waren die Einzelgänger, Männchen, die plötzlich und oftmals ohne Grund angriffen. Auf den Sandbänken sonnten sich verschiedene Urschildkröten und große, häßliche *Diplocynodonten*, gepanzerte Urkrokodile mit großen Mäulern voll scharfer, kegelförmiger Zähne. Aus den Kronen der Zimtbäume, die kleine weiße Blüten trugen, hörte man lustiges Vogelgezwitscher, das auch aus dem Dickicht von Myrten- und Oleanderbüschen ertönte. In den Zweigen der alten Weiden, die ihre Kronen bis auf die Oberfläche des Flusses neigten, saßen unbeweglich große Eisvögel, die im Sonnenglanz wie herrliche, seltene Edelsteine schimmerten; sie saßen geduldig und lauerten auf die Fische, die sich hier in großer Zahl tummelten. Im Schilf gab es eine Unmenge verschiedener Wasservögel, von denen die weißen Schwäne durch ihre außergewöhnliche Schönheit bezauberten. Gegen Abend kam auch ein kleines Rudel *Palaeomeryx*, der ersten Hirschartigen, deren Köpfe aber noch nicht mit Geweihen ausgestattet waren, und ein kleines Rudel *Dicroceros*, deren Männchen schon kleine, gabelartige Geweihe hatten, die sie allerdings nicht abwarfen; sie waren schöne Tiere mit ebenmäßigen Körpern und hohen, schlanken Beinen. Aber die Abende waren hier gefährlich, denn in der Abenddämmerung gingen verschiedene Bestien auf Raub aus und überfielen in großen Sprüngen ihre nichtsahnenden Opfer; dann klangen durch die Abendstille die Schmerzensschreie und das Todesröcheln zu den erschreckten Rudeln flüchtender Tiere.



Wie immer, so herrschte auch heute in der Flußkrümmung reges Leben. Schon von weitem sah das Junge im seichten Uferwasser ein paar andere Jungtiere seiner Art plantschen, und darum lief es schnell und freudig zu ihnen hin. Es hüpfte schon lustig umher, als die Eltern ins Wasser stiegen und sich zu den anderen Dinotherien gesellten.

Unweit der Dinotherien badete auch ein kleines Rudel großer Mastodonten, ebenfalls Urrüsseltiere, aber mit vier Stoßzähnen, die schräg aus dem Kiefer wuchsen. Sie bespritzten sich mit Wasser, um von der groben Haut ihrer mächtigen Körper allen Schmutz und Staub zu spülen. Mit großem Vergnügen gaben sie sich den Badefreuden hin, ohne die Dinotherien zu beachten.

Die jungen Dinotherien spielten inzwischen heiter miteinander. Im Herumspringen gerieten sie näher an die Mastodonten, aber die beachteten sie nicht. Als aber die Spiele der Jungen das Wasser trübten, brummten sie ärgerlich, und einer davon, der ihnen am nächsten stand, stieß eines der Jungen leicht mit seinen langen Stoßzähnen. Das Junge schrie auf, mehr aus Angst denn aus Schmerz.

Das Weibchen, dessen Junges so beleidigt worden war, hob zornig den Rüssel, bereit, jeden Augenblick den Angriff zu beginnen. Zu ihr gesellten sich auch die übrigen Dinotherien. Aber die Mastodonten fürchteten sich nicht und machten Miene, den Angriff abzuwehren. Zwei Reihen riesiger Leiber schienen gesonnen, mit aller Kraft aufeinanderzuprallen. Aber es kam nicht zum Zusammenstoß, denn so schnell die Erregung aufflammte, so schnell verlösch sie wieder. Nach einer Weile beschäftigten sich beide Herden wieder mit dem erfrischenden Baden, und kurz danach stiegen die Mastodonten aus dem Wasser und verschwanden im Urwald. Und nach ihnen verliefen sich auch die Dinotherien.

Der strahlende Sonnenball hatte schon lange den höchsten Punkt seiner täglichen Wanderung überschritten, als Männchen und Weibchen das Wasser verließen und sich mit dem Jungen auf den Rückweg machten. Sie betraten den schattigen Urwald und zogen durch ein kleines Tal, das ein Bächlein durchfloß, an beiden Seiten von herrlichen Fächern buschiger Farne und von rauschenden Schäften hoher Schachtelhalme umsäumt. Voraus schritt das Männchen, hinter ihm das Weibchen und dann das Junge, ruhig und brav, denn das lustige Umhertollen im Wasser hatte es ein wenig angestrengt.

Während die Dinotherien auf dem schmalen Pfad ihren Marsch durch die Tiefe des Waldes fortsetzten, bezog sich der hellblaue und reine Himmel mit einem weißlichen Feld von Wölkchen, die unbeweglich dastanden und an ihrem entfernten Ende von silbernem Glanz in trauriges, dunkles Grau übergingen. Ein leichter Wind begann plötzlich die Baumkronen zu zausen, verschob das Feld der Wölkchen und verdeckte damit die Sonne. Er wurde stärker und stärker, bis er sich in einen Sturm verwandelte, der die Wölkchen in tausend Fetzen zerriß und über den Rand des Horizontes ungeheuere Haufen dunkler Wolken herantrieb,

die schnell am Himmel emporstiegen, der immer grauer und schließlich fast schwarz wurde. Mit den sich immer mehr auftürmenden Wolken verschwand das Licht des Tages; Dunkel und tiefe Schatten legten sich in die Winkel des Urwaldes, und eine lastende Traurigkeit kam vom Himmel und erfüllte Luft und Erde . . .

Ein heftiger Wind stemmte sich mit vernichtender Kraft gegen die Baumkronen, die unter seinen wilden Böen stöhnten. Seine Angriffe wurden immer stärker, er splitterte und brach mit schrecklichem Prasseln ganze Äste, die mit dem abgerissenen Laub geräuschvoll zu Boden fielen.

Plötzlich zeigte sich auch am gegenüberliegenden Horizont eine große Wolke. Sie wuchs rasch an und war überall gleich schwarz und gleich drohend. Als dann beide Wolkenfronten aufeinandertrafen, da zerriß ein langer, gezackter Blitz das Dunkel des Himmels, und neue, riesige Sturmböen griffen den Urwald an. Sie rauften die Kronen der hundertjährigen Bäume, spalteten sie und brausten und heulten im Scheine der Blitze durch den ganzen Urwald.

An einem felsigen Steilhang stand eine mächtige Fichte. Sie war Zeugin längst vergangener Zeiten und widerstand schon vielen Unwettern. Aber solch ein fürchterlicher Sturm war noch nie durch ihre schlanke Krone gebraust. Sie stand immer kerzengerade, mit ihrer Höhe und ihrem mächtigen Wuchs die ganze Umgebung beherrschend. Jetzt aber beugte sie sich tief unter den Böen des wilden Windes, der wie wahnsinnig dahinjagte, und irgendwo tief im Wurzelwerk erklang schon mehrfach ein merkwürdiges Bersten.

Der Himmel wurde immer finsterer, und ein Blitz jagte den anderen.

Die Dinotherien zogen auf dem schmalen Steig des Tales eilig dahin. Sie erreichten schon die Stelle, wo er in das dschungelartige Dickicht mündete; dorthin eilte das Männchen, darin wollte es mit dem Weibchen und dem Jungen dieses schlimme Unwetter abwarten.

Aber als sie an die Fichte kamen, stemmte sich eine gewaltige Sturmbö mit solcher Kraft gegen den Baum, daß man in seinen Wurzeln ein schreckliches Bersten und Prasseln hörte; und bevor noch das Prasseln vorüber war, änderte sich der Sturm, begann zu kreisen und zu wirbeln und drehte mit einem seltsamen Pfeifen die mächtige Fichte von den Wurzeln ab. Der schwere Stamm erfaßte im Fallen das Junge und schleuderte es mit solcher Kraft gegen einen kleinen Felsvorsprung, daß sein Leben es fast sofort verließ.

Das Weibchen, erschreckt durch den lauten Schlag des vom Sturm entwurzelten Baumes, blieb stehen. Als sie sich umdrehte, sah sie mit Entsetzen, daß ihr Junges unter dem mächtigen und schweren Stamm lag. Schnell eilte sie hin, um ihm zu helfen. Sie stemmte sich gegen den gewaltigen Stamm und versuchte, ihn unter Aufbietung aller Kraft von dem Jungen wegzuwälzen. Aber vergeblich; er war auch für ihre von Mutterliebe unglaublich aufgepeitschte Kraft zu schwer. Es genügte nicht einmal die Kraft des vor Wut tobenden Männchens.

Das Junge stöhnte leise. Die trübgewordenen Augen liefen bald hierhin, bald dorthin, als suchten sie etwas. Dann hielten sie mit einem Male an, und das Junge sah mit einem langen, starren Blick auf seine gute und liebenswerte Mama. Die kleinen, von Ergebenheit und Trauer verdunkelten Äuglein schienen sich ein wenig zu erhellen. Dann erloschen sie plötzlich, Todeszuckungen schüttelten den Körper – und es war zu Ende. Nur aus dem Köpfchen, mit dem das bedauernswerte Junge gegen den scharfen Felsvorsprung geschleudert worden war, rann ein schwacher Faden Blut, der auf dem grauen Stein ein rotes Band hinterließ . . .

Das Weibchen stand völlig verstört über dem erschlagenen Jungen. Sie ging um den kleinen Körper herum, stieß ihn leicht mit ihrem großen Kopf an und quiekte mehrmals, als wollte sie es wecken. Aber das Junge lag bewegungslos, und seine Glieder wurden langsam steif. Und als sie mehrmals sein Rüsselchen aufgehoben hatte und dieses jedesmal kraftlos wieder zu Boden fiel, da hob sie wie in plötzlichem Begreifen den eigenen Rüssel, und durch das stürmische Unwetter klang ihr klagendes Trompeten. Da trat auch das Männchen zu dem toten Jungen, beroch es, ergrimmte erneut und hieb in ohnmächtiger Wut seine starken Stoßzähne so heftig und wild in den Stamm des gestürzten Baumes, daß die Späne flogen . . .

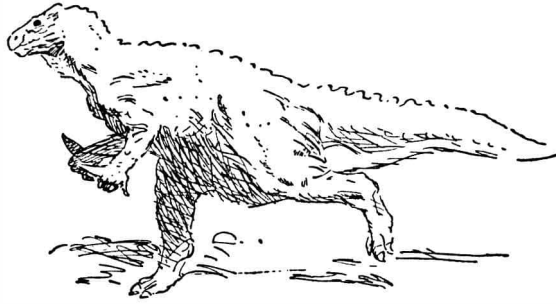
Als der Wutausbruch vorbei war, kehrte es um, nickte mit dem großen Kopf und schritt rasch auf dem schmalen Pfad voran. Das Weibchen folgte ihm. Aber bevor sie in das Dickicht des Dschungels trat, worin das Männchen schon verschwunden war, drehte sie sich noch einmal um, trompetete und lauschte einen Augenblick angespannt. Als sie aber zur Antwort nur das Heulen des Sturmes vernahm, schloß sich auch hinter ihr die grüne Wand des Dickichts.

Die ersten großen Tropfen peitschten vom schwarzen Himmel. Dann wurden sie dichter, bis ungeheure Wassermassen aus den Wolken stürzten. Sobald sie die Erde erreichten, wühlten sie den Boden auf und trugen ihn von den Hängen zur Sohle der Schlucht.

Und der Regen dauerte die ganze Nacht . . .

Als dann am Morgen die Sonne die Landschaft und auch die Schlucht mit goldenen Strahlen übergöß, war das arme junge Dinotherium fast gänzlich mit Erde bedeckt, die der Regen aus dem großen Windbruch herangespült hatte.

In der Nähe des zerschmetterten Köpfchens setzte sich ein Vogel in das Gewirr der zerbrochenen Äste. Er hüpfte ein paarmal umher, und dann sang er ein Lied in den rosigen Morgen. Es war ein trauriges Lied, ohne lustige Triller und ohne Melodie. Und als er geendet hatte, flog er leise davon und verschwand irgendwo im grünen Meer des Urwaldes.



DER RUF DER EINSAMKEIT

Unter den leuchtenden Sonnenstrahlen der unteren Kreidezeit glänzten die Flächen kleiner Seen zwischen herrlichen Wäldern von Nadelbäumen und Zykadeen wie märchenhafte Truggebilde. Prächtige Ginkgobäume reckten ihre buschigen Kronen empor, deren merkwürdige, blattartig verbreiterte Nadeln im leichten Lufthauch wie kleine Fransen prachtvoller grüner Vorhänge zitterten. Die Kronen der reich gefiederten Fächer der Zykasen bebten in der Sonnenglut und warfen die dunklen Schatten ihrer schönen Blätter zwischen den Halmen der Gräser zur Erde. Die verschiedenen Arten niederer Farne bildeten an den Ufern der Seen und an schattigen, feuchten Stellen der Gehölze lockere, sich aufblähende grüne Klumpen, durch deren Gewirr sich kleine Urmolche der Familie Hylaeobatrachus wanden, die dicke Maden verschiedener Insekten und häßliche Spinnen verfolgten. Wenn sie sich gesättigt hatten, verschwanden sie unter riesigen, mit Moos überwucherten Felsblöcken oder unter bemoosten Stämmen alter Bäume, die von heftigen Wirbelwinden entwurzelt worden waren.

Neben den zahlreichen Seen, die sich mit dem silbernen Glanz ihrer Flächen auffallend vom smaragdnen Grün der ausgedehnten Wälder abhoben, dehnten sich trockene, grüne Ebenen mit schütterem Busch- und Baumbestand. Sie waren ziem-

lich häufig und untereinander durch die schmalen Streifen gelber Sandebenen verbunden. Und diese trockenen Sandebenen inmitten der Wälder der großen Hochebene waren die Heimat des riesigen Iguanodon, eines Urreptils aus dem Geschlecht der Riesenechsen.

Das waren ungeheure Kolosse, bis zehn Meter lang und fünf Meter hoch; ihre schweren Körper wurden von den mächtigen Hinterbeinen getragen, während die Vorderbeine schwach und verkümmert waren und der Daumen sich in einen scharfen, starren, knöchernen Kegel umgebildet hatte. Er war eine gefährliche Waffe, mit der sie sich in der Zeit der Liebesraserei tiefe Wunden schlugen, wobei mit dem wallenden Blut auch die Liebesleidenschaft verströmte. Sie durchstreiften die Gegend in kleinen Herden und füllten sich die Bäuche mit Gras und grünen Nadeln, die sie mit den Zweigen von den Bäumen rissen, so daß von kleineren Bäumen oft nichts übrigblieb als eine Anzahl nackter, abgefressener Knüppel. Die sehr zahlreichen Iguanodonten lebten friedlich mit den anderen Arten zusammen, die allerdings gegen sie geradezu Zwerge waren. Nur dann, wenn sich zu einer der Grasebenen der wilde Megalosaurus verirrt, bemächtigte sich der Iguanodonten ein furchtbarer Schrecken, und dann flohen sie vor den fleischfressenden Verwandten weit weg.

In einem kleinen Rudel lebte ein sehr altes Männchen. Schon lange hatte es vergessen, wie es sich damals unter den jungen Araukarien aus dem Ei geschält hatte und mit verwunderten Augen das erstmal die Gegend beschaute, die seine Heimat werden sollte. Und wie aus dem Jungholz von Araukarien uralte Bäume wurden, durch deren Kronen viele Stürme und viele Jahre dahinbrausten, so wurde aus dem kleinen Iguanodon ein Riese, von allen Alterserscheinungen heimgesucht. Er konnte mit dem raschen Lauf des Rudels nicht mehr Schritt halten, er suchte auch keinen Streit mehr, denn die Leidenschaften waren schon lange aus dem morschen Körper gewichen.

Einmal, als der helle Morgen die ganze Gegend mit seinem Glanze übergoß, trat das Rudel aus dem Dunkel des Zykadeenhains, in dem es die Nacht verbracht hatte. Es betrat die Grasebene und zog langsam zu einem kleinen See. Dort wuchs üppiges Sequoia-Jungholz, das jedes seiner Zweiglein gierig nach oben streckte, als wollte es zu den Wolken emporfliegen. Es schien dabei möglichst bald seine tausendjährigen Vorgänger einholen zu wollen, deren mächtige, in der Nähe wachsenden Stämme in unermesslicher Höhe ausgebreitete Kronen trugen, die sich leicht im Winde wiegten.

Schon seit mehreren Tagen kamen die Iguanodonten hierher zum Äsen. Mit ihren langen, schmalen Zungen ergriffen sie die Zweige, rupften sie ab und zermahlten sie mit ihren gewaltigen Zähnen wie zwischen Mühlsteinen. Sie zogen nicht weiter, bevor sie sich die großen Bäuche nicht bis zum Bersten angefüllt hatten.



Auch heute kam das Rudel hierher. Hier und da zupfte ein Iguanodon einen Araukarienzweig ab, wenn er ihm wie ein grünes Band in den Weg wehte. Hinten, weit hinter dem Rudel, kam langsam und schwerfällig das alte Männchen. Es konnte mit dem Rudel nicht mehr Schritt halten, aber die Macht der Gewohnheit langer Zeiten zwang es, wenigstens im Abstand hinterherzutrotten. Diese Einsamkeit während des Marsches störte es nicht. Im Gegenteil, es schien, als suchte es sie; denn selbst dann, wenn das Rudel anhielt, um irgendwo zu äsen, hielt es sich immer abseits, und niemals mischte es sich unter die anderen, wie es das noch vor kurzem getan hatte. Als es so schwerfällig hinter dem Rudel herschritt, merkte es, daß aus dem Schatten einiger baumartiger Zykasen ein riesiger Megalosaurus herauslief und sich mit ein paar langen Sprüngen inmitten des Rudels befand. Den mit starken, abgeplatteten, beiderseits eingekerbten Zähnen besetzten Rachen weit aufgerissen, stürzte er sich auf ein junges Weibchen und grub sein schreckliches Gebiß in ihren breiten Hals. Mit einem heftigen Ruck des verbissenen Maules riß der Megalosaurus dem überraschten Weibchen ein Stück Fleisch heraus, und ein mächtiger Blutstrom schoß aus der furchtbaren Wunde. Das strömende Blut versetzte die Riesenechse in blinde Wut. Ihr Maul wühlte sich tief in den Hals des Opfers, und mit schrecklichen Bissen entblößte es die großen Halswirbel, den Kiefer und eine Reihe starker Zähne. Es half dem jungen Weibchen nicht, daß es die knöchernen Daumen in den Körper des Megalosaurus jagte; ihre Hiebe waren zu schwach, um den starken Panzer des alten Räubers zu durchschlagen, der außerdem über genug Erfahrung verfügte, um ihnen auszuweichen. Diese Schläge waren zwar nicht tödlich, aber sie waren unangenehm, ja manchmal retteten sie sogar das Opfer.

Schon ließ sich das Iguanodonweibchen im Todeskampf zu Boden fallen. Der Megalosaurus beugte sich über den mächtigen Körper und wollte daraus Fleischstücke reißen. Aber in den letzten Kämpfen des nahenden Todes hieb das Iguanodon noch einmal heftig mit dem Bein, und die mächtige Klaue des längsten Sporns seines dreizehigen Fußes erfaßte den Bauch des Megalosaurus und zeichnete ihn mit einer langen Rißwunde bis zu den Weichteilen. Der Räuber sprang zur Seite und ging vorsichtig um sein Opfer herum, das sich aber nicht mehr bewegte und langsam starr und steif wurde, denn auch das letzte Fünkchen Leben war schon erloschen. Als sich nach einer Weile der wilde Megalosaurus erneut über seine Beute beugte, konnte er aus ihr völlig ungestört Stücke blutigen Fleisches reißen und sie verschlingen. Irgendwo weit weg verschwand in wilder Flucht das Iguanodon-Rudel.

Mit leicht vorgeneigten Körpern und erhobenen dicken Schwänzen jagten sie in großen und schnellen Sprüngen vorwärts, ohne das Sequoiagehölz, ohne den Hunger zu beachten. Angst und Schrecken trieben sie aus der Grasebene fort, denn es konnte auf ihr jetzt kein einziges Plätzchen geben, das ihnen nicht einen plötz-

lichen und schmerzhaften Tod verhiess. Als sie das Ende einer Sandfläche erreicht hatten, liefen sie einen schmalen Grasstreifen entlang, der im Schatten des Waldes lag, und als sie ihn mit unverminderter Eile durchlaufen hatten, stürzten sie auf eine neue Grasebene hinaus. Auch diese durchliefen sie schnell, dann eine andere und noch eine, bis sie schließlich auf einer weit entfernten anhielten. Ermüdet von dem langen und kräfteverzehrenden Lauf, ruhten sie sich unter den herrlichen Kronen alter, ausladender Ginkgobäume aus. Ihre Bäuche blähten sich im wilden Rhythmus des hastigen Atmens bald auf, bald fielen sie ein; durch die mächtige Muskulatur der starken Beine lief das leichte Beben tödlicher Ermüdung und Erschöpfung, und in ihren grünlichen Augen glühte immer noch das Fieber schrecklicher Angst.

Die gleiche furchtbare Angst saß dem alten Männchen noch in den Gliedern. Mit entsetztem Blick hatte es die blutige Tragödie beobachtet, die sich da vor seinen Augen abspielte, und mit entsetztem Blick verfolgte es auch das davonjagende Rudel; es sollte seine Gefährten nie wiedersehen, sollte sie nie wieder treffen. Und als dann die endlosen Sekunden des ersten Schreckens ins Nichts verrannen, eilte es mit äußerster Anstrengung aller Kräfte seines altersschwachen Körpers zu einem Zypressenwäldchen und brachte sich damit in Sicherheit. Als es das Wäldchen durchquert hatte, sah es in der Ferne noch einmal das fliehende Rudel. Das alte Tier schleppte sich aber gleichgültig weiter. Als dann das flüchtende Rudel irgendwo weit am Horizont für immer verschwand, verschwand aus seinem kleinen stumpfen Gehirn auch die letzte Erinnerung an seine Gefährten, mit denen es hier sein ganzes langes Leben verbracht hatte.

Dann irrte der alte Iguanodon allein durch die Gegend, bis er erneut an den See mit dem Sequoia-Jungholz kam. Hier lebte er dann still und unauffällig, von niemandem gestört oder erregt. Der wilde Megalosaurus verschwand nach der blutigen Mahlzeit und verbreitete irgendwo weit weg in einer anderen Grasebene Schrecken und Tod.

Schnell verfloß die Zeit, und in ihrer Endlosigkeit verloren sich die Tage wie Sandkörnchen in der Wüste. Herrliche Morgendämmerungen breiteten sich über diese Gegend von unvorstellbarer Schönheit, herrliche sternübersäte Nächte erfüllten diese Landschaft von erhabenem Gepräge. Aber der alte Iguanodon ging an all dieser Schönheit vorbei, ohne sie zu beachten, und der Blick seiner Augen schien unendlich ernst und traurig.

Eines Tages, als der Sonnenball wieder aus den tiefen Abgründen des Ostens hoch über die Wipfel der Wälder emporgestiegen war, mit seinen Strahlen im zauberhaften Spiel das Laub der Bäume durchdrang und über die Erde eine Flut goldenen Glanzes ergoß, kam der Iguanodon an einen kleinen See, der, umsäumt von grünen Gräsern und Bäumen, wie ein seltener Diamant in der grünen Fassung eines kostbaren Ringes glänzte und strahlte. Aus dem seichten Wasser der Ufer

wuchsen dichte Büsche von Schachtelhalmen und grüne Wände von langen, schmalen Blättern, die langen, schlangenartig gekrümmten Wurzeln entsprossen, die den weichen Schlamm des Bodens nach allen Richtungen durchzogen. Wie märchenhafte Trugbilder wanden sich durch diese Büsche die kleinen Mesodonten, Urfischchen mit kleinen, stark abgeflachten Körpern, grünlichen Rücken und silbernen Seiten mit dunklen Streifen wie vom Schatten der Grasblätter. Inmitten des Sees tummelte sich ein Schwarm Urfische, heringsgroße *Coccolepis*, diese letzten Mohikaner der altertümlichen *Palaeonisciden*, deren Blütezeit schon lange vorbei und vergessen war.

Der alte *Iguanodon* schritt langsam am Ufer des Sees entlang. Er hielt auf eine kleine Ebene zu, wo sich auf dem heißen Sande Urkrokodile der Gattung *Goniopholis* wärmten. Wie zwei Meter lange Baumstämme lagen sie regungslos in der Sonnenglut; ihre braungrünen Panzer, zusammengesetzt aus einer Reihe tief eingekerbter knöcherner Platten, schützten ihnen Bäuche und Rücken. Dazwischen sonnten sich auch kleine Urkrokodile der Gattung *Bernissartia*, deren Körper von noch festeren Knochenpanzern umgeben waren. Wütend öffneten sich die kurzen, häßlichen Rachen, als sich in ihrer Nähe langsam eine Urschildkröte *Chitraccephalus* bewegte, die irgendwo in der Sandebene ein paar kleine Eier in eine kunstlos ausgegratzte Grube legen wollte. Als sie nach einer Weile auf den *Iguanodon* stieß, erschrak sie und flüchtete entsetzt zum See, in den sie so jäh hineinfiel, wie wenn sich ein Stein vom Ufer löst. Die Urkrokodile schrakten aus dem Schlafe hoch und verschwanden schnell im See. Ihr plötzlicher Sturz ins Wasser erschreckte die kleinen Mesodonten und trieb sie in die dichtesten Stellen der Wasserpflanzen. Aber auch Gruppen von *Coccolepis* verschwanden in der Tiefe und mit ihnen Gruppen *Pholidophorus*, *Notagodus*, *Oligopleurus* und andere urzeitliche Fische.

Aber der alte *Iguanodon* beachtete sie alle nicht und schritt langsam voran. Schon lange lag der See hinter ihm, und dennoch war er noch nicht am Ziel seiner Wanderung. Er kreuzte Haine und Wälder, schritt über Grasebenen, mied Seen und Dickichte, aber er schritt immer weiter voran mit einer Sicherheit, als wäre ihm der Weg bekannt.

Als er schließlich anhielt, stand er vor einer öden Schlucht, die tief in jene Hochebene einschnitt, auf der er sein ganzes langes Leben verbracht hatte. Genau wie sonst wanderte er auch heute an ihren Rändern entlang und bäugte sie von allen Seiten. Ihr Boden und ihre Hänge wiesen schütterten Baumbestand auf, und um die Spalten, aus denen schwache Quellen sprudelten, wenn unermeßliche Regengüsse längere Zeit große Wassermassen über die ganze Gegend ausschütteten, wuchsen grüne Farnbüschel und niedrige Moospolster.

Die Schlucht erweiterte sich allmählich immer mehr, bis sie schließlich in ein tiefes Tal mündete, das vor unsagbar langer Zeit von einem großen Fluß gebildet worden war.



Diese Schlucht hatte den alten Iguanodon schon lange unwiderstehlich angezogen. Schon mehrmals war er in ihrer Umgebung umhergeirrt, aber immer wieder zum See und dem Sequoiagehölz zurückgekehrt. Heute jedoch war der Ruf der Schlucht so stark, daß er ihm nicht widerstehen konnte.

Er begann, den steilen Abhang hinabzusteigen, Schritt für Schritt, denn sein Alter überwand den Abstieg nur schwer. Er schleppte sich den Weg entlang, den vor ihm viele Gefährten gegangen waren. Ein Stein, den sein schwerer Schritt aus dem Boden löste, fiel lärmend in die traurige, bedrückende Stille der Schlucht.

Es dauerte lange, bis der alte Iguanodon die Sohle der Schlucht erreichte. Ermüdet verharnte er eine Weile und setzte dann seinen Marsch durch einen herrlichen Bestand niedriger, zykasähnlicher Pterophyllen fort, die nur noch hier und nur noch in kleinen, verkrüppelten Exemplaren wuchsen, denn die Lebenskraft der Gattung war schon erschöpft und neigte sich zum Untergang. Als er hindurch war, betrat er feuchten Boden, voll von rauschenden Schachtelhalmen, verkümmerten Zwergen im Vergleich zu ihren baumartigen Vorfahren, deren Körper bereits versteinert in schwarzen Felsen lagen, die düster aus den Abhängen der Schlucht hervorsahen.

Der alte Iguanodon kam auf dem feuchten Boden nur schwer vorwärts. Jeder Schritt seiner dreizehigen Beine schrieb sich mit tiefem Eindruck in die Talsohle ein und verbrauchte die Kräfte des altersschwachen Körpers. Aber den Iguanodon kümmerte das nicht. Langsam und schwer schleppte er sich ununterbrochen vorwärts, als wüßte er, daß er noch nicht am Ziel seiner Reise angekommen sei.

Als er die feuchte Stelle überquert hatte, sank er ermüdet und erschöpft unter ein paar Zykasen zu Boden, deren herrliche Kronen ihn mit ihrem Schatten bedeckten. Aber das war keine Ruhepause, das war ein Augenblick der Sammlung letzter Kraft, die mit dem Zittern der Ermüdung aus dem ungeheueren Körper floh.

Plötzlich hob der alte Iguanodon unter größter Anstrengung den Kopf und sah mit einem langen Blick rundum. Nicht weit entfernt erblickte er einen Haufen von der Sonne gebleichter Knochen, in der Nähe einen zweiten und dritten und ein Stückchen weiter andere. Er starrte so unverwandt hin, daß es schien, als wollte er seinem stumpfen Gedächtnis gut das Bild einprägen, wie auch er in kurzer Zeit aussehen würde. Dann hob er den Kopf noch etwas höher, und sein trüber Blick irrte hinüber zur Hochebene mit ihren Wäldern und Seen, wo er geboren worden war und wo er sein langes Leben verbracht hatte. Dann sank ihm der Kopf zu Boden, und der alte Riese erwartete in der Ruhe und Stille der Einsamkeit sein nahes Ende . . .

Die Sonne neigte sich langsam den farbigen Nebeln des Westens zu, und die Schatten des Abends legten sich mit geheimnisvoller Trauer über die ganze Schlucht, die leise und allmählich von der Abenddämmerung erfüllt wurde.

Der Iguanodon lag schon unbeweglich und still. Wie seine Vorfahren, so war auch er dem Ruf der Schlucht und ihrer Einsamkeit gefolgt. Und als hoch in den Lüften mit klatschendem Flügelschlag die riesige Flugechse Ornithodesmus von der Jagd am fernen Meer zum nächtlichen Versteck im Hain der himmelhohen Sequoien zurückkehrte, schien es, als zeige sich plötzlich eine schwarze Fahne in der Luft, die nach kurzer Zeit wieder ins Unbekannte verschwand.

Dann fiel nur noch die Dunkelheit wie feiner Staub über die ganze Gegend, und irgendwo in unermesslichen Höhen erglänzten die Lichter unzähliger Sterne.



AUFRUHR DER ELEMENTE

Tiefe nächtliche Stille lag über der weiten Ebene mit den Tausenden und aber Tausenden kleiner Tümpel und Pfützen, die im bleichen Licht des Mondes wie große, silberne Schuppen leuchteten. Ein leichter Lufthauch wiegte die hohen, aus der feuchten Erde sprießenden Gräser und rauschte durch das niedrige Gebüsch, das sich hier und da zeigte.

An ein paar Stellen, wo die Hitze der oligozänen Sonne die Tümpel und Pfützen schon lange ausgetrocknet hatte, waren die Gräser niedrig und wuchsen in dichten Büscheln, mit denen sie das letzte bißchen Bodenfeuchtigkeit schützten.

Es war noch nicht lange her, da gab es weit und breit genügend Wasser. Ein mächtiger Fluß strömte im großen Bogen dahin, ergoß sich nach starken Regenfällen in die weite Ebene und überschwemmte sie. Das trübe Wasser versickerte jedoch in kurzer Zeit in dem ausgedörrten, sandigen Boden; nur dort, wo an der Oberfläche Vertiefungen waren, hielt es sich länger und bildete unzählige Tümpel und Pfützen. Und wenn es schien, daß die Sonne auch sie mit ihren brennenden Strahlen austrocknete, so bewahrte sie ein neuer Regen vor der Vernichtung. Wenn einige davon im Verlauf langer Zeit so von Schlamm angefüllt wurden, daß sich ihr Boden bis zur Oberfläche der Steppe hob, deren Gräser ihn bald über-

wucherten, so wurden durch den nächsten Regen neue Tümpel und Pfützen an anderer Stelle gebildet.

Im Osten zeigte sich das erste, schwache Morgenrot, und die Dunkelheit wich dem kühlen Morgengrauen. Plötzlich flog irgendwo am Horizont, weit hinter dem fernen Wall der Berge, ein goldener Pfeil zum Himmel empor, nach ihm ein zweiter, dritter, vierter und Tausende mehr; sie vergoldeten das zarte Morgenrot und umschmeichelten das samtweiche Blau des nächtlichen, von den letzten glühenden Funken der Sterne übersäten Himmels. Im Osten begann aus fernen Tiefen die goldene Kugel der Sonne über den Horizont emporzusteigen; sie schleuderte in den Raum zwischen Himmel und Erde, in diese unermessliche, nach allen Seiten offene und unbegrenzte Weite der Luft, unzählige Strahlen von Licht und Wärme.

Licht und Wärme ergossen sich auch über die grasige Steppe. An den struppigen Halmen der Gräser glitzerten Tautropfen. Die Blüten verschiedener, aber noch ziemlich seltener Sumpf- und Steppenpflanzen öffneten sich allmählich und atmeten ihren zarten Duft in die reine Morgenluft. Irgendwo im niedrigen Gebüsch begrüßte eine grüne Heuschrecke den neuen Tag mit ihrem freudigen, knarrenden Lied. Eine zweite und eine dritte stimmten ein, und nach einer Weile tönte die ganze Steppe von lustigem Zirpen und Schnarren. Über den Tümpeln begann der Reigentanz der Mückenschwärme, und eine Wolke von Eintagsfliegen erhob sich und vollführte in sinnlosem Tummel den Liebestanz ihres kurzen Lebens. Zahlreiche Fliegen brummt fröhlich durch die Gegend, unter denen die Vorfahren der heutigen Tsetsefliegen schon damals gefährliche Überträger von Krankheit und Tod waren.

Auf eine Pflanze, die am Rande eines seichten Tümpels wuchs, setzte sich eine graugrüne Baumwanze. Faul kroch sie über das breite, grüne Blatt. Als sie den Rand erreicht hatte, huschte ein Schatten über sie hin, der sie erschreckte. Sie zog die Beine an den flachen Körper, erstarrte völlig, und ehe sie sich versah, rutschte sie vom Rand des glatten Blattes. Ein Glück bloß, daß sich fast das ganze Blatt über festem Boden erstreckte und nicht über Wasser. Nur so konnte es geschehen, daß die Baumwanze zwischen zwei Grasbüschel und genau auf eine fleißige Ameise fiel, die über diesen unerwarteten Fall aus der Höhe zu Tode erschrak; sie ließ die kleine Fliege, die sie irgendwo gefunden hatte, aus ihren Freßwerkzeugen fallen und suchte ihr Heil im Gewirr eines Büschels schmalblättrigen Grases.



Und während sie immer tiefer in das Grasbüschel eindrang, verbarg sich die über ihren Fall ebenso bestürzte Baumwanze unter einem flachen Stein. Der Schatten, der sie so erschreckt hatte, war der schöne Urschmetterling *Prodryas*, den der Duft der herrlichen schneeweißen Blüten angelockt hatte. Und während Baumwanze und Ameise, unnütz erschreckt, unter dem Stein und im Gräsergewirr saßen, kostete der Schmetterling ausgiebig vom süßen Nektar der betäubend duftenden Blüten. Unweit davon erhob sich ein hoher, kegelförmiger Berg. Durch niedrige Hügel war er wie durch die Glieder einer Kette mit einem ausgedehnten Gebirgszug verbunden, der sich in weiter Ferne schwarz am Horizont abzeichnete. Majestätisch blickte er auf die Umgebung herab, und aus seinem Gipfel stieg pausenlos eine hohe Säule von Rauch und Dampf. Es handelte sich um einen Vulkan, eine offene, noch ungeheilte Wunde der Erde. Er stand wie ein Wächter am Rande der Steppe, und sein Rauch hob sich wie eine schwarzgraue Wolke warnend vom Blau des Himmels ab.

Am Fuße des Vulkans und auch an anderen Stellen der Umgebung waren kleine, graubraune Häufchen zu sehen. Es schien, als wären das große Blöcke, die aus der ebenen, grasigen Steppe hervorragten. Dabei waren es die großen, merkwürdigen Urhuftiere *Brontotherium* aus dem Geschlecht der Titanotherien. Sie ähnelten den Elefanten und Nashörnern und trugen am vordersten Teil des Kopfes, oberhalb des Maules, zwei flache Hörner. Die kleinen, nach vorn gerichteten Äuglein blickten stumpf ringsum; in ihnen war auch nicht der kleinste Schimmer von Intelligenz, es glühte in ihnen nur die Sehnsucht nach der morgendlichen Sättigung. Die Tiere fanden sich in kleinen Gruppen bei den einzelnen Tümpeln zusammen, an deren Ufern reichere und saftigere Pflanzen wuchsen, die sie abweideten.

Am Rande eines Tümpels hielten einige *Brontotherien*. Ein paar große Schildkröten naschten hier von den Blättern junger Kletten und ließen sich durch den Zuwachs keineswegs in ihrem Frühstück stören. Ein altes Männchen, das größte und stärkste Tier, führte die kleine Herde an. Neben einem der Weibchen stand still ihr Junges und tat genauso ernst wie seine mächtige Mama. Auch in anderen Herden gab es solch traurige Kinder, die sich weder des Lebens freuten noch ihrer Jugend. Diese traurige Gleichgültigkeit der Jugend, die im Alter einer unvorstellbaren Stumpfheit wich, war ein uraltes Erbe dieser Gattung, das von einer Generation auf die andere überging.

Das alte Männchen stieg auf das erhöhte Ufer des Tümpels und blickte von dort auf die Herde, die sich inzwischen schon an den saftigen Blättern labte. Plötzlich hob er den Kopf und sandte einen langen Blick nach dem rauchenden Vulkan. Obwohl er ihn schon lange ununterbrochen rauchen sah, schien es ihm doch, als speie er in letzter Zeit immer mehr Rauch und Dampf. Wäre sein kleines Gehirn nicht so stumpf gewesen, hätte er sich daran erinnert, was sich vor langer Zeit

ereignet hatte. Er war damals noch ein kleines und junges Tier, als der Vulkan ebenfalls begann, mächtige Säulen von Rauch und Dampf zum Himmel zu schicken. Kurz darauf warf er mit giftigem Atem aus seinem Inneren Unmengen feinen Staubes, der weit und breit mit einer dünnen Schicht fast die ganze Steppe bedeckte. Er hatte schon vergessen, wie mit dem feinen Staub auch größere Steine herabregneten; einer davon, noch ziemlich glühend, traf ihn so hart auf den Kopf, daß er wie tot zu Boden fiel. Er hatte auch vergessen, daß glühende, zischende Lava, die in mehreren Strömen aus dem Krater des Vulkans über dessen Flanken zur Steppe floß, viele Tümpel und Pfützen unter sich begrub; sie vernichtete alles, was sich ihr in den Weg stellte. Und dabei – wenn sein Gehirn nicht so klein und stumpf gewesen wäre – hätte er sich gewiß auch daran erinnert, daß er nach diesem kurzen und schwachen Ausbruch des Vulkans großen Hunger hatte. Der vulkanische Staub fiel auf die Pflanzen, und seine scharfen Teilchen zerschnitten ihm beim Äsen so stark den kleinen Rachen, daß er lieber Hunger litt als noch einmal diesen unerträglich stechenden Schmerz. Was half es schon, daß viele Pfützen und Tümpel mit saftigen Pflanzen erhalten blieben, wenn er sich nicht daran laben konnte? Erst der dritte Tag nach dem Vulkanausbruch brachte ihm und den übrigen die Befreiung vom Hunger. Es fiel ein kräftiger Regen, der den vulkanischen Staub von den Pflanzen spülte und sie damit wieder so schmackhaft machte, wie sie vordem waren. Die Beendigung des unfreiwilligen Fastens feierte er damals dadurch, daß er sich bis zum Platzen vollstopfte . . . Nun wandte er nach einer Weile seinen Blick teilnahmslos von dem rauchenden Vulkan ab und stieg von dem erhöhten Ufer zur Herde hinab, um mit ihr zu äsen. Grob stieß er ein junges Männchen zur Seite, weil ihm an dieser Stelle die schönsten und schmackhaftesten Pflanzen zu wachsen schienen.

Im Inneren des Vulkans kochte es indessen. Irgendwo tief im Krater tobte ein schrecklicher Lärm von Donnerschlägen, Getöse, Erschütterungen und Aufschlägen. Eine mächtige Wolke schwarzen Rauches wälzte sich plötzlich aus dem klaffenden Schlund des Vulkans, als sich nach einem starken Erdstoß durch den unermeßlichen Druck von Gas und Dampf ein alter Pfropf spaltete, der bis dahin den Krater verstopft hatte. Lange Flammenzungen, vorübergehend auch bunt gefärbt, wanden sich wie märchenhafte Schlangen durch die schwarzen Wolken von Rauch und Qualm. Die Erde dröhnte, die Atmosphäre in der Umgebung des Vulkans wurde unerträglich heiß und drückend.

Auf einmal begann sich die Luft mit feinem Staub zu füllen, der unaufhörlich zur Erde fiel, die Pflanzen zudeckte und sie erstickte. Er wurde grobkörniger, und mit der Zeit fielen immer mehr Teilchen von Erbsen- bis Nußgröße herab. Und in diese großen Aschenkörner fielen häufig auch Steine von der Größe eines Kopfes, richtige Bomben, vom giftigen Atem des erwachenden Vulkans über weite Entfernungen geschleudert. Sie waren noch heiß und ziemlich elastisch, denn als

sie mit teuflischer Kraft aus dem Krater des Vulkans hinausgeworfen wurden, waren sie noch ungeformte Brocken glühender Lava, die erst während ihres Fluges durch die Luft erloschen und durch die Rotation und den Fall Ähnlichkeit mit kugeligen, birnen- oder tränenförmigen Blöcken bekamen.

Der vulkanische Staub überschüttete auch die Herde des alten Männchens, das schon in seiner Jugend den Ausbruch eines entfesselten Vulkans erlebt hatte. Die Herde drängte sich zusammen und blickte mit stumpfer Ergebenheit auf den Alten. Der stand in der Nähe allein und starrte ratlos auf die schaurige Großartigkeit des beginnenden schrecklichen Schauspiels. Die Urschildkröten verschwanden in den Tümpeln, aber ihm fiel es immer noch nicht ein, die Herde wegzuführen, vielmehr ließ er sie auf der Stelle stehen und mit heißer Asche peitschen. Die erschrockene, aber immer folgsame Herde rührte sich auch allein nicht vom Fleck. Sie stand still und unbeweglich; nur dann, wenn ein großer, noch glühender Stein geflogen kam, brüllte der Getroffene vor Schmerz auf.

Aus dem klaffenden Schlund des Vulkans und aus den Rissen unterhalb des Kraters ergoß sich glühende Lava. Sie floß in Strömen herab, die in weißliche Vorhänge von Dampf gehüllt waren. Zuerst stürzten sie mit einer Geschwindigkeit herunter, daß man sich nur im schnellen Lauf vor ihnen retten konnte, später schlichen sie nur noch langsam vorwärts, wie riesige, satte Schlangen. Für sie gab es auf ihren Wegen keine Hindernisse. Sie überwandten jede Hürde an der Flanke des Vulkans. Sie bildeten bizarre Kaskaden, mächtige Lavafälle, wo sie herausragende Felsen überspringen mußten; manche von ihnen füllten tiefe seitliche Rinnen und Brüche völlig aus, andere stürzten unter Zischen und Dämpfen am Fuße des Vulkans in die seichten Tümpel und Pfützen. Die glühenden Lavaströme, die sich siegreich ihren Weg erkämpften, vernichteten alles Lebende, das ihnen nicht ausweichen konnte.

Die Herde der Brontotherien war zu weit davon entfernt, als daß sie einer der glühenden Lavaströme hätte schrecken können. Aber auch die Herden, die am Fuße des Vulkans ästen, nahmen keinen Schaden; dort wälzten sich die Lavamassen schon so langsam vorwärts, daß die Herden von ihnen nicht überrascht werden konnten, wenn auch die heißen und stickigen Dämpfe die Tiere zur Flucht nötigten.

Plötzlich kam Wind auf. Mit heftigen Stößen fegte er über die Steppe und trieb unzählige Fetzen von vulkanischem Rauch und Qualm vor sich her. Über den fernen Bergen begannen schwarze, unheilverkündende Wolken aufzusteigen. Der Sturm stemmte sich mit mächtiger Kraft dagegen, und kurz darauf war auch der Himmel in Aufruhr. Feurige Blitze, von betäubenden Donnerschlägen begleitet, spalteten nach allen Seiten die Schwärze des Firmaments.

Eine merkwürdige, erstickende Schwere lag in der Luft, und alles Lebende begann vor den entfesselten Elementen des Vulkans und des Himmels zu zittern.

Die ersten großen Regentropfen fielen zur Erde. Ihnen folgten andere, und nach einer Weile schossen aus den Wolken ganze Ströme von Wasser. Es war dies aber nicht das reine Wasser der Regengüsse, sondern eine morastige Flut; denn das Wasser riß den in der Luft schwebenden vulkanischen Staub mit, mischte sich mit ihm und fiel trüb zu Boden, wo sich mit dem herabgefallenen grauen Staub ein gefährlicher, zusammenhängender Sumpf bildete. Die Pflanzen, die schon vor dem Regen durch das Gewicht und die Säuren der vulkanischen Asche erstickt und verwüstet worden waren, wurden jetzt durch den flüssigen Schlamm völlig vernichtet und mit ihnen eine Menge kleiner Insekten, die in den Halmen der Gräser Heimat und Unterschlupf hatten. Die Tümpel, die außerhalb des Gebietes der eigentlichen Katastrophe lagen, verschwanden spurlos, weil sie von der Schlammflut der vulkanischen Asche völlig ausgefüllt wurden.

Die Herde der Brontotherien stand noch still und erschrocken an der Pfütze, wo sie sich am Morgen an saftigen Zweigen gelabt hatte. Plötzlich rührte sich das alte Männchen, stieß einen scharfen, heiseren Ton aus und setzte sich in Bewegung. Es schritt langsam dahin, denn die schlammartigen Fluten erschwerten erheblich die Fortbewegung. Ihm nach schritt folgsam die Herde, ebenso schwer und mühsam.

Daß das alte Brontotherium sich von dem entfesselten Vulkan weg nach dem Inneren der Steppe in Bewegung setzte, hatte seine Ursache darin, daß es sah, wie eine von den kleineren Herden weit vor ihm, irgendwo am Fuße des Vulkans, eine kopflose Flucht begann, als der Regen zum erstenmal den glühenden Lavastrom traf. Alle seine großen Tropfen verwandelten sich unter scharfem Zischen in Dampf, der den Strom der glühenden Lava mit großen, weißen Wolken verhüllte. Das scharfe Zischen des Wassers, das durch neue Regengüsse pausenlos in Dampf verwandelt wurde, riß jene Herde aus der bestürzten Erstarrung und zwang sie zur schnellen, kopflosen Flucht. Als aber eine Herde zu fliehen begann, flohen auch andere. Bei dieser Flucht ging es um Leben und Tod; manche Herden entkamen, andere gingen ganz oder teilweise zugrunde.

Aber das Maß des Schreckens und Verderbens war noch nicht voll.

Das trübe Wasser, das sich noch ununterbrochen in mächtigen Strömen aus den großen Wolken ergoß, konnte nicht vollständig in den Boden sickern. Es blieb stehen und bildete kleine Seen von dunkler, schlammiger Flüssigkeit, gesättigt mit vulkanischem Staub und vulkanischer Asche. Der Fluß, der in großen Windungen träge die Steppe durchfloß, konnte nicht alle Wassermassen in sein Bett aufnehmen, die sich von allen Seiten hineinstürzten und die in erhöhtem Maße auch von den zahlreichen Nebenflüssen herangeführt wurden. Er begann deshalb langsam aus seinen Ufern zu treten und überschwemmte kurze Zeit später einen breiten Landstrich. Dort, wo sich noch am frühen Morgen die grüne, von Leben erfüllte Steppe erstreckte, breitete sich jetzt eine eintönige Wasserfläche, aus der vernichtetes Gesträuch oder niedrige Baumkronen ragten, die sich den entfessel-



Burian

ten Naturgewalten wie traurige Male ihrer Machtlosigkeit anklagend entgegenstreckten.

Drei Tage und drei Nächte dauerte es, bis die Vernichtungswut der rasenden Naturgewalten erlosch. Der Schrecken des ersten Ausbruches endete zwar mit der ersten Nacht, aber der Vulkan wollte sich nicht so leicht beruhigen. Seine vernichtenden Ausbrüche wurden jedoch immer schwächer, und immer weniger an giftigen Gasen und Dämpfen atmete er aus. Mit dem Ende der dritten Nacht beruhigte er sich völlig. Die aufsteigenden Gase färbten mit gelben Schwefelüberzügen alle Risse, die bei den Ausbrüchen entstanden waren, und aus dem offenen Krater stieg ruhig eine Säule von Rauch und Qualm; der Vulkan begann zu schlummern.

Durch die überschwemmte Landschaft mühten sich die Brontotherien vorwärts. Das alte Männchen ging schwer und mühsam an der Spitze. Es ging aufs Geratewohl, denn wo es auch hinsah, überall war Wasser, das ihm fast an den Leib reichte. Die Herde folgte ihm gehorsam.

Schon einen ganzen Tag und eine ganze Nacht dauerte dieser beschwerliche und anstrengende Marsch. Das Junge, dem das Wasser fast bis zum Rachen reichte, war schon zu Tode erschöpft und ausgehungert.

Der Hunger trieb die ganze Herde vorwärts. Die riesigen Leiber der Brontotherien, die größer waren als das größte unserer heutigen Nashörner, verlangten unüberhörbar nach Futter. Die Erinnerung an frühere Mahlzeiten entfachte die Sehnsucht nach Sättigung noch mehr. Heute hätten es nicht einmal saftige Zweige der Pflanzen um die Pfützen und Tümpel sein müssen, es hätten auch die harten Steppengräser sein können. Aber es gab weder diese noch jene.

Die Herde setzte ihre traurige Wanderung ohne Aufenthalt fort, jedoch immer langsamer. Je langsamer aber ihr Marsch wurde, desto mehr ging das Wasser zurück. Es gab sogar schon Stellen, die davon völlig frei waren. Das waren die Kuppen kleiner Erhöhungen, auf denen die Herde wenigstens kleine Ruhepausen einlegen konnte. Es gab da aber nichts Eßbares, denn alles war bedeckt vom widrigen Schlamm der Anschwemmungen des Flusses und von vulkanischer Asche. Und auf mancher konnten sie nicht einmal verschnaufen, da sie schon von wilden Hyaenodonten besetzt waren, vor denen die Jungtiere ihres Lebens nicht sicher waren. Verhungert und mager saßen sie da und fletschten schrecklich ihre starken und mächtigen Zähne, als das armselige Häufchen Brontotherien mit dem kleinen, entkräfteten Jungen vorbeizog.

Von der Kuppe solch einer Erhöhung aus, schon weit vom Vulkan entfernt, hatten zwei junge Männchen, während die Herde dort zu einer Ruhepause verhielt, ein Stückchen abseits die aus dem Wasser ragenden Spitzen eines Gebüsches entdeckt. Es war nicht ganz vernichtet, sondern trug noch Büschel von Laub, wenn dies auch schon halb welk war. Der Anblick dieser geringen Nahrung, die sie in glücklichen



Tagen verachtet hätten, erweckte in ihnen ein geradezu schmerzendes Hungergefühl. Verwirrt und kopflos rannten sie auf das Gebüsch zu. Aber kaum waren sie ein paar Schritte hinabgestiegen, als sie jäh in den weichen Schlamm einsanken. Sie stießen ein erschrockenes Krächzen aus und versuchten, wieder festen Boden zu gewinnen. Aber je mehr sie sich abmühten, desto tiefer gerieten sie in einen der zahlreichen, jetzt mit schmutzigem Schlamm ausgefüllten Tümpel, die sich von dem übrigen Schlamm nicht unterschieden, der die ganze Gegend bedeckte. Über die Todesangst ihrer Artgenossen bestürzt, setzte die Herde ihren ruhelosen Marsch fort. Während sie sich in der Ferne verlor, sanken die beiden jungen Männchen immer tiefer in den weichen Schlamm, der sie in einer kühlen Umarmung eng umschloß und würgte, bis er sie schließlich bezwang und begrub.

Es vergingen ein weiterer Tag und eine weitere Nacht. Das Wasser sank schon merklich, wenn es auch stellenweise noch ausgedehnte und seichte Seen bildete. Der schwarze Schlamm aus vulkanischer Asche verlor sich langsam, denn über diese Weiten hatte ihn der Vulkan nicht geschleudert, und an seine Stelle trat mit wachsender Entfernung immer mehr der bräunliche, erdige Schlamm des über die Ufer getretenen Flusses. Unter diesem Schlamm schimmerten schon einzelne grüne Gräser, die er umschlossen, aber nicht vernichtet hatte.

Die Herde hatte ein großes Stück Weges hinter sich und näherte sich langsam dem angeschwollenen Flusse. Obwohl große Wassermassen sein Bett füllten, hielt er sich doch in seinen Ufern und ergoß sich nicht mehr über die Umgebung.

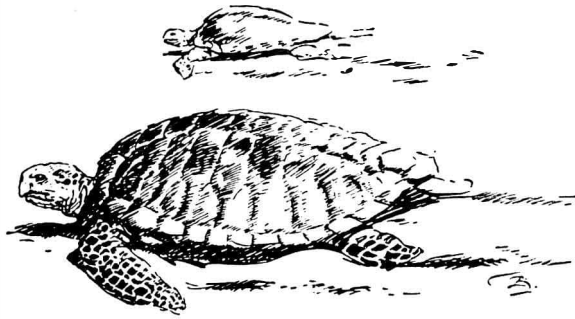
Die erbärmliche Herde hatte hier und da schon Gelegenheit, einige Hälmchen Gras abzurupfen; die Gräser waren zwar vom Flußschlamm bedeckt, schmeckten den Brontotherien aber doch, da der erdige Schlamm sich nicht aus scharfen Teilchen zusammensetzte wie der vulkanische Schlamm und ihre hungrigen und gierigen Rachen nicht verletzte.

Und wie damals, in der Jugend des alten Männchens, ein Regen den Schlamm von den Pflanzen spülte, so geschah es auch jetzt. Das Firmament heiterte sich wieder auf; aus den letzten Wolkenresten fiel ein leichter Regen, der den Schlamm von den kleinen Pflanzen wusch und sogar von den kleinen Erhebungen die angeschwemmte Schlammschicht spülte, so daß er an diesen Stellen die Pflanzen völlig von ihrem schlammigen Überzug befreite. Hier sättigten sich die ausgehungerten Brontotherien zum erstenmal wieder und ruhten lange aus.

Als sie sich mit dem neuen Morgen zu neuem Äsen erhoben, schienen alle Angst und aller Schrecken der vergangenen Tage vergessen. Stumpf und unberührt wanderte die um zwei junge Männchen geschwächte Herde durch eine neue Gegend und zugleich eine neue Heimat. An ihre alte Heimat, die nur wenige Dutzend Kilometer entfernt war, konnten sie sich nicht mehr erinnern.

Sie hätten sie auch nicht wiedererkannt; an Stelle der grünen Steppe mit so vielen schönen Tümpeln und Pfützen lag jetzt eine Öde ohne Leben, eine einförmige Ebene widerlichen und schwarzen Schlammes, der unter sich alles Leben begraben hatte.

Wenn aber das Junge der Herde zu einem mächtigen Exemplar herangewachsen sein wird und auf seinen Wanderungen durch die Landschaft auch einmal dorthin kommt, wo es geboren wurde, wird sich am Fuße des feuerspeienden Berges vielleicht ein neuer grüner Teppich breiten mit neuen Tümpeln und Pfützen. Aber diese Gegend wird ihm völlig unbekannt sein, denn es wird sich nicht zu erinnern vermögen, daß es als kleines Jungtier hier einen der schrecklichsten Augenblicke seines Daseins erlebt hatte.



DER DRACHENFELS

Die endlose Wasserfläche des Ozeans der oberen Kreidezeit fraß sich mit dem riesigen Halbkreis eines seichten Meerbusens in das Innere des öden Festlandes. Tausende Wellen erreichten die sandigen Ufer, Tausende andere benagten und zerstörten die großen Felsen, die steil in das blaugüne, wie Kristall durchscheinende Wasser abfielen. Am Boden der Bucht, im steinigen und sandigen Ufergürtel, versteckt in dicken Schalen, bewegte sich langsam eine Unzahl verschiedener urzeitlicher Armfüßer, Schnecken und Muscheln, vor allem kleine Austern der ausgestorbenen Art *Ostrea congesta*. Unter Blöcken, die von weichen Spitzenpolstern der Moostierchen überzogen waren, versteckten sich zahlreiche Krebse von altertümlichem und groteskem Aussehen. Um die Korallenstöcke schlichen Seesterne und Schlangensterne heute schon lange ausgestorbener Arten, die vorsichtig den stacheligen Urseeigeln auswichen, die es überall in größerer Zahl gab. Weiter vom Ufer entfernt gruben große, halbmeterlange Uraustern der Gattung *Haploscapha* die tiefen Rinnen ihres krummen Weges in den weichen, kalkigen Schlamm. Dabei legten sie oftmals die Gänge und Wohnungen unzähliger Urwürmer verschiedener Größe und Form bloß. Hier und da glänzte auf dem sumpfigen Boden auch die

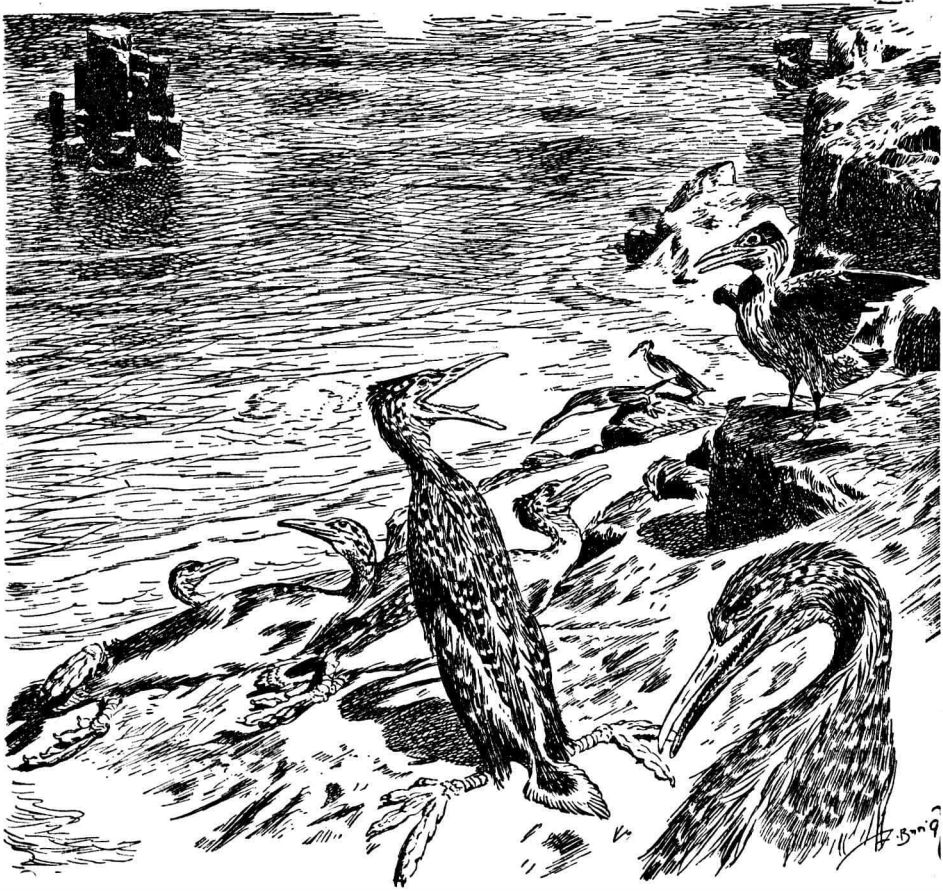
herrliche Schale eines Ammoniten, eines Angehörigen der altertümlichen, schon aussterbenden Kopffüßer aus der Gruppe der Vierkiemer.

In mond hellen Nächten, wenn die ganze Landschaft in silbernem Weiß erglänzte und wenn der leichte Wind das unermüdliche Rauschen der Wellen bis weit in die öde Gegend trug, dann ragte unweit des Ufers, umgeben vom Wasser, wie ein zauberhaftes Trugbild aus Licht und Schatten ein großer Felsen schrecklich empor. Seine steilen Wände, von den Wellen pausenlos gepeitscht und zernagt, waren an ihren Höhen waagrecht abgeflacht, hier höher, dort niedriger, so daß es schien, als hätten Märchenriesen aus mächtigen Quadern eine große, finstere Burg gebaut.

Ein breiter Wasserstreifen trennte den einsamen Felsen von der Kette kahler Uferfelsen, die mit zahlreichen flachen Bänken und Absätzen wie eine breite Treppe zum Wasser der Bucht abfielen und zahlreiche flache Inselchen bildeten, größere und kleinere. An ihnen zerschlugen sich ohne Unterlaß die kleinen Wellen und fielen in tausend kleinen Tröpfchen, die das Mondlicht brachen und reflektierten, auf die Wasserfläche zurück wie eine Handvoll kleiner, silberner Schuppen in die Flocken weißlichen Schaumes. Die Stille der Mondnächte lag schwerelos über der ganzen Bucht; nur das leichte Rauschen der Wellen erfüllte sie ohne Pause; und manchmal wurde auch das Aufklatschen der Urfische hörbar, wenn sie sich hoch aus dem Wasser schnellten und dann im großen Bogen wieder hineinfliegen . . .

Aus den tiefen Abgründen im Osten stieg der goldene Sonnenball. Seine Strahlen flogen über die Wasserfläche, lehnten sich an den Werder der Uferfelsen und auch an den nackten Felsen, der einsam aus den Tiefen des Wassers der Meeresbucht ragte. Und in der glänzenden Wasserfläche spiegelte sich die traurige Öde des Felsens in ihrer ganzen Schrecklichkeit; auf den nackten, dürren Klippen lagen die lautlose Stille und drückende Schwere völliger Unbelebtheit.

Dafür erwachte auf den flachen Felsenwerdern und auf den Inseln am Ufer der Bucht ein lustiges Leben. In den warmen Strahlen der Sonne lagen hier viele Hesperornis, merkwürdige Urvögel ohne Flügel, aber mit zahlreichen scharfen Zähnen in beiden Kiefern des langen Schnabels. Sie lagen am Rande der Felsen und stürzten sich manchmal jäh und kopfüber in das klare Wasser, und dann jagten sie unter der Oberfläche wie von der Sehne geschossen den Fischen nach, schnell und kräftig mit den Beinen rudern, deren Zehen untereinander durch feste Schwimmhäute verbunden waren. Und wenn sie die Fische eingeholt hatten, dann schnellte ihr langer Hals wie eine Schlange nach vorn, und der bezahnte Schnabel, ein erhalten gebliebenes Erbe ihrer Urahnen, der Kriechtiere, umschloß das Opfer und grub die scharfen, kegelförmigen Zähne hinein. Dann tauchten sie auf, und wenn die Fische in den hungrigen Kehlen verschwunden waren, lauerten die Hesperornis auf neue, und das so lange, bis sie satt waren. Schließlich krochen sie schwerfällig und mühsam auf die Felseninseln und Werder, denn so schnell und flink sie



im Wasser waren, so wenig beweglich waren sie auf dem Trockenen, wo sie dann in der Sonnenglut lagen und sich wärmten. Oder sie ordneten und putzten mit ihren Schnäbeln ihr Gefieder, das dicht und fest, klein und fettig war, am Bauch weiß und atlasfarben glänzte, am Rücken braunrot gefärbt war mit hellen Streifen und Flecken. Wenn einer der Hesperornis seinen Rastplatz wechseln wollte, hob er den Vorderteil des liegenden Körpers, stieß sich mit den Beinen ab und kam so mit einem kleinen Sprung ein Stückchen vorwärts. Er stieß sich so lange ab, bis er sein Ziel erreichte. Aber keiner bewegte sich jemals über größere Strecken, denn auch ein kurzer Weg auf dem Festland war für sie eine Anstrengung. Darum lagen sie auch meistens an den äußersten Rändern der Inselchen und Werder, denn von dort konnten sie schnell hinabrutschen, um den Fischen nachzuschwimmen, und nach der Jagd war dieser Platz vom Wasser aus am schnellsten erreichbar. Nur in Augenblicken höchster Erregung stellten sie sich auf die Beine und verharteten einen

Moment aufgerichtet; aber bald legten sie sich wieder auf die Erde, denn ihre Beine waren für diese Haltung nicht geeignet, sie standen zu weit hinten und zu weit auseinander.

Die Sonne begann stärker zu brennen, und in ihrem gelben Glanz schiefen nach der Jagd zufrieden die Hesperornis. Plötzlich durchfuhr die Luft ein scharfer und rauher Schrei; noch bevor er verklang, setzte sich ein bezahnter Ichthyornis auf einen großen Felsbrocken, ein Urvogel von der Größe einer Taube.

Einer der jungen Hesperornis, der in der Nähe dieses Brockens ausruhte, schrak aus dem Schlaf, reckte den Hals und zischte heiser auf. Der Ichthyornis drehte den Kopf und sah ihn mit großen, grünlichen Augen an. Dann öffnete er den Schnabel, und durch die Reihen scharfer Zähne entrang sich der Kehle lärmend ein neuer scharfer Schrei.

Der Hesperornis stellte sich mit Mühe auf die Beine und hackte wütend mit dem Schnabel nach ihm. Aber die bezahnten Kiefer hieben ins Leere, denn der Ichthyornis war schon wieder in der Luft. Und während er die Luft mit kühnen Kurven und bewunderungswürdigen Wendungen fürchte, lag der Hesperornis schon wieder ruhig auf der Erde und schlief zufrieden.

Der Ichthyornis kreiste dauernd über dem Wasser. Er fiel und stieg, bis er sich auf einmal mit eingezogenem Kopf wie ein Blitz auf die Wasseroberfläche hinunterstürzte; kaum hatte er sie erreicht, trugen ihn seine starken Flügel wieder empor. In seinem Schnabel zappelte jetzt ein kleiner Fisch, der sich noch vor einem Augenblick mit seinen Gefährten lustig an der Wasseroberfläche getummelt hatte, um etwas Eßbares zu erhaschen.

Der gefiederte Räuber flog mit dem erjagten Fisch zu den Uferfelsen. Dort grüßte ihn das rauhe Geschrei seiner Gefährten, die hier in ungeheurer Zahl lebten und nisteten. Er beachtete sie aber nicht, sondern flog zu einem schmalen Felsvorsprung, wo in einer kleinen Vertiefung ein Junges saß, das sich schon lange aus dem Ei gepickt hatte und fast erwachsen war. Ungeduldig schlug es mit den Flügeln, reckte den langen Hals und riß hungrig das Schnäbelchen auf, als der alte Ichthyornis sich am Rande des Felsvorsprungs niederließ und durch mehrmaliges Zusammendrücken des bezahnten Schnabels in dem Fischkörper auch das letzte Fünkchen Leben löschte. Als er dann das Fischchen aus dem Schnabel ließ, stürzte sich das Junge mit hungriger Gier darauf. Und ringsumher zischten aus den benachbarten Nestern die Jungen mit rauhem Gepfeife, hungrig, gierig und entschlossen, bei der ersten günstigen Gelegenheit den glücklicheren Gefährten zu überfallen und seiner Nahrung zu berauben, denn in ihnen floß noch von dem Blute ihrer wilden, echsenartigen Vorfahren. Aber der alte Ichthyornis, als ob er das wüßte, saß unbeweglich am Rande des Felsplateaus, so lange, bis das Junge das mitgebrachte Fischchen verschlungen hatte. Erst dann flog er ab und verschwand bald irgendwo weit über dem Meerbusen. Dort jagte er dann mit den übrigen Gefähr-

ten, und alle trugen unbarmherzig den Tod unter die Schwärme der kleinen Ur-fischchen.

Der breite Streifen blaugrünen Wassers an den Ufern der Bucht entlang war ein ständiges Jagdgebiet der Ichthyornis. Hier jagten sie täglich, und täglich ertönten ihre rauhen, durchdringenden Schreie, denn ihre Kehlen vermochten noch keine anderen, melodischeren Töne hervorzubringen. Das hatte seinen Grund darin, daß sie der Zeit ihrer Entstehung noch sehr nahe standen. Ihre Vorfahren waren zwar kleine und lebhaftere Urechsen, die zunächst mit Hilfe verlängerter Beine auf dem Erdboden liefen und sprangen, die aber bald zum Leben auf Bäumen übergingen. Das hatte zur Folge, daß sich die Vordergliedmaßen verstärkten und vergrößerten und sich dann allmählich in Flügel umwandelten, die zunächst wenigstens ein sicheres Gleiten von Zweig zu Zweig oder vom Baum zum Boden ermöglichten. Viele dieser Echsenvögel verschwanden bald für immer, und ihre versteinerten Skelette, gleichsam mißlungene Versuche der Entwicklung, liegen bis heute in den Tiefen der Erde begraben. Nur die, denen an den vorderen Gliedmaßen große, verbreiterte Schuppen zu wachsen begannen, die an den Rändern zerfasert waren, überlebten und bildeten das Geschlecht der Vögel, das schon von Anfang an reich verzweigt war. Und wenn auch Ichthyornis und Hesperornis schon richtige Vögel waren, zeigten doch ihre bezahnten Schnäbel und die rauhen Schreie ihrer Kehlen noch deutlich ihre nicht weit zurückliegende Herkunft von den Echsen, wenn auch diese Herkunft vom kleinlichen menschlichen Standpunkt aus auf viele Hundert-tausende von Jahren geschätzt werden muß.

Nachdem die Ichthyornis ihre Jungen gefüttert hatten, jagten sie für sich selbst. Dann setzten sie sich mit den erlegten Fischchen auf die Blöcke der flachen Inseln und der Felsvorsprünge und fraßen hungrig ihre Beute, ohne auf das heisere Zischen der Hesperornis zu achten. Bisweilen setzten sie sich auch zu einer kurzen Rast hierher. Wenn dann einer von ihnen aufflog, folgten die anderen seinem Beispiel und setzten die Jagd fort oder flogen als großer geschlossener Schwarm in weit ausholenden Kreisen zu den Felsen des öden Ufers, wo sie ihre Nester und ihre Heimat hatten.

Aber niemals rasteten sie auf jenem Felsen, der so einsam aus dem Wasser der Bucht emporragte. Sie setzten sich auch niemals auf die Wasserfläche in der Nähe dieses Felsens, um sich auf den Wellen zu schaukeln, wie sie das so gerne taten. Sie wichen ihm aus, auch während der Jagd; lieber flogen sie im großen Bogen um ihn herum, als ihn zu überfliegen. Irgend etwas stieß sie davon ab, heute, morgen und immer.

Der einsame Felsen, ein schweigender Zeuge unbekannter und unendlicher Fernen der Vergangenheit, hob sich mit dunklen Umrissen finster vom Blau des Himmels ab, und sein Bild zitterte auf den Wellen der blaugrünen Wasserfläche. Die drückende Schwere völliger Unbelebtheit lag lastend auf den Klippen, und die tiefe

Stille ringsum wurde nur selten durch ein fallendes Steinchen gestört, das sich irgendwo aus der Felswand gelöst hatte und aufklatschend ins Wasser fiel. Aber langsam näherte sich die Zeit, in der dieser einsame Fels vorübergehend wieder zur Heimat riesiger Drachenungeheuer werden sollte, die schon seit undenklichen Zeiten regelmäßig von fernen Ufern herbeigeflogen kamen . . .

Das blaugrüne Wasser der Bucht ging irgendwo im Westen in das blaue Wasser des weiten Meeres über, rein und von makelloser Schönheit. Welle auf Welle lief rauschend in unbekannte Fernen, und alle glänzten im Scheine der Sonnenstrahlen in den schönsten Nuancen leuchtender Farben.

Auf die geschmeidigen Wellen fielen plötzlich einige große Schatten. Ein Schwarm Fische, von den Wellen im heiteren Spiel getragen, erschrak und verschwand in der Tiefe, denn sie fürchteten die Schatten der riesenhaften Pteranodonten, die Verderben und Tod brachten.

Schon lange war dieses Meer die Heimat der Pteranodonten, ungeheurerer Flugechsen von drachenähnlichem Aussehen. Ihr Kopf, der auf einem langen, starken Hals saß, lief vorn in einen gestreckten, zahnlosen Schnabel aus, schmal und spitz, hinten zu einem hohen Kamm aus feinen und dünnen Knochen verlängert. Am merkwürdigsten an ihnen aber war, daß von den vier Fingern der oberen Extremitäten drei klein und krallenartig waren, während der vierte, äußere, in außerordentlicher Weise verlängert war. Und an diesem langen Finger ohne Krallen war eine dunkle, glatte Haut angewachsen, die mit dem anderen Ende aus der Seite des kleinen und zarten Körpers wuchs, bis fast zum äußersten Ende der schwachen unteren Gliedmaßen und zum stark verkümmerten Schwanz. Die verlängerten Finger bildeten mit den Flughäuten lange und schmale Flügel, die eine Spannweite von mehr als acht Metern hatten. Darum waren diese Drachen der oberen Kreide die größten fliegenden Lebewesen, die die Natur jemals hervorgebracht hat.

Viele Stunden lang flogen sie ohne Pause und ohne Anstrengung über das Meer, stiegen hoch und fielen wieder, segelten elegant durch die Luft, wiegten sich von einer Seite auf die andere, zogen Kreise und glitten wieder durch die Luft, ohne die Flügel zu bewegen. Und wenn sich auf dem stürmischen Meere hohe Wellen jagten, glitten sie knapp darüber hin und stiegen und fielen mit ihnen über große Entfernungen, ohne sich auch nur die Spitzen der langen Flügel zu benetzen. Sie waren hervorragende Flieger, schnell und ausdauernd, und überwandern leicht die Windstöße, mit denen sie während stürmischer Unwetter flogen.

Bei ihren gleitenden Flügen suchten sie ohne Unterlaß mit ihrem scharfen Blick nach Fischen, die knapp unter der Wasserfläche schwammen. Und wenn sie solche fanden, schossen sie wie von der Sehne geschnellt zur Oberfläche hinab, hackten mit ihrem langen Schnabel ins Wasser nach dem fliehenden Opfer und zogen ihn nach einem kurzen Augenblick mit dem erlegten, zappelnden Fisch wieder heraus,

den sie hungrig verschlangen. Sie jagten auch verschiedene Tintenfische und Schalthiere, ja, sie verachteten nicht einmal das Aas von kleineren Tieren, das das Meer herantrug, denn sie hatten immer Appetit. Durch schnelle Verdauung hatten sie immer leere Eingeweide und ein ewiges Hungergefühl.

Der Hunger überfiel sie immer dann mit grausamer Mitleidlosigkeit, wenn wilde Stürme das Meer zerwühlten. Dann verbargen sich die Fische und anderen Tiere in den Tiefen, und die Pteranodonten hungerten und magerten ab. Hatten aber die Stürme ausgetobt und dehnte sich das Meer wieder beruhigt im Sonnenglanz, hielten sich die Pteranodonten für das unfreiwillige Fasten schadlos; dann jagten sie mit doppelter Kraft und vertrieben den grausamen Hunger durch eine reiche Mahlzeit.

So lebten sie hier lange Zeit das gleiche Leben . . .

Und doch wurde die Eintönigkeit ihres Lebens zu bestimmten Zeiten jäh unterbrochen. Das war dann, wenn die mit unerbittlicher Regelmäßigkeit in gewissen Abständen wiederkehrende Zeit der Stürme vorüber war und wenn die ausgehungerten und abgemagerten Pteranodonten in der folgenden schönen Periode wieder satt und stark waren. Um diese Zeit flogen sie in endlose Fernen, weit hinaus auf den unendlichen Ozean, als hätte sie eine unwiderstehliche Sehnsucht und das Vergnügen an dem langen und scharfen Flug dazu getrieben. Sie flogen dann bis zu den kleinen Koralleninseln, die aus mehreren weißen Kreisen bestanden, unterbrochen vom Blau des Meeres und dem Grün der Pflanzen. Sie hatten sie kaum erreicht, da zogen sie über ihnen große Kreise, immer schneller und schneller, entflammt von der Kraft ihrer Gesundheit und dem Feuer ihrer Sehnsucht. Hier jagten sie einander in wildem Reigen, einer suchte den anderen, und wenn sie sich treffen sollten, trennten sie sich wieder, um sich gleich wieder zu suchen.

Einige Abende dauerte dies seltsame Spiel, bis sie schließlich scharf aufwärts flogen und immer zwei und zwei, eng aneinandergeschmiegt, hoch oben in den warmen Lüften wie Märchendrachen im Hochzeitsfluge flatterten.

Während hoch in den Lüften im abendlichen Grau der Hochzeitsreigen der drachenähnlichen Pteranodonten endete, erlosch auch unten im Wasser die Liebesehnsucht einer Schar Urschildkröten der Gattung *Protostega*, verhallte das Klappern und Knirschen ihrer großen Schilde und das tiefe Brüllen der leidenschaftlich erregten Männchen.

Und dann goß nur noch der silberne Mond sein mildes Licht über die Fläche des rauschenden Meeres . . .

Dort, wo sich das blaugrüne Wasser der Bucht mit dem blauen der hohen See mischte, erhob sich aus dem seichten Uferwasser der wild zerklüftete Felsen, der sich aus unzähligen Steinsäulen zusammensetzte. Diese standen hier wie

stumme, aber doch beredte Zeugen der wilden Kräfte und Gewalten der Brandung, mit denen vor Urzeiten der Ozean lange die harten Uferfelsen angriff, sie wütend benagte und wie mit den Schlägen einer riesigen stählernen Ramme zerschlug. Und wenn der Ozean dann aufgehört hatte zu toben und zu stürmen, spiegelten sich in der ruhig gewordenen Wasserfläche die Felstrümmer und standen finster wie zerstörte Türme, die jetzt den Zugang zur breiten Bucht der bezahnten Urvögel bewachten.

In den Wassern dieses Felsenlabyrinths hatte der schreckliche Elasmosaurus seine Heimat, eine dreizehn Meter lange Echse aus dem Geschlecht der Plesiosaurier, der gefürchteten Räuber des mesozoischen Meeres. Sein kleiner Reptilkopf saß auf einem unvergleichlich langen Hals, der Körper war kurz, an der Bauchseite flach, in einen kurzen Schwanz auslaufend. Seine Gliedmaßen, zu beiden Seiten des Körpers herausragend, waren lang und schmal und in flossenartige Ruder umgewandelt. Die Haut war schuppenlos, nackt und von grünlicher Farbe. Wie ein Märchenungeheuer schwamm der Elasmosaurus aus dem Chaos der Uferfelsen, und mit langsamen, gleichmäßigen Ruderschlägen beider Gliedmaßenpaare entfernte er sich vom Felsen. Auf dem aufgerichteten und S-förmig gekrümmten Hals trug er stolz den kleinen Kopf mit den bösen Augen und dem bezahnten Rachen. Er schwamm zur Jagd aus und hielt entlang des Ufers auf eine nahe Untiefe zu, auf deren Boden dichter Tang wucherte. Dort jagte er am liebsten.

Um das aus dem steinigen Boden gewachsene Seegras und durch die unzähligen dichten Büschel langer, sich in schmale Bänder teilender Thalli jagte ein Schwarm silberner Fische. Sorgfältig suchten sie den felsigen Boden und die Thalli des bräunlichen Tangs ab. Wehe dem Wurm oder Schalentierchen, das sie entdeckten! Da stieß einer der silbernen Fische auf der Jagd nach Beute auf eine große Krabbe. Diese hob warnend die Scheren, aber der bedrohte Fisch verschwand blitzschnell im Seegras, wohin ihm, von seiner plötzlichen Flucht erschreckt, blindlings der ganze Schwarm folgte. Eine Zeitlang schwamm der Schwarm unruhig hin und her, bald aber setzten die Fische ihre Jagd in aller Ruhe fort, glatt und schön zwischen den bandförmigen Blättern des Seegrases hindurchschwimmend.

Um diese Zeit kam der Elasmosaurus zu den Tangmassen geschwommen. Mit bösen Augen blickte er ringsum; mehrmals riß er den furchtbaren Rachen auf, als hätte er schon eine Vorahnung üppiger Mahlzeiten, und ließ die starken und scharfen Zähne blitzen. Dann tauchte er jäh. An der Stelle, wo er verschwunden war, kreiste das Wasser im wilden Wirbel und drehte einen tiefen Trichter, der ständig kleiner wurde, bis er schließlich ganz zerfloß und verschwand.

Schnell, aber vorsichtig schwamm der Elasmosaurus unter Wasser zu den Tangmassen, wo er schon von weitem den Schwarm Silberfische entdeckt hatte. Er schwamm langsam und vorsichtig heran, versteckte sich hinter den langen Tangfäden und wartete auf eine passende Gelegenheit, ein Opfer zu erwischen.

Das gelang ihm schon bald. Ein unvorsichtiger Fisch verließ auf der Jagd nach einer fetten Larve das Tangdickicht, der Elamosaurus schoß hervor, erreichte ihn mit wenigen mächtigen Schlägen seiner flossenartigen Gliedmaßen und jagte ihm mit einem einzigen Zuschnappen seines gefährlichen Rachens die scharfen Zahnreihen in den Leib. Einige heftige Bewegungen des Fischkörpers in seinem Totekampf veranlaßten den Elamosaurus zu einem neuen Zuschnappen, wobei die scharfen Zähne den Leib schon bis auf die Knochen zermalmten. Lange jagte er hier, und viele Fische fielen ihm zum Opfer. Und als er sich dann auf den Heimweg machte, überfiel er unterwegs noch einen Kopffüßer, den er samt seiner zerdrückten Schale verschlang.

Tag um Tag verging und Nacht um Nacht. Niemand zählte sie, niemand bedauerte ihr Vergehen. Unhörbar fielen sie in die tiefen Abgründe der Vergangenheit, aus denen es keine Rückkehr gibt.

Mit dem Vergehen der Tage und Nächte verfloß die Zeit, langsam, aber unaufhaltsam. Und dann geschah es, daß eines Tages die Urschildkröten Protostega von der Koralleninsel auf hoher See ihre weite Wanderung nach dem Ufer antraten. Es kam die Zeit, da sich die Weibchen um die Erhaltung der Gattung kümmern mußten, da sie die befruchteten Eier in den Sand des fernen Ufers legten.

Schier endlos lange schwammen die Protostega durch die unermeßlichen Gewässer des Ozeans. Mit den langen und breiten Flossen der vorderen Gliedmaßen ruderten sie ohne Pause, und mit ihren großen, aus den Höhlen hervorgetretenen Augen blickten sie unablässig geradeaus, als könnten sie den Anblick des ausgedehnten Ufers nicht mehr erwarten, zu dem sie seit langer Zeit mit hartnäckiger Zähigkeit alljährlich hinschwammen. Sie schwammen in zwei Scharen; voran die Weibchen, hinterher die Männchen.

Eines Tages erreichten sie schließlich die Ufer der seichten Bucht. Dort erwartete sie das Zischen der Hesperornis, die befürchteten, die Urschildkröten könnten sie von ihren Inselchen und Felsvorsprüngen verdrängen, und die Schreie der Ichthyornis, die erschreckt aufflogen. Aber die großen Urschildkröten beachteten sie nicht. Nur die Weibchen reckten die Hälse aus dem Wasser und suchten, mit den Rückenpanzern gerade die Wasseroberfläche streifend, das Ufer nach einem Platz für ihr Gelege ab. Und als sich dann die Sonne hinter dem Horizont verbarg und die Abenddämmerung sich auf die ganze Landschaft senkte, krochen einige uralte Weibchen ans Ufer und stießen einen pfeifenden Laut aus, der versteckte Feinde entdecken und vertreiben sollte. Als aber der Pfiff verklang und die Stille des Abends durch kein verdächtiges Geräusch gestört wurde, gingen sie mit hoch aufgerecktem Kopf zur Sandebene. Dort scharften sie jenseits der Flutgrenze mit den Hinterbeinen tiefe Gruben aus und legten viele Eier hinein. Dann schütteten sie die Gruben wieder mit Sand zu und eilten zurück. Im Sand hinterließen sie

dabei eine breite Spur, zwei gleichlaufende Rinnen von den Beinen und dazwischen einen breiten Streifen, eingedrückt vom schweren und flachen Panzer. Noch bevor sie wieder ins Wasser glitten, drängten andere Weibchen ans Ufer, damit auch sie im Sand ihre Aufgaben erfüllten. Und als sie zurückkehrten, begegneten ihnen immer wieder andere.

Unzählige Sterne glänzten im tiefblauen Azur der angebrochenen Nacht. Sie glänzten und leuchteten – bis der Morgenglanz einen nach dem anderen löschte. Und als der letzte verlosch, waren die Urschildkröten schon auf dem Heimweg zu ihren Koralleninseln weit draußen auf hoher See, und in ihren stumpfen Hirnen zeigte sich auch nicht der geringste Schimmer einer Sorge um das Schicksal der abgelegten Eier, die sie in völliger Verlassenheit in den zugescharten Gruben des Ufersandes zurückgelassen hatten.

Ununterbrochen und angestrengt schwimmend näherten sich die Protostega schnell ihrem Ziele. Schon lange hatten sie das Wasser der seichten Bucht hinter sich gelassen, und schon lange verschwanden hinter ihnen die Felsen, in deren Labyrinth unter Wasser der wilde Elamosaurus lebte. Als die ersten Schatten der drachenartigen Pteranodonten über sie hinwegflogen, da schwammen sie schon wieder auf hoher See. Aber bevor sie noch ihre Koralleninsel erreichten, ereilte sie ein Unglück, denn auf ihrer Wanderung durch das Meer begegnete ihnen der schreckliche Tylosaurus.

Das war eine reißende Echse aus dem Geschlecht der Mosasaurier, bei denen das Aussehen der Echsen, zu denen sie gehörten, schon lange durch die Anpassung an das Leben im Wasser verwischt worden war. Der acht Meter lange Körper überwand mit schlangenartigen Bewegungen in kurzer Zeit auch große Entfernungen und jagte wie ein abgeschossener Torpedo vorwärts. Die fünf Zehen seiner Gliedmaßen waren mit einer gemeinsamen Schwimnhaut versehen, so daß aus den ursprünglich zum Schreiten bestimmten Beinen seiner Urahnen vor langer Zeit Flossen geworden waren, die nicht nur eine schnellere Vorwärtsbewegung ermöglichten, sondern auch als Steuer dienten. Der schlangenartige Körper lief vorn in einen schrecklichen Rachen voll großer, scharf zugespitzter Zähne aus. Der Tylosaurus war der gefürchtetste Räuber dieses Meeres der oberen Kreide, der nicht einmal die fünf Meter langen Platecarpi verschonte, seine Blutsverwandten. Er führte mit ihnen grausame Kämpfe, wo immer er sie traf; aus diesen Kämpfen ging er immer als Sieger hervor, der die Besiegten verzehrte.

Und dieser schrecklichen, wilden Echse begegneten die Urschildkröten.

Wie ein Geschöß flog sie mitten unter sie. Die erschrockenen Protostega tauchten schnell und suchten Schutz in den unermeßlichen Tiefen des Meeres. Über die Wasserfläche erscholl das Prasseln und Knirschen ihrer flachen Panzer, mit denen sie bei ihrer kopflosen Flucht aneinanderprallten. Das Wasser schäumte auf,

spritzte hoch, zischte und brodelte wie beim Kochen. Und inmitten der wallenden Wässer leuchteten mit schrecklich gelbem Licht die Augen des Tylosaurus, und in dem aufgesperrten Rachen glänzten die großen, weißen Zähne.

Plötzlich schnellte der Tylosaurus herum, und sein scheußlicher Rachen schnappte nach einer der Urschildkröten. Die scharfen Zähne gruben sich in ihre vorderen flossenartigen Gliedmaßen, und zwar knapp am Panzer. Die verwundete Urschildkröte warf sich wild herum, und der Tylosaurus, der sein Opfer zu verlieren fürchtete, biß mit seinem schrecklichen Maul so fest und stark in die Flosse, daß er die zähe Haut durchbiß, den Knochen zermalmte und das Glied dann mit einem mächtigen Riß vom Körper abtrennte. Während ein Blutstrom das aufgewühlte Wasser rot färbte, fiel die schwerverwundete und vor Schmerz besinnungslose Protostega wie ein schwerer Klumpen in die Tiefe des Meeres, immer tiefer und tiefer. Es gab für sie keine Rettung, auch als sie dem Rachen des Tylosaurus entkommen war. Es war, als würde jemand der Umklammerung des einen Todes entrinnen und gleich dem zweiten in die Arme fallen. Und so schwamm die Urschildkröte nie wieder aus der Tiefe empor, nie wieder sah sie ihre Gefährten, und nie wieder ruhte sie auf den Wassern bei den Koralleninseln aus. In der Finsternis der tiefen und stillen Gewässer fand sie ihr Grab.

Als der Tylosaurus den abgerissenen Bissen verschlungen hatte, verschwand er irgendwohin ins weite Meer. Und wie er sich in die Ferne verlor, so verschwand von der Oberfläche auch der rote Fleck, und mit ihm zerfloß und verging auch die letzte Erinnerung an das schreckliche Schauspiel. Nur einige Pteranodonten kreisten noch in der Luft, als ob sie erwarteten, daß für sie irgendwelche Reste der blutigen Mahlzeit übrigblieben.

Wieder verfloß ein Tag nach dem anderen, eine Nacht nach der anderen, und die Zeit verschwand im unendlichen Meere der Ewigkeit. Und so geschah es, daß der Tag herankam, an dem sich, den unabänderlichen Gesetzen der Natur entsprechend, der Pteranodonten der Wunsch bemächtigte, die hohe See zu verlassen und weit hinweg zu den Ufern des fernen Festlandes zu fliegen. Als sie sich auf den Weg machten, begann die Zeit, da sich ein Wunder abspielen sollte, in der Vergangenheit bisher nicht gesehen und in der Zukunft von menschlichen Wesen niemals beobachtet; des Menschen Auge sollte es nie erblicken, nur sein forschender Geist durfte es erschließen.

Wie eine schwarze Wolke, die einen tiefen Schatten auf die Meeresfläche warf, flog eine große Schar Pteranodonten zu dem einsamen Felsen in der seichten Bucht. Das waren nur die Weibchen, die die hohe See verließen; die Männchen blieben und beobachteten ohne Anteilnahme den Abflug ihrer Gefährtinnen.

Geführt von einem uralten Weibchen, das an der Spitze des Schwarmes flog, erreichten sie bald das blaugüne Wasser der Bucht, und kurz danach kreisten sie

über dem verlassenem Felsen, der im Glanze der untergehenden Sonne gleißte und leuchtete. Die Ichthyornis verließen erschreckt die Meeresbucht und flogen zum Ufer, von dessen Felsen ihre klagenden Schreie ertönten. Auch der Hesperornis bemächtigte sich Aufregung, sie reckten sich auf und zischten böse, wenn ein Pteranodonenweibchen zu niedrig über ihnen kreiste.

Schon mehrere Tage kreisten die Pteranodonenweibchen um den Felsen, der sie unwiderstehlich lockte und anzog. Zwar vertrieben sie mit einigen erlegten Fischen ihren unabwendbaren Hunger, aber gleich kehrten sie wieder zurück, kreisten um ihn und über ihm, betrachteten ihn von allen Seiten sorgfältig und aufmerksam, als wollten sie jeden Vorsprung und jede kleinste Vertiefung kennenlernen, bis sich schließlich eines Tages nach einem herrlichen, rosigen Morgen ein Weibchen auf dem flachen Gipfel des Felsens niederließ und in eine seichte Vertiefung ein einziges kleines Ei legte. Nach ihr setzten sich auch die anderen Weibchen auf den Felsen, jedes legte ein Ei. Bevor die Sonne unterging, war der Felsen mit Eiern übersät wie mit Blüten von schneeweißer Farbe.

Nachdem die Pteranodonenweibchen ihre Eier gelegt hatten, kehrten sie keineswegs auf das offene Meer zurück. Sie blieben vielmehr bei dem Felsen und bewachten ihn sorgsam. Niemals flogen alle gleichzeitig zur Jagd; immer kreisten einige ohne Pause um den Felsen und verfolgten wütend die aufgeschreckten Ichthyornis, wenn diese es wagten, ihre Jagd über das eigentliche Ufer hinaus auszudehnen. Aber auch dort wurden sie manchmal von den Flugechsen angegriffen, und nicht selten endeten einige davon in deren hungrigem Schlund. Der Schrecken des Felsens zeigte sich jetzt den Ichthyornis mit voller Grausamkeit und grub sich unauslöschlich in ihr schlechtes Gedächtnis ein, daß sie ihn auch zu den Zeiten nicht vergaßen, wenn sie wieder allein das Luftmeer über der Bucht pflügten. Auch die Hesperornis zogen sich von den kleinen Inselchen auf die flachen Werder des Ufers zurück, wo sie ihr Leben in dauernder Aufregung und Unruhe verbrachten. Dahin waren Ruhe und Frieden, die über der seichten Bucht geherrscht hatten, bevor die geflügelten Drachen zu ihrem Felsen geflogen kamen, um ihre Eier abzulegen.

Es dauerte nicht lange, und aus den weißen Eiern auf dem Felsen krochen kleine Drachen, schwach und kraftlos, aber mit großer Vitalität und großem Hunger. Und gleich bemächtigten sich ihrer die Pteranodonenweibchen mit rührender mütterlicher Fürsorge. Sie fütterten sie mit kleinen Fischchen, die sie ohne Unterlaß in den Untiefen an den Ufern der Bucht jagten. Wie von der Sehne geschnellt, schossen sie zur Wasserfläche hinab, und sobald sie sie erreichten, fuhren sie mit geöffnetem Schnabel in eine Schar von Fischen, deren viele in dem Hautsack steckenblieben, der von der Unterseite des Schnabels herabhängt. Und mit den erbeuteten Opfern flogen sie zum Felsen zurück, um die ewig hungrigen Jungen zu füttern.

Immer wieder flogen sie heran, und immer wieder fütterten sie – ohne Rücksicht darauf, um welches Junge es sich handelte, denn alle Jungen wurden aus den gleichen Eiern geboren, und in allen rollte das gleiche Drachenblut.

Die Sonne neigte sich langsam dem Horizonte zu und übergieß mit dem Gold ihrer letzten Strahlen die leichtbewegte Wasserfläche. Die steinernen Säulen der wildzerklüfteten Felsen warfen lange Schatten auf das Wasser, das in tiefem Blau dunkelte. Und durch die Stille des Abends und das Labyrinth des Wassers zwischen den zerklüfteten Felsen schwamm mit hochgerecktem Kopf der Elasmosaurus.

Er bewegte sich langsam und geradeaus, denn er war satt wie schon lange nicht. Seine Jagd war heute so erfolgreich, und er konnte sich den Bauch so mit Fischen und Weichtieren füllen, daß er fast platzte. Wie ihn sonst der leere Bauch quälte, so quälte ihn heute der volle. Aber in beiden Fällen wußte er Rat: Dem leeren Bauch half er mit einigen erlegten Fischen ab, dem übertollen durch Verschlingen einiger runder oder flacher Steine, die im Magen blieben und ihm halfen, die genossene Nahrung zu zerreiben und zu zermalmen und so ihre Verdauung zu beschleunigen.

Deshalb tauchte er plötzlich und suchte sich, als er den Grund erreicht hatte, einen Block von weißem Quarz, nahm ihn in seinen bezahnten Rachen und schluckte ihn mit Appetit, während er zur Oberfläche zurückschwamm. Dann tauchte er ein zweites Mal und holte vom Grunde einen neuen Kiesel herauf; auch dieser verschwand schnell in seinem Magen. Als er das dritte Mal auftauchte, erstarrte er vor Überraschung und Schrecken. Im schäumenden Wasser erblickte er vor sich den furchtbaren Tylosaurus, der seine grausamen Augen auf ihn richtete und so wild mit dem mächtigen Schwanz schlug, daß das Wasser hoch aufspritzte. In einem weit aufgerissenen Rachen glänzte eine Palisade weißer, scharfer Zähne.

Der Kiesel, den der Elasmosaurus aus dem Rachen fallen ließ, fiel mit einem glucksenden Laut ins Wasser und weckte ihn aus seiner Erstarrung. Augenblicklich wendete er und verschwand unter Wasser, noch bevor der Tylosaurus die scharfen Zähne in seinen Körper graben konnte. Und als er später wieder auftauchte, ruderte er mit einer tiefen Furche schnell durch das schäumende Wasser zu den zerklüfteten Felsen. Der Tylosaurus schoß ihm nach, erregt und wütend über den Mißerfolg seines ersten Angriffs. Aber der Elasmosaurus jagte immer schneller durch das aufschäumende Wasser vorwärts.

Sobald er dann die Felsen erreicht hatte, tauchte er wieder und schwamm dann in der sicheren Tiefe durch das wirre Labyrinth des Wassers, das an der Oberfläche der wütende Tylosaurus fürchte, der sich bemühte, den verschwundenen Elasmosaurus zu entdecken. Aber unzählige Steinsäulen versperrten ihm die Sicht, und bevor er sich aus dem Irrgarten von Unterwasserkanälen, Schenkeln und Bogen

herausgefunden hatte, schwamm der Elasmosaurus schon lange durch das Wasser der Bucht, in dem er Schutz suchte.

Rasch, ausdauernd und rastlos bewegte er sich vorwärts, ohne Rücksicht auf die Abenddämmerung und den überfüllten Bauch. Und bevor noch die Finsternis ihre schwarzen Schleier über die Gegend breitete, erreichte der Elasmosaurus die Nistplätze der Pteranodonten. Dort blieb er und wollte die Nacht verbringen.

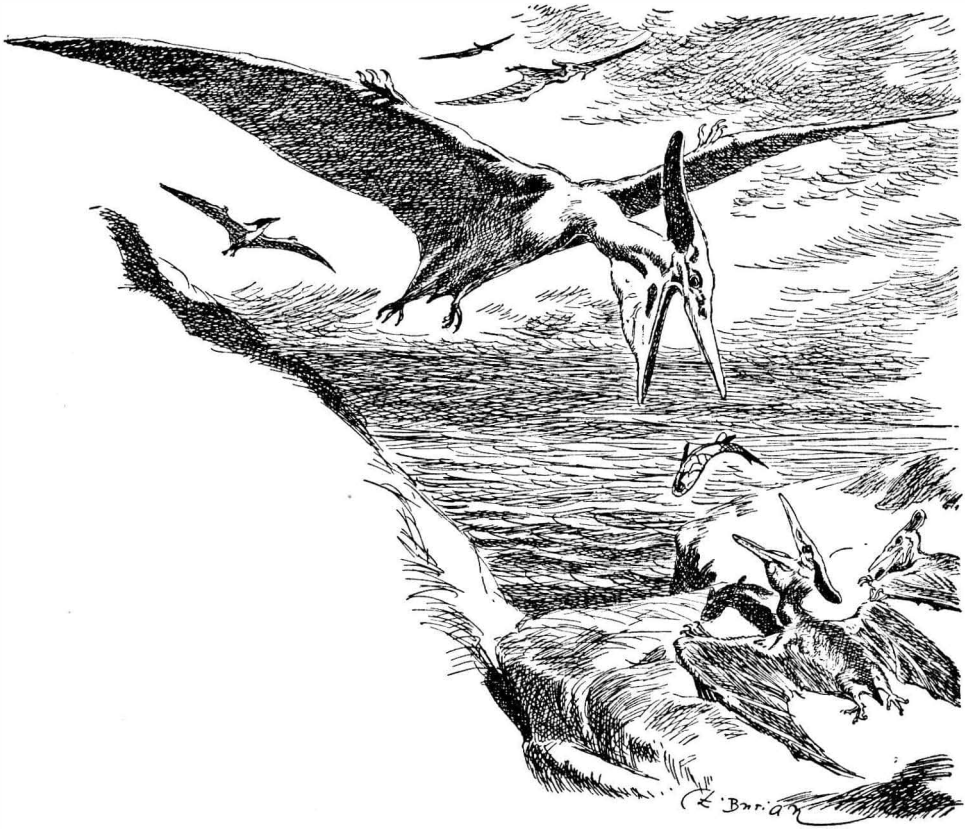
Und während er in den Gewässern unter dem Drachenfelsen ausruhte, glitt durch die finstere, mondlose Nacht der Tod und kam immer näher . . .

Die jungen Pteranodonten wuchsen unter der unermüdlichen Fürsorge der Weibchen rasch heran. Aber ihr Wachsen war merkwürdig. Während sich am Kopf ununterbrochen und schnell der spitze Schnabel und der hohle Kamm vergrößerten, erstarkten auch die vorderen Gliedmaßen außergewöhnlich, und der Flugfinger wuchs schnell zu einer unerhörten Länge; aber der Körper und die hinteren Gliedmaßen wuchsen langsam. Dieser ungleiche Wuchs glich sich nie wieder aus, auch bei den erwachsenen Pteranodonten schien außer dem gespenstischen Kopf und den mächtigen Flügeln alles wie verkümmert; der Körper war klein, der Brustkorb lächerlich unansehnlich, und die Beine waren so schwach, daß sich die Tiere niemals auf ihnen erheben konnten.

Schon jagten die Weibchen in den Untiefen des Ufers nicht nur kleine Fischchen. Diese reichten zum Füttern der immer hungrigen Jungen längst nicht mehr aus. Sie jagten jetzt nur größere Fische, und wenn sie mit ihnen zum Felsen geflogen kamen, klapperten die Jungen ungeduldig mit den Schnäbeln, breiteten die Flügel aus und gierten danach mit gereckten Hälsen, rissen sie den Weibchen aus den Schnäbeln, zogen sie ihnen sogar aus dem Hautsack und fraßen sie mit Genuß.

Dann kam bald die Zeit, da die Weibchen aufhörten, die erlegten Fische bis auf den Felsen zu bringen; sie kreisten damit in unmittelbarer Nähe um den Felsen. Die Jungen schlugen aufgeregt mit ihren langen, ausgewachsenen Flügeln, manchmal so stark, daß sie sich schon erhoben, klapperten mit den Schnäbeln, und bisweilen piffen manche von ihnen heiser. Aber die Weibchen kreisten ununterbrochen um den Felsen, und mit ihren mächtigen Schnäbeln hielten sie die erlegten Fische, deren Schuppen im Regen der Sonnenstrahlen in den schönsten Farben schillerten.

Durch Hunger und Gier getrieben, schoben sich die Jungen bis an den äußersten Rand des Felsens vor und versuchten vergeblich, mit vorgestrecktem Hals und aufgesperrtem Schnabel die Nahrung zu erreichen. Und eines von den Jungen reckte sich so jäh nach einem Fisch im Schnabel des kreisenden Weibchens, daß es durch die plötzliche Bewegung das Gleichgewicht verlor, vom Rand des Felsens abrutschte und durch die Luft zur Wasserfläche stürzte. Erschrocken piepste es auf,



aber dann entfaltete es die langen und schmalen Flügel, begann mit ihnen zu schlagen, und bevor es sich versah, hörte es auf zu fallen und flog flatternd vorwärts. Es bewegte sich in einem schwachen, torkelnden Flug, heftig mit den Flügeln schlagend, bis es plötzlich, als hätte es den Mut verloren, zum Felsen zurückkehrte, auf dem es mit ausgebreiteten Flügeln schwerfällig niederfiel. Und dann fiel neben das Schnäbelchen des atemlosen und ermatteten Jungen ein Fisch, mit dem das Weibchen das Junge für seinen ersten Flug belohnte.

Während das vom Flug erschöpfte Junge mit Mühe den großen Fisch verschlang, flatterten in der Luft schon ein paar andere beherzte und mutige Jungtiere, die auch ihren Lohn bekamen, wenn sie ihre Flugversuche beendet hatten.

Die Erfolge im Fliegen steigerten sich schnell, und den Jungen gefielen ihre kurzen, luftigen Ausflüge. Bis auf einige furchtsame Tiere flogen die Jungen jetzt schon allein den Weibchen entgegen, rissen ihnen die mitgebrachten Fische aus den Schnäbeln und fraßen sie auf dem Felsen auf.

Kaum konnten die Jungen fliegen, lehrten die Weibchen sie gleich etwas anderes. Sie ließen sich die erlegten Fische nicht mehr aus den Schnäbeln nehmen, sondern ließen sie, wenn Junge zu ihnen heranflogen, aus den Schnäbeln fallen und zwangen so die Jungen, sie in der Luft selbst aufzufangen. Oft mußten die Weibchen zur Wasserfläche stürzen, um die schon einmal erlegten Fische erneut zu schnappen. Aber die ursprüngliche Unbeweglichkeit der Jungen schwand mehr und mehr, so daß sie die Fische in kurzer Zeit mit beachtenswerter Geschicklichkeit fingen. Später stürzten sie den fallenden Fischen in leichtem Bogen nach, und bevor die Fische die Wasserfläche erreicht hatten, ergriffen sie sie mit ihren Schnäbeln und stiegen wieder in die Höhe.

Von diesen Übungen war nur noch ein kleiner Schritt zur eigenen Jagd und damit zur Selbständigkeit im Leben. Darum widmeten auch die Weibchen den Jungen nicht mehr so viel Fürsorge wie früher und zwangen sie durch ihre Nichtbeachtung, sich selbst um Nahrung zu kümmern, sich in der Jagd weiter zu üben und Erfahrungen zu sammeln.

An dem Tage, als in der Abenddämmerung der Elamosaurus zu ihrem Felsen geschwommen kam, kreisten die Weibchen schon vom frühen Morgen an in merkwürdiger Aufregung um ihren Nistplatz. Und als dann die Sonne den höchsten Punkt ihrer täglichen Wanderung erreicht hatte, hörte ein uraltes Weibchen zu kreisen auf und flog mit schnellem, gleitendem Fluge vom Felsen zum Wasser der Bucht und immer weiter auf das offene Meer. Es kehrte dorthin zurück, woher es vor einiger Zeit gekommen war, und mit ihm kehrten auch die anderen Weibchen zurück, denn sie hatten ihre Aufgaben erfüllt.

Nur einige junge, außerordentlich eifrige und sorgsame Weibchen blieben noch bei den Jungen auf den Felsen.

Als sich am Morgen des nächsten Tages die Sonnenstrahlen über die Wasserfläche ergossen und sie ganz vergoldeten, bereitete sich der langhalsige Elamosaurus zur Jagd vor. Er war hungrig, denn das lange Schwimmen, als er vor dem Tylosaurus floh, und die lange Nacht hatten ihn regelrecht entkräftet. Er schwamm leise und vorsichtig um den Felsen und beobachtete alles sorgfältig. Mehrmals tauchte er unter, wenn er irgendwelche Schatten unter Wasser verschwinden sah, aber jedesmal tauchte er wieder auf, zwar mit leerem Rachen, aber mit um so größerer Freßlust.

Über ihm in der Luft kreiste eins von den zurückgebliebenen Pteranodontenweibchen und hielt im Schnabel einen erlegten Fisch. Um es herum flatterten zwei Junge, die es nicht erwarten konnten, daß es den Fisch fallen ließ, damit sie sich darauf stürzen konnten. Als das Weibchen das schließlich tat und der Fisch wie ein schwerer Stein durch die Luft fiel, stürzten ihm die Jungen nach, jedes von einer anderen Seite. Der Fisch fiel mit lautem Aufklatschen ins Wasser, das hoch aufspritzte; im Sprühregen der Wassertropfen, im Funkeln und Leuchten der tausend-

fach gebrochenen Sonnenstrahlen stießen die jungen Pteranodonten im schnellen Flug so heftig aufeinander, daß sie taumelten und mit weit ausgebreiteten Flügeln auf das Wasser fielen – in unmittelbare Nähe des hungrigen Elasmosaurus.

Der zauderte nicht, gelangte mit ein paar scharfen Schlägen seiner flossenartigen Gliedmaßen zu den zappelnden Pteranodontenjungen und verbiß sich mit einer heftigen Bewegung des schlangenhaften Halses wütend in den Körper des einen. Und während das andere Junge schnell abflog, erschrocken über den unerwarteten Sturz ins Wasser und das plötzliche Erscheinen des wilden Ungeheuers, stand der Elasmosaurus unbeweglich hochaufgereckt über dem Wasser und hielt in seinem bezahnten Rachen den zuckenden kleinen Körper des Pteranodonten.

Hoch in der Luft kreiste aufgeregt das Pteranodontenweibchen, und zu ihm gesellten sich bald alle zurückgebliebenen Weibchen. Erst zogen sie in großer Höhe weite Kreise, dann wurden ihr Flug niedriger und ihre Kreise enger, bis sie schließlich mit langgestreckten Hälsen um den Kopf des Elasmosaurus pfften, als wollten sie ihn jeden Augenblick überfallen und mit ihren scharfen Schnäbeln zerhacken.

Der Elasmosaurus ließ den Kadaver des bedauernswerten Jungen aus seinem Rachen fallen und hackte erbittert nach einem der Weibchen, das mit der Spitze seiner langen Flügel schon fast seinen Kopf erreichte. Heftig riß es sich hoch, die anderen folgten, und wieder kreisten alle über der räuberischen Urechse, wagten es aber nicht, sie anzugreifen.

Und trotzdem war der Elasmosaurus zum Kämpfen verurteilt, grausam und mitleidlos, auf Leben und Tod. Der Tod näherte sich ihm schon, von weitem zunächst als heller Punkt erkennbar, der unaufhaltsam größer wurde und eine lange, weißliche Spur hinterließ, immer breiter und breiter, bis sich schließlich in der tiefen Furche des schäumenden Wassers vor dem Elasmosaurus der schreckliche Tylosaurus zeigte, der ihn schon am Tage zuvor angefallen hatte. Im weit aufgerissenen Rachen des Tylosaurus leuchtete eine dünne Schanze weißer, scharfer Zähne, und in seinen gelblichen Äuglein entzündeten die Flammen fanatischer Raubgier schauerliche Blitze blutdürstigen Hasses. Mit gleichem Haß blickte der Elasmosaurus seinerseits den Tylosaurus an, überreizt durch den Hunger und durch die Angst um das erlegte Opfer, das sich wie ein dunkler, faltenreicher Mantel leicht auf den Wellen des Meeres wiegte.

Der Tylosaurus zögerte mit dem Überfall und wartete den Angriff des Gegners ab, für den es diesmal kein Entkommen gab.

Er wartete nicht umsonst. Der lange und flache Rachen des Elasmosaurus schoß nieder, verbiß sich wütend in das Genick des Tylosaurus und flog mit einem Stück herausgerissenen Fleisches wieder in die Höhe. Der Tylosaurus schnellte aufgebracht herum, und sein scheußlich aufgerissener Rachen grub die scharfen Zähne tief in die Schulter des Elasmosaurus. Der riß und warf sich herum, richtete sich auf und reckte sich hoch, aber die schrecklichen Kiefer des Tylosaurus, mit furcht-

barer Kraft gegeneinandergedrückt, hielten ihn wie in einer Zange. Das Meer färbte sich vom Blute rot; durch das schäumende, hoch aufspritzende Wasser schwang auf dem langen, schlangenhaften dünnen Hals ohne Unterlaß der flache Kopf des Elamosaurus, der sich immer wütender in den Körper des Tylosaurus verbiß, bis er schließlich die scharfen Zähne in seinen Kopf grub und mit einem mächtigen Ruck ein Stück Haut bis zum Auge herausriß. Der Tylosaurus ließ von seinem Gegner ab, stürzte sich aber gleich wieder mit einem heftigen Angriff auf ihn. Das Wasser spritzte hoch auf, als sich die beiden Urechsen erneut wütend aufeinanderstürzten. Tobend rissen sie einander hin und her, tauchten unter und kämpften unter Wasser weiter, und als sie mit blutenden Wunden bedeckt wieder auftauchten, warfen sie sich erneut im wilden Zweikampf gegeneinander.

In der Luft kreisten die Pteranodonenweibchen über den ringenden Ungeheuern. Die aber kämpften jetzt nicht nur mit zahnstarrenden Mäulern, sondern mit den ganzen riesenhaften Leibern, die sich mit wütendem Toben im schäumenden und aufgewühlten Wasser hin und her warfen.

Jetzt begann der entfesselte Tylosaurus den Elamosaurus furchtbar mit seinem mächtigen Schwanz zu peitschen, erst die Seiten, dann den langen Hals, der unter der Wucht der Schläge auf die Wasserfläche fiel und wieder in die Höhe flog und wie der schwache Stamm eines jungen Bäumchens im Wirbelwind kreiste und schwankte. Und nach einer Weile, als von einem starken Schlag der Schlangenhals des Elamosaurus wieder auf das Wasser geschleudert und von den Wellen überspült wurde, schoß der Tylosaurus vorwärts, erfaßte ihn mit dem weit aufgerissenen zahnstarrenden Rachen hinter dem Kopf und drückte zu.

Die gewaltigen, dolchscharfen Zähne des Tylosaurus gruben sich tief in den Hals des Elamosaurus, durchdrangen das Fleisch und zermalmten die Wirbel. Vergeblich warf sich der Elamosaurus herum, vergeblich reckte und wand er sich in grausamem Schmerz; aus diesem mit Zähnen besetzten und mit unheimlicher Kraft geschlossenen Schraubstock konnte er sich nicht befreien. Er erschlaffte immer mehr, bis schließlich das krampfhaftes Zucken des verlöschenden Lebens den besiegten und zerschlagenen Körper des Elamosaurus zu durchjagen begann.

Der Kampf der zwei Meeresungeheuer war zu Ende.

Während der Elamosaurus im Maule des Tylosaurus verendete und das brodelnde und schäumende Meer sich beruhigte, hörten die Pteranodonenweibchen auf, über dem blutigen Kampfplatz zu kreisen, und entfernten sich im raschen Fluge weit auf das offene Meer, als wollten sie die Nachricht vom gerächten Tode ihres Jungen möglichst schnell ihren Gefährtinnen bringen.

Wie ein großer, grünlicher, völlig mit Moos überwucherter Block lag der Leib des Elamosaurus bewegungslos in dem blutigen Wasser. Um ihn tummelte sich der siegreiche Tylosaurus, vorsichtig spähend, ob niemand in der Nähe sei, der ihn bei seinem Mahle stören könnte. Als er nichts Derartiges feststellte, schwamm er an

sein Opfer heran, riß ihm mit den Sägezähnen seines furchtbaren Gebisses den Leib auf und verschlang hungrig die heraustretenden Innereien. Als sie in ihm verschwunden waren, begann er Fleischstücke herauszureißen, die ebenfalls schnell in seinem hungrigen und bluttriefenden Rachen verschwanden.

Und der Tylosaurus hielt Mahlzeit . . .

Erst nach langer Zeit ging die Sonne unter. Ihre letzten Strahlen zitterten über die Gipfel des Felsens hin, spielten eine Weile mit rosigen und goldenen Farben am Himmel und auf dem Wasser und verloschen schließlich. Die Gegend wurde mit einem Male traurig und düster. Und als dann am dunklen Himmel das Licht unzähliger Sterne erstrahlte, wiegten sich auf den Wellen des Meeres ein paar blutige Fetzen, die letzten Reste vom Gelage des Tylosaurus, den das Dunkel der weiten Wasserfläche schon verschlungen hatte.

Das nächtliche Dunkel schwand, und mit dem kommenden Morgen ergoß sich das Licht über die Landschaft. Als dann mit dem hellen Licht des Tages die Strahlen der Sonne herniederregneten, flog eine Schar junger Pteranodonten über die Gewässer der Bucht und jagte.

Jetzt zeigten sich in ihren Reihen keine Schatten jener alten Weibchen mehr, die sich so fürsorglich um sie gekümmert hatten. Sie waren schon alle zur hohen See abgeflogen, wo sie wieder lebten und jagten, ohne sich um das Schicksal ihrer zurückgelassenen Jungen zu sorgen.

Aber die jungen Pteranodonten sehnten sich ebensowenig nach den Weibchen. Ihr Abflug bereitete ihnen keinerlei Schmerz. Sie jagten den ganzen Tag, und der ununterbrochene Hunger, der sie dauernd zur Jagd zwang, vervollkommnete sie so in dieser Tätigkeit, daß ihre Schnäbel nur selten ohne Beute aus dem Wasser auftauchten.

Es kam aber die Zeit heran, da sich der jungen Pteranodonten eine gewisse Unruhe bemächtigte. Sie kreisten in großen Bogen über dem Wasser, immer schneller und schneller, bis plötzlich einer von ihnen damit aufhörte, auf die Wasserfläche herunterstieß und wieder zu jagen begann. Ihm folgte ein zweiter, dritter, vierter, und nach einer Weile jagten alle. Aber nach kurzer Zeit kreisten sie wieder in der Luft, und um den Felsen ertönte das trockene, sausende Klatschen ihrer langen und schmalen Flügel. Dann brach plötzlich einer aus ihrem Kreise aus, wendete sich vom Felsen ab und nahm Kurs auf das offene Meer. Ihm nach flogen die übrigen, schnell und scharf, so daß sie nach einer Weile schon irgendwo weit am Horizont verschwunden waren.

Mit ihrem Abflug zur hohen See endete jenes große Wunder, in der Vergangenheit bisher nicht gesehen und in der Zukunft von menschlichen Wesen niemals beobachtet; des Menschen Auge sollte es nie erblicken: die ergreifende mütterliche Sorge der Echten für ihre hilflosen Jungen.

Der Drachenfels, Nistplatz der ungeheuren drachenartigen Pteranodonten, verwaiste und vereinsamte. Aber nicht für immer. Nach einer gewissen Zeit, die von der Natur genau festgelegt war, erschienen über ihm wieder die Weibchen und erzogen hier wieder ihre Drachenbrut. Und das wiederholte sich so lange, wie über den Felsen und den Wassern der Bucht und des weiten Meeres die Sonne der oberen Kreide leuchtete.





DIE BRENNENDE STEPPE

Dunkelheit und Stille tiefster Nacht erfüllten den Urwald des unteren Pliozäns, der die Hänge des niedrigen Gebirgszuges bedeckte. In den Kronen der mächtigen Bäume bewegte sich nicht ein einziges Blättchen, denn der leichte Wind, der Abend für Abend sein süßes Schlummerliedchen durch Urwald und Gebirge summt, war schon lange verstummt. Nur tausend helle Sterne leuchteten am dunklen Firmament, das nach allen Seiten mit der Finsternis der Erde verfloß.

Dann begann es weit im Osten zu dämmern. Ein schmaler, weißlicher Streifen hob an, sich golden zu färben, und es dauerte gar nicht lange, da brannte der ganze Osten im goldenen und roten Schein.

Die ersten goldenen Pfeile der aufgehenden Sonne weckten einen Vogel, der in der Krone einer mächtigen Platane geschlafen hatte. Er streckte sich, und aus seinem Kehlchen drang ein jauchzender Triller, dann ein zweiter, dritter und viele andere, die er alle zu einem freudvollen Lied vereinigte, mit dem er den rosigen Morgen begrüßte.

Und dieses einfache Vogellied erweckte den ganzen Urwald zum Leben.

Von den Hängen der Berge eilte ein Wildbach in die weite und breite Steppe. Wie ein silberner Faden wand er sich durch den grünen Urwald, sein kristallklares

Wasser sprang in tausend kleinen Wellen lustig von Stein zu Stein, und das leise, launige Murmeln des Bächleins war in der ganzen Umgebung zu hören.

Wenn es in geschäftiger Eile von den felsigen Hängen zum Fuße der Berge gelangt war, wand es sich durch die mit Gras und Gesträuch bewachsene Steppe, die sich unterhalb des Gebirges dehnte. Es eilte dem Meere zu, das damals irgendwo im Süden mit seinen Wellen die Ufer eines verschwundenen Festlandes umspülte, das heute in unzählige Schollen von Inseln und Inselchen zersplittert ist.

Es durchfloß die Steppe in einem tiefen Bett, dessen eines Ufer über große Strecken von hohen, zerklüfteten Felsen umsäumt war, die sich wie ein mächtiger Steinwall im Wasser spiegelten. Wenn sich über der ganzen Gegend für lange Zeit ein azurblauer, wolkenloser Himmel wölbte und wenn die brennenden Sonnenstrahlen auch die letzte feuchte Stelle austrockneten, dann durchfloß nur wenig Wasser die tiefe Schlucht. Dann aber, wenn starke Regengüsse über den Bergen niedergingen, wurde aus dem zahmen Rinnsal ein reißender Wildbach. Dann reichte das Flußbett kaum aus, all das Wasser aufzunehmen, das wild einherschob und von roter Erde getrübt war, die von den Gießbächen in großen Mengen von den Flanken und Ebenen der Kalksteinfelsen gerissen und in den Bach gespült worden war. Wenn dann die Wassermassen aufhörten, in Strömen vom verhangenen Himmel zu rinnen, legte sich auch das Ungestüm des Baches, und an den seichten Stellen der weiten Bogen begann das Wasser den roten Schlamm abzulagern. Dann fiel das Wasser mehr und mehr, bis schließlich aus dem wilden Sturzbach wieder ein ruhig dahinfließendes Bächlein wurde.

Aus dem jungen Laubgehölz am Fuße des Berges traten ein Rehbock *Capreolus* und hinter ihm einige Geißen. Vorsichtig witterte er und führte dann die Tiere zu einem kleinen Tümpel, aus dem alle tranken.

Kaum hatten sie ihre schönen Köpfe über das Wasser gebeugt, als sie ein merkwürdiges Prasseln erschreckte, das aus dem nahen Gebüsch ertönte.

Der Bock hob den Kopf und lauschte gespannt.



Durch das Gebüsch brach ein Dinotherium. Es war ein ungeheures, uraltes Männchen, das mit langsamen und ruhigen Schritten vorwärtstrebte. Sein Gang wurde vom Prasseln und Rauschen des Gesträuchs begleitet, das vom Gewicht seines schweren Körpers gebrochen und geknickt wurde. Hier und da riß es einen Zweig ab, legte ihn mit dem Rüssel ins Maul, nagte ihn schnell ab und warf das blanke Holz weit von sich. Dann wandte es sich zu dem Tümpel, wo es sich satt trinken und außerdem baden wollte.

Als das Dinotherium aus dem Gebüsch heraustrat, ergriff der Bock mit seinen Tieren die Flucht. Sie flüchteten durch einen hellen Buchenhain und hielten nach kurzer Zeit am Ufer eines anderen jener Tümpel, die in großer Anzahl den gesamten Fuß des Gebirges umsäumten. Nachdem sie sich überzeugt hatten, daß ihnen kein Unheil drohte, neigten sie die Köpfe über die Wasserfläche und tranken das reine Wasser in langen Zügen.

Das Bild des trinkenden Rehbockes und seiner Tiere spiegelte sich nicht nur in der Wasserfläche, sondern auch in den wilden Augen des grausamen Simocyon, eines den Hunden verwandten Raubtieres von bärenartigem Aussehen. Es hatte sich hinter den mächtigen Stamm einer entwurzelten Buche geduckt und blickte gierig nach der trinkenden Herde.

Es war noch nicht lange her, seit sich der Simocyon in dem Buchenhain niedergelassen hatte. Auf seinen Wanderungen durch die Ausläufer des Gebirges fand er den mächtigen entwurzelten Buchenstamm. In seinem Wurzelwerk richtete er sich sein Lager, von dem er auf Raub ausging. Es ging ihm hier sehr gut. Die Nähe des Wassers ersparte ihm das Zurücklegen weiter Strecken, denn der grausame Durst führte immer genügend Tiere hierher, die er dann aus dem Hinterhalt überfallen konnte.

Der Simocyon schlich mit vorsichtigen und lautlosen Schritten an das ahnungslose Rudel heran. Er glich einem Schakal, war aber wesentlich größer und hatte schwerfällige Gliedmaßen. Er sehnte sich nach warmem Blut und dem Geruch von warmem Fleisch, und die Nähe seines Opfers peitschte seine Raubgier grenzenlos auf.

Als er sich nahe genug herangeschlichen hatte, blieb er still liegen, an die Erde gepreßt und von einem niedrigen Gebüsch verdeckt. Mit seinen von Blutgier erfüllten Augen blickte er dann ununterbrochen nach dem Capreolus und seinen Tieren.

Nachdem diese sich satt getrunken hatten, rüsteten sie zum Aufbruch. Sie schritten friedlich einen Pfad entlang, den sich das Wild im Laufe der Zeit ausgetreten hatte. Der Simocyon kannte ihn gut, und deshalb lauerte er an diesem Pfade hinter dem Gebüsch, denn er war nicht fähig, sein Opfer mit einem großen und elastischen Sprung zu überfallen; dazu war er viel zu schwerfällig. Aber er vermochte vorübergehendes Wild, auf das er geduldig wartete, aus dem Hinterhalt anzufallen. Und so schlug er eines der Alttiere, das ihm am nächsten kam. Er riß es mit der Pranke zu Boden und durchbiß ihm mit seinen starken Kiefern die Kehle.



Das Todesröcheln des sterbenden Tieres erschreckte das Rudel, das in wilder Flucht im Urwald verschwand.

Der Simocyon schlürfte gierig das warme Blut, das sein schreckliches Gebiß rot färbte. Aber als er den Leib des Tieres zu zerreißen begann, ertönte hinter ihm ein bösesartiges Knurren. Der Simocyon drehte sich blitzschnell um und stand unmittelbar vor den größten Ungeheuern des Urwaldes, der an den Hängen und am Fuße des Gebirges wucherte, vor einem Paar Hyaenarctos, die sich nach einem Stück Fleisch sehnten, da sie schon mehrere Tage lang gezwungen waren, ihren unerbittlichen Hunger mit verschiedenen Wildfrüchten zu vertreiben. Diese Vorfahren der echten Bären verachteten zwar Pflanzenkost nicht, denn sie waren nicht ausschließlich Fleischfresser, aber der Anblick der toten Rehgeiß und der Geruch von Blut und Fleisch weckten in ihnen Raubgelüste.

Mit aufgerissenen Rachen und weiß leuchtenden Kegeln ihrer großen und starken Hauer näherten sie sich dem Opfer des Simocyon, der in ohnmächtiger Wut langsam zurückwich. Aus seinen Augen sprühten wilde Blitze grenzenlosen, aber ohnmächtigen Hasses, und durch seinen ganzen Körper lief ein merkwürdiges Zittern, hervorgerufen von dem Trieb zum Überfall, aber auch von der Angst vor einer Niederlage.

Die Hyaenarctos traten zu dem toten Tier und stürzten sich gierig darauf. Sie rissen große Fleischstücke heraus, verschlangen sie hungrig und zerbrachen mit ihren starken Zähnen die Knochen, die mit ihrem Krachen die Begierde des Simocyon noch steigerten, der, ein wenig entfernt im Gebüsch versteckt, angespannt die tafelnden Eindringlinge beobachtete.

Von dem schönen Körper des Alttieres blieb ein Häufchen zerbrochener Knochen und blutiger Fleischfetzen übrig, als die Hyaenarctos mit vollen Bäuchen davonschlüchelten.

Kaum waren sie verschwunden, kam aus dem Gebüsch der Simocyon gelaufen und

stürzte sich gierig auf die zurückgelassenen Reste des Mahles. Hungrig und schnell verschlang er die blutbeschnittenen Stücke von Haut und Fleisch, nagte die Knochen ab und verschlang schließlich auch die zähen Sehnen. Bisweilen entrang sich seiner Kehle ein dumpfes Knurren, aus dem Zufriedenheit und auch Wut klang. Als von dem Alttier nichts Eßbares mehr übriggeblieben war, schlich er langsam davon. Er wandte sich zum Bach, der unweit davon durch die sumpfigen Ausläufer des Gebirges floß und der Steppe zueilte. Als er ihn erreichte, lief er das niedrige Ufer entlang bis zum Wasser, das er mit blutigem Maul gierig schluckte.

Nachdem er sich satt getrunken hatte, streifte er zu einem niedrigen Hügel und überblickte von dort die weite Steppe, die schier grenzenlos schien. Dichtes Gebüsch, aus dem stellenweise Bäume mit breiten, flachen Kronen ragten, badete im Meere der Sonnenstrahlen, und die Grashalme, hier niedriger, dort höher, begannen, in der Sommerhitze langsam gelb zu werden.

Irgendwo in der Steppe, im Schatten niedriger, strauchiger Mimosen, deren Kronen sich regenschirmartig verbreiterten, ruhte ein Rudel kleiner, purpurbrauner Gazellen der Art *brevicornis*. Sie suchten hier Schutz vor den brennenden Strahlen der mittäglichen Sonne, die die ganze Steppe in zitternde Schleier sommerlicher Glut hüllte. Still lagen sie da und wiederkäuten zufrieden. Nur eine von ihnen äste in der Nähe; in kurzen Abständen hob sie den schönen Kopf, blickte mit hellen Augen über die ganze Umgebung, und erst wenn sie sich überzeugt hatte, daß keinerlei Unheil drohte, weidete die Wache ruhig weiter.

Plötzlich war von der Steppe her ein dumpfes Gestampfe zu hören. Der Wachtposten hob schnell den Kopf und sah ein flüchtendes Rudel kleiner Tragoceros, Antilopen mit stark abgeplatteten Hörnern und mit braunem, weißgestreiftem Körper. Die Tragoceros flüchteten in einem wunderbaren Lauf; leicht übersprangen sie niedriges Gebüsch, das sich ihnen in den Weg stellte, ja stellenweise übersprang sogar einer den anderen, wenn sie sich im scharfen Lauf gegenseitig in den Weg kamen. Es war dies aber nicht die kopflose Flucht erschreckter Tiere, sondern eher ein leichter, aber schneller Lauf, unterbrochen von herrlichen Sprüngen. Nur der Wind konnte es mit diesen Tieren an Schnelligkeit aufnehmen.

Die Flucht der Tragoceros erschreckte die ruhenden Gazellen. Augenblicklich waren sie auf den Beinen und flohen ebenfalls. Es dauerte nicht lange, und die beiden Rudel verschwanden irgendwo weit hinter den Büschen der ausgedehnten Steppe. Und erst jetzt zeigte sich im hohen Grase der gefleckte Körper eines Leoparden, der wütend dreinblickte und erbost über die erfolglose Jagd mit dem langen Schwanz schlug.

Am Ufer des Baches wanderten einzeln oder paarweise Waldböcke der Gattungen *Palaeoreas*, *Protragelaphus* und *Helicophora* durch die Steppe. Das waren Antilopen mit feinen Köpfen und zarten Mäulern, mit denen sie weiche Blätter, Knospen und Triebe kosteten, die sie mit ihren langen und sehr beweglichen Zungen ab-

rissen. Ihr braunschwarzes Fell bildete über dem ganzen Rücken eine niedrige Mähne, die am Ende des quergestreiften Körpers in einen breiten und verhältnismäßig langen Schwanz überging. Mit ihren großen und schönen Augen überschauten sie von Zeit zu Zeit die ganze Gegend, ob ihnen nicht eine Gefahr drohe. Und wenn die Augen sie nicht darauf aufmerksam machten, so schützten sie vor Unheil die langen, an den Enden gleichmäßig runden Ohrmuscheln. Und jetzt flohen die Waldböcke, wanden sich durch das Dickicht, setzten über Büsche hinweg, und während sie mit hohen, ein wenig schwerfälligen Sprüngen dahinjagten, hatten sie die Schwänze steil emporgerect.

Einen Schmuck der Steppe stellten die herrlichen *Palaeoryx* dar, große Pferdeantilopen. Ihre Nüstern waren von Haaren bedeckt, und ihr Kopf wurde von langen, geraden Hörnern geschmückt. Am Hals und Genick hatten sie eine mächtige Mähne, und der Schwanz war am Ende mit einer Quaste langer Haare ausgestattet. Sie wanderten in kleinen Rudeln durch die Steppe. Die alten Männchen waren braunschwarz mit weißen Streifen über den Augen, die Weibchen dunkelnußbraun.

In einem der Rudel hüpfte lustig ein quicklebendes Jungtier. Die lebhaft rotbraune Farbe seines Felles hob seinen Körper deutlich von der Färbung der erwachsenen *Palaeoryx* und von dem grünen Buschwerk ab, das es sich neugierig besah. Mit dem weichen Mäulchen riß es Blätter ab, zermahlte sie und sprang munter hin und her, als wollte es sich nur die schmackhaftesten aussuchen. Da sah es über seinem Kopf einen Zweig frischer junger Blätter. Es konnte nicht widerstehen, reckte sich auf den Hinterbeinchen hoch, riß mit seinem Mäulchen den Zweig ab und fiel mit seinen Vorderbeinchen dann heftig auf die Erde zurück, an den Rand eines seichten Loches, in das ein Stück abgerissener Erde gefallen war. In diesem Augenblick ertönte aus der Tiefe ein merkwürdiges Rasseln. Erschrocken sprang das Junge zurück, und bevor es sich versah, kroch aus dem Loch ein erschrockenes Stachelschwein *Hystrix primigenia*, gebärdete sich drohend und rasselte mit den



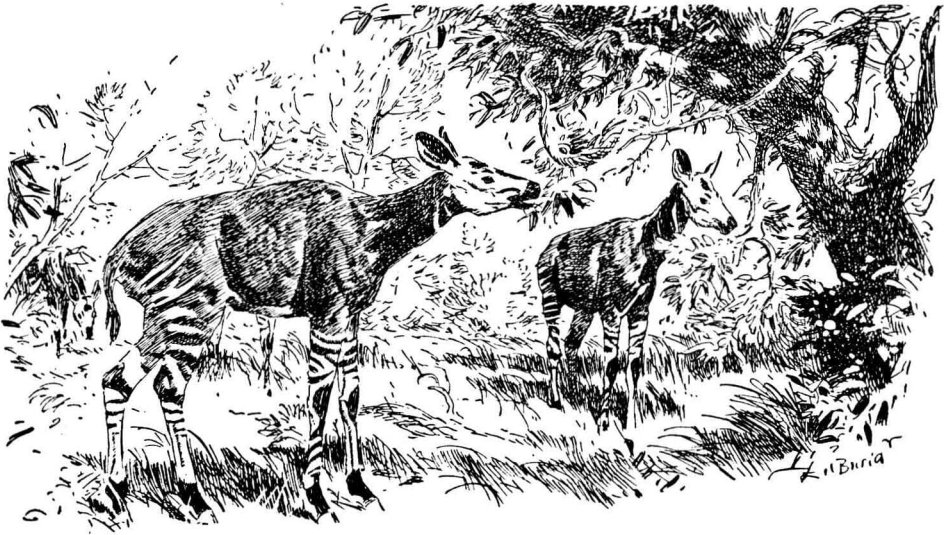
langen Stacheln. Das Junge erschrak über dieses seltsame Geschöpf, piff entsetzt auf und eilte mit kleinen Sprüngen zu seiner Mama, die in der Nähe äste. Kaum hatte diese das erschrockene Pfeifen ihres Jungen gehört, hob sie den Kopf und forschte nach der Ursache für sein Erschrecken. Beruhigt begann sie erneut zu weiden, als sie sah, daß es nur ein harmloses Stachelschwein war, das von dem Jungen aus dem Schlafe geschreckt worden war. Das Junge aber schmiegte sich eng an seine Mama, und sein kleines Herz schlug noch heftig vor Angst und Schrecken.

Die kleine Herde der Palaeoryx äste in Ruhe weiter. Sie umgingen das Gebüsch, zupften grüne Blätter oder auch ganze Triebe, die sie mit Appetit verzehrten. Hier und da rissen sie auch eine Handvoll verschiedener Gräser ab, die in unzähligen Stengeln emporwuchsen. Dann wandte sich das Weibchen, das die Herde führte, dem Schatten einiger großer Bäume zu. Bevor sie diese erreichten, traten mehrere Palaeotragus hervor, Urgiraffen mit großen, weit vorn über den Augen stehenden spitzen Hörnern, die leicht nach hinten geneigt waren. Sie hielten auf eine nahe Strauchgruppe zu, in deren Nähe eine große Herde Tragoceros weidete, in deren Gesellschaft die Palaeotragus gerne verweilten. Und nach einer Weile fraßen auch sie von den schmackhaften Blättern der Kronen der baumartigen Akazien.

Durch das hohe, ausgedehnte Gebüsch, das sich ebenso wie die Laubwälder endlos weit am Ufer des Baches entlang erstreckte, brachen ein paar merkwürdige Tiere. Es waren Helladotheria, Urgiraffen, die in ihrem Aussehen sehr unserer heutigen seltsamen Giraffengattung Okapi ähnelten. Auch die Helladotheria hatten einen kurzen Hals und einen Kopf ohne Hörner. Weiter hinten kam langsam und schwerfällig ein uraltes Männchen. Es blieb immer wieder stehen, blickte gleichgültig um sich, aber nach einer Weile zog es weiter seines Weges. Schon lange hatte es seine Gefährten im Grün der Büsche und Sträucher verloren, und jetzt wand es sich allein schwer und mühsam durch die Stille und Einsamkeit des Dickichts. Plötzlich fiel es zu Boden. Eine Weile lag es still da, aber dann stellte es sich erneut mit großer Anstrengung auf die Beine und ging mühsam vorwärts. Nach wenigen Schritten stürzte es wieder und stand nicht mehr auf. Es lag still im grünen Gras und fiel langsam in eine tödliche Ohnmacht. Die trüben Augen irrten teilnahmslos hierhin und dorthin, und als es dann plötzlich die Augen schloß, verschwand augenblicklich alles rundum aus seinen erlöschenden Sinnen.

Die Sonne neigte sich langsam dem Westen zu, und die Abenddämmerung legte sich lautlos über die Landschaft. Der Westen rötete sich, die letzten Sonnenstrahlen glitzerten auf den kleinen Wellen des Baches, die durch die Steppe an den gekrümmten Wällen hoher Felsenufer vorbei zum weiten Meer eilten.

An einer Stelle traten die Felsen jedoch zurück, und dort schob sich die Steppe mit einem grasigen Abhang bis unmittelbar an den Bach heran. Hier herrschte gegen Abend immer Leben und Treiben, denn von nah und fern kam alles durstige Getier hierher zur Tränke. Aber diese Tränke war ein gefährlicher Ort, denn



häufig wurde sie von verschiedenen Raubtieren besucht, die hier plötzlich ihre ahnungslosen Opfer überfielen.

Das war hauptsächlich in der Zeit der Sommerhitze, die lange dauerte und alles austrocknete. Dann wurden die Blätter der Büsche welk, und die Halme unzähliger Gräser wurden gelb, trockneten aus und wurden schließlich von der Sonne bis auf die Wurzeln verbrannt. Der Morgen, der ohne Tau über der Steppe tagte, ging für lange Zeit ohne ein einziges Wölkchen am blauen Himmel in einen Sonnentag über. Über dem ausgedörrten Boden, der in große Schollen zersprungen war, brannte die Sonne und erfüllte die Luft mit unerträglicher Glut. Und in dieser Zeit war die Tränke eine unaussprechliche Wohltat für das dürstende Wild.

Schon längere Zeit prallten die Sonnenstrahlen mit ganzer Kraft auf die staudenreiche Steppe. Vom Durst getrieben, stellten sich die Tiere täglich gegen Abend bei der Tränke ein, um sich an einem erfrischenden Trunk kühlen Bachwassers zu erquicken.

Und so war es auch am heutigen Abend.

Weit in der Steppe zeigte sich ein Staubwölkchen. Es wurde zusehends größer, bis man als Ursache eine Herde Hipparion erkennen konnte, dreizehige Pferde, die dem Wasser zujagten. Allen voran lief ein schöner, kräftiger Hengst mit buschig wehender Mähne, und hinter ihm, dem klugen, umsichtigen und erfahrenen Tier, kamen die übrigen. Nur die jungen Füllen blieben zurück, obwohl die Angst sie ununterbrochen vorwärtstrieb.

An der Tränke herrschte bereits reges Leben. Rudel von Gazellen und Antilopen waren schon hier, dazu einige Helladotheria, Urgiraffen, die durch ihre schwan-

kende Gangart auffielen. In Ufernähe badeten im seichten Wasser mehrere der häßlichen und großen Urschweine der Art *Sus erymanthius*. Abseits jeden Lärmes beobachtete das verdrießliche und bösertige Urnashorn *Atelodus* mit unheilverkündenden Augen das lustige Treiben der Gazellen und Antilopen. Es trug zwei drohend starrende Hörner auf seinem unansehnlichen Kopf. Wütend schnaufte es auf, als es merkte, daß die Pferdeherde schnurgerade auf die Stelle zujagte, die es sich zum Trinken ausgesucht hatte. Allein der vorsichtige Hengst hatte es auch schon erblickt; deshalb bog er nach einer Stelle ab, wo Gazellen und Antilopen, nachdem sie ihren Durst gestillt hatten, lustig umhersprangen.

Aber dem Urnashorn war trotzdem keine Ruhe gegönnt. Aus dem Dickicht traten einige ungeheure Mastodonten, die ohne langes Überlegen auf das Wasser zu-steuerten, in unmittelbarer Nachbarschaft des empfindlichen *Atelodus*. Nachdem sie ihren Durst gestillt hatten, nahmen sie Wasser in ihre langen Rüssel auf und bespritzten sich und ihre Umgebung. Vor allem die kleinen Mastodonten führten sich sehr ausgelassen auf.

Das aufgeschreckte Urnashorn spürte die Übermacht, wollte sich in keinen Kampf einlassen und suchte sich deshalb lieber einen anderen, ruhigeren Platz.

Durch das dichte Gebüsch, welches das steil ansteigende Bachufer unterhalb der Tränke umsäumte, schob sich ein großes Raubtier heran. Es preßte den mächtigen Körper eng an die Erde und schlich mit lautlosen, vorsichtigen Schritten langsam vorwärts. Die langen, hauerartigen Stoßzähne ragten ihm wie kurze, gebogene Schwerter aus dem Rachen.

Plötzlich hielt es an und schlug einigemal mit dem kurzen Schwanz. Ein merkwürdiges Geräusch überraschte es. Es lauschte angespannt, und als das Geräusch erneut ertönte, lief es schnell ein Stück vorwärts und sah von einem erhöhten Felsen aus, daß das wütende Urnashorn *Atelodus* seinen Ärger an dem Gebüsch ausließ, durch das es jetzt brach.

Es wollte sich schnell zurückziehen, denn dem alten und wütenden Urnashorn wich es immer aus, erkannte aber bald, daß der *Atelodus* es nicht gesehen hatte und nicht einmal witterte, weil ein leichter Wind vom Bach zur weiten Steppe strich.

Als der *Atelodus* sich entfernt hatte, eine breite Spur gebrochener und geknickter Büsche hinterlassend, sprang das Raubtier lautlos von dem Felsen herab und hielt einen Augenblick später am Rande des Dickichts an der Tränke.

Dort herrschte immer noch lustiges Leben und Treiben. Immer noch kamen neue Herden, um nach der Hitze dieses Tages ihren Durst zu stillen.

Ein paar junge Hipparion sprangen übermütig umher, bäumten sich auf, jagten mit größter Schnelligkeit dahin und hielten jäh wieder an, als wären sie plötzlich versteinert; aber das dauerte nur einen Augenblick, und schon flogen sie wieder, mit dem Wind um die Wette, am Rande des Dickichts entlang. Da wieherte plötzlich das letzte von ihnen entsetzt auf, bäumte sich hart und stürzte jäh, wie

von einer unsichtbaren Faust zu Boden geschleudert. In großem Bogen war das mächtige Raubtier auf das Pferd gesprungen und hatte ihm seine säbelartigen Hauer in das Genick gejagt. Das ungeheuere Gewicht des großen und schweren Raubtieres riß es zu Boden, und im Fallen zerriß ihm jenes die Kehle. Aus seiner Halswunde strömte in einem Strahl das Blut, das das schreckliche Raubtier begierig schlürfte.

Der plötzliche und unerwartete Angriff überraschte und erschreckte alle übrigen Tiere. Aber die Überraschung und der Schrecken dauerten nur Bruchteile von Sekunden; dann ergriffen alle die Flucht, und augenblicklich war die Tränke verlassen. Nur die ungeheuren Mastodonten warteten mit erhobenen Rüsseln und vorgestreckten Stoßzähnen ab, was wohl weiter geschehen werde. Sie kannten dieses Raubtier gut, den falschen und listigen Machairodus, einen nahen Verwandten des Smilodon, und sie wußten, daß er es zwar nicht wagen würde, sie selbst anzugreifen, daß aber ihre Jungen vor ihm nicht sicher waren.

Aber der Machairodus kümmerte sich um nichts. Er riß aus dem erlegten Pferd Fleischfetzen, die er hungrig hinunterschlang. Bisweilen knurrte er wütend, wenn die verweichlichten Urhyänen der Stätte seines Mahles zu nahe kamen.

Es dauerte lange, bis er den ersten Hunger gestillt hatte. Dann trank er und zerrte die Reste des Urpferdes in das Dickicht, wo er die Mahlzeit fortsetzte. Um die restlichen Knochen, Fleisch- und Hautfetzen balgten sich dann an der Tränke die scheußlichen Urhyänen und zerrissen mit ihrem widerlichen Heulen die Stille der Nacht, die über der ganzen Landschaft lag.

Während der Machairodus im Dickicht Mahlzeit hielt und die Urhyänen sich um die Reste an der Tränke raufte, kroch durch die Dickung längs des Flusses ein Rudel Hyaenictis, merkwürdige Raubtiere, halb Hyänen, halb Zibetkatzen. Sie spürten kleine Wirbeltiere auf oder auch Aas, um den Hunger zu vertreiben, der sie schon am Abend aus ihrem Versteck gejagt hatte.

Der warme Wind wehte ihren Nüstern überraschend eine leichte Witterung von Fleisch zu; einmal erfaßt, verloren sie sie nicht wieder. Sie jagten ihr nach, und weil sie immer stärker und erregender wurde, war es verständlich, daß die Hyaenictis fanden, was sie suchten. Und als sie nach einer Weile im wilden Lauf aus dem Dickicht brachen und auf der kleinen Waldwiese anhielten, da sahen sie im silbernen Mondlicht vor sich ein uraltes Helladotherium liegen, das an Altersschwäche eingegangen war.

Gierig stürzten sie sich auf den starren Körper, zerrten und rissen an ihm und fletschten gegeneinander die weißen Zähne, wenn einer dem anderen einen schmackhaften Bissen vor der Nase wegschnappte. Nach einer Weile, als jeder an dem toten Helladotherium seinen Platz gefunden hatte, tönte in die nächtliche Stille nur das scheußliche Klappern der Kiefer ihrer hungrigen Rachen als schauerliches Lied widerwärtiger Nachtgeister.

Ein Tag nach dem anderen verging, und jeder von ihnen trocknete mit der Glut der Sonnenstrahlen die Steppe immer mehr aus und verbrannte ihr Gebüsch und ihre Gräser. Wenn am Abend die Sonne unterging und die Schatten der Dämmerung sich über die Gegend breiteten, entwich nur wenig von der Wärme des Tages in den Raum zwischen den Sternen, und die abendliche Kühle verlor sich spurlos in dem weiten Lande.

An dem felsigen Ufer des Flusses zankte sich eine Herde grünbrauner Uraffen *Mesopithecus*. Das Leittier der Herde war ein alter Affe, der schon lange das Rudel anführte und sich umsichtig um seine Sicherheit kümmerte. Er verlangte von den Angehörigen seines Rudels absolute Unterordnung, und wenn eines der Männchen seine tyrannische Herrschaft nicht anerkannte, so zwang er es immer wieder zu neuem Gehorsam, indem er ihm in hartnäckigem Kampfe zeigte, daß er immer noch die längsten Zähne und die stärksten Arme habe.

Das alte Männchen saß auf einem starken Aste und durchforschte mit scharfem Blick die Umgebung. Neben ihm saßen zwei Weibchen und lauschten ihm den Pelz. Ergeben säuberten sie ihm das Fell, hie und da kosteten sie eine Laus, untersuchten ihn aber vor allem deshalb so genau, um die kleinen, salzig schmeckenden Hautschuppen zu verzehren.

Plötzlich stieß der alte Affe die Weibchen grob von sich, ließ aus seiner Kehle einen kurzen, gepreßten Ton hören, sprang von seinem Ast auf einen tieferen, lief mit kleinen Schritten darauf entlang, bis er den Stamm erreichte, den er umfaßte und an dem er sich herunterließ.

Die ganze Herde folgte ihm zur Erde.

Kaum befanden sich alle Affen auf ebenem Boden, hatten sie gleich alle Hände voll zu tun. Sie liefen das felsige Ufer des Baches und den Rand der Steppe entlang und suchten, ob nicht irgendwo etwas Gutes und Eßbares zu finden sei.

Sie fanden immer etwas. Sie rissen Blätter und saftige Pflanzenstengel ab, besahen und berochen sie von allen Seiten, kosteten sie und warfen sie weit von sich, wenn sie ihnen nicht schmeckten. Sie sammelten Früchte von Gräsern, Bäumen und Sträuchern, ja, manche taten sich an den süßen, fleischigen Wurzelschößlingen oder Zwiebeln verschiedener Steppenpflanzen gütlich. Andere fingen zwischen den Gräsern Laub- und Feldheuschrecken und füllten sich damit ihre Bäuche. Das ganze Rudel war dauernd auf der Jagd nach Nahrung, und alles Genießbare kam ihm zu jeder Zeit recht.

Mit einem der Weibchen lief ein niedliches Junges. Es hüpfte lustig umher und beguckte sich neugierig jedes Grasbüschel, ob sich darin nicht zufällig ein Heupferdchen verborgen hielt, das seinem naschhaften Zünglein immer so gut schmeckte. Als es eines der Grasbüschel auseinanderbog, sprang daraus eine große, braune Heuschrecke hervor und fiel unweit davon in ein Büschel langer Blätter welken Grases. Das Äffchen sprang ihr nach, und als es mit seinen kleinen Händen



das Gras auseinanderbog, sah es vor sich ein Nest, in dem sich ein paar junge Vögel befanden.

Angst und Schrecken starteten den Vögeln aus den Augen, als sie der grausame Blick des Äffchens traf, entsetzt piepsten sie auf, als es einen von ihnen erwischt und verzehren wollte.

Das Piepsen der erschrockenen Vögelchen erweckte die Aufmerksamkeit eines jungen Affen, der gerade in der Nähe vorbeikam. Als er merkte, welche seltene Delikatesse sein kleiner Artgenosse gefunden hatte, sprang er hinzu, riß ihm den Vogel aus der Hand und steckte ihn schnell in den Rachen.

Das kleine Äffchen schrie wütend auf und begann mitleiderregend zu wehklagen.

Seine Mama hörte sein Jammern. Schnell kam sie herbeigelaufen, und als ob sie wüßte, was geschehen war, begann sie den jungen Affen zu ohrfeigen, so daß er schimpfend ausriß. Das wütende Weibchen blieb ihm aber auf den Fersen.

Die Ohrfeigen, die auf den Kopf des jungen Affen herabgeregnet waren, erheiterten die ganze Herde, die sofort wie toll herumzuhüpfen und mit verzerrten Gesichtern fröhlich zu kreischen und zu schreien begann; ihre langen Schwänze, die am Ende eingeringelt waren, hatten sich aus angenehmer Erregung steil aufgerichtet.

Nur das alte Leittier beteiligte sich nicht an der Heiterkeit der Herde, eher zitterte es vor Wut, denn durch den plötzlichen Tumult kam es um einen guten Bissen. Es hatte gerade eine kleine Urmaus aus der Gattung *Acomys* verfolgt, die unter einem Stein Schutz suchte, wo sie dann geduckt und eingeschüchtert saß, völlig überwältigt von Furcht.

Gerade als der alte Affe vorsichtig den Stein aufhob, ertönte das Gejammer des jungen Äffchens und gleich danach das Schimpfen des geohrfeigten Affen.

Das alte Affenmännchen, besorgt um seine Herde, hob sofort den Kopf, um zu sehen, was geschah. Und dieser kurze Augenblick der Unachtsamkeit genügte, daß die kleine Maus unter dem Stein hervorgleiten und in dem verwickelten Wurzelwerk eines nahen Gebüsches verschwinden konnte.

Der alte Affe ließ den angehobenen Stein mit einem zornigen Knurren fallen und näherte sich dem kleinen Äffchen, das sich eingeschüchtert an den Boden schmiegte, als es in seine wütenden Augen sah.

Als er es aber erreichte, bemerkte er im Grase das Vogelnest. Augenblicklich verschwand seine Wut, und eine selbstsüchtige Gier bemächtigte sich seiner. Grob stieß er das kleine Äffchen zur Seite und stürzte sich auf das Nest; ein schwaches Piepsen war zu hören, erfüllt von Angst und Schrecken. Und während das klagende Piepsen zwischen den Zähnen der Kiefernzange des alten Affen erstarb, flatterte über dem vernichteten Nest das aufgeschreckte kleine Vogelpaar; aus ihren kleinen Kehlen ertönten kurze Aufschreie, in denen sich Schmerz und Hoffnungslosigkeit zu paaren schienen.

Das kleine Äffchen hatte keine Sehnsucht nach der Gesellschaft des alten Affen. Schnell lief es zu seiner Mama, die inzwischen die Züchtigung beendet hatte und zurückgekehrt war. Als sie sich trafen, sprang das Äffchen der Mutter auf den Rücken, drängte sich an sie und umarmte sie, so daß es sie fast erwürgte.

Kurz danach beendete die Mesopithecuserde ihre Nahrungssuche. Als die Sonne hoch am Firmament stand und unerträglich zu brennen begann, gab der alte Affe den Befehl zur Rückkehr. Es dauerte nicht lange, und wieder zankten sie nebeneinander in den Zweigen der schattigen Kronen jener Bäume, die am felsigen Ufer des Baches wuchsen.

Die Sonne brannte inzwischen mit ihren mittäglichen Strahlen auf die Landschaft herab. Die Luft zitterte vor Hitze, und eine schwere Schwüle lag über der Steppe, die ohne Leben schien. Gazellen, Antilopen, dreizehige Pferde, Urgiraffen und die ungeheueren Mastodonten und Urnashörner, sie alle verbargen sich im Schatten der Büsche und Bäume und ruhten aus. Die wilden Raubtiere krochen in das dichteste Gebüsch und atmeten schwer mit weitaufgerissenen Rachen und lang heraushängenden Zungen.

Die Steppe strahlte Glut aus wie eine riesenhafte Schmiedeesse, und die völlige Lautlosigkeit lag schwer über ihr.

Plötzlich kam ein leichter Wind auf, rauschte in den Baumkronen, läutete mit den welken Blättern der Büsche und schepperte mit dem trockenen Gras.

Er kam von den Bergen, hinter denen eine schwarze Wolke aufstieg, die dauernd wuchs und immer drohender den Himmel überzog mit einer Färbung, die ins Dunkelvioletts spielte. Als sie dann mit ihrem Rande die Sonne bedeckte, erfüllte ein trauriges Grau die Gegend, und die Steppe wurde plötzlich dunkel.

Über die Landschaft wehte jetzt nicht mehr ein Lüftchen, sondern ein scharfer Wind jagte über sie dahin und trieb im chaotischen Reigen trockene Blätter vor sich her, die er von der Erde aufhob oder von den Ästen der Bäume und Sträucher riß. Und hoch über der Erde zerrte er an dem Rande der schwarzen Wolke, zerriß und zerfetzte ihn und trieb die abgerissenen Fetzen in wilder Hast über den leuchtenden Ball der erneut entblößten Sonne, so daß unten auf der Erde ein schnell wechselndes Spiel von Licht und Schatten über die Steppe jagte.

Hinter den Berghügeln wuchsen aber neue Wolken empor. Sie wurden schnell größer und flossen schließlich in eine einzige riesige, schwarze Wolke zusammen, die den Sonnenball wieder verhüllte und die Gegend mit Grau erfüllte.

Der Himmel wurde schwarz, und über die Steppe pff und heulte ein wilder Wind. Plötzlich spaltete ein langer, gezackter Blitz mit blendendem Licht das Dunkel des Himmels, und ein betäubender Donnerschlag erschütterte die Steppe. Der Blitz zerriß das Gezweig eines hohen Baumes, schoß wie eine feurige Schlange den Stamm entlang und verschwand im Meer des trockenen Grases, aus dem augenblicklich eine lange, schmale Flamme emporzüngelte.

Sie leuchtete rot zwischen den trockenen Gräsern, dann verlor sie sich, schlug aber sofort wieder empor und erstrahlte mächtig. Der Wind lehnte sich dagegen, teilte sie und jagte sie in das Gewirr der trockenen Gräser, aus denen nach einer Weile unzählige Flämmchen empor sprangen, von Stelle zu Stelle hüpfen und nach allen Seiten neue Brände legten, die zu einem einzigen Flammenmeer zusammenflossen.

Die Grashalme, von der Sonnenglut der langen Trockenheit ausgedörnt, bogen und wanden sich in den Flammen, die sich wütend in sie verbissen und sie verschlangen. Als der Wind heftiger blies, da wehten mit ihm die Flammen wie lange, feurige Bänder, sprangen in die Höhe, leckten an den Zweigen der Büsche, hingen sich an ihre Äste und verbrannten die welken Blätter, die sich in der Glut krümmten und drehten, nachdem ihnen alle ihre Säfte entzogen waren. Diese Hitze trocknete aber auch den Saft der Äste, deren Rinde platzte und sich abschälte, sich mit Gezisch aufringelte, bis auch sie sich mit kleinen Flämmchen entzündete, die größer und stärker wurden und die glimmenden Äste plötzlich zu großen Fackeln entflamten. Wenn die abgebrannten Aststrünke dann zu Boden fielen, sprühten von den Stellen, wo sie auftrafen, Funkenfächer empor, die in den Säulen von Rauch und beißendem Qualm glühend leuchteten.

Vor dem Flammenmeer, das sich mit erstaunlicher Schnelligkeit über die ganze Steppe ergoß, jagten in verzweifelter Flucht Schildkröten, Schlangen und Eidechsen dahin, wanden sich durch das Dickicht und versteckten sich im Gewirr seines Wurzelwerkes, um im nächsten Augenblick in Todesangst erneut zu fliehen, sobald der Wind ihr Versteck mit glühender Luft und beißendem Rauch erfüllte. Sie liefen nach allen Seiten auseinander, krochen und eilten über alle Hindernisse,

schlüpfen in die dichten Büschel ausgetrockneter Gräser, warfen sich nieder und krochen in wilder Hast übereinander hinweg, bis sie schließlich doch der erstickende Qualm erreichte, der gleichzeitig mit den Flammen in zahllosen Schwaden von dem heftigen Wind am Boden entlanggejagt wurde. Dann begannen die fliehenden Kriechtiere zu ersticken, ihre Flucht verwandelte sich in ein entsetzliches Torkeln, bis sie schließlich mit aufgesperstem Rachen und vor Schreck hervortretenden Augen anhielten und in tödliche Agonie verfielen, noch bevor sie das Gewirr der Flammen einholte, denen sie dann zum Opfer fielen.

Betäubt von dem erstickenden Rauch fielen auch unzählige andere Tiere in die Flammen, Käfer, Fliegen, Bienen, Wespen, Hummeln und knarrende Zikaden; ihre zarten, häufig bunt gefärbten Körperchen verwandelten sich in der Feuersbrunst augenblicklich in kleine Staubkörnchen.

In großem Halbkreis breitete sich das Flammenmeer über die Steppe aus. Ungeheure Säulen schwarzen Rauches und Qualmes, am Rande gerötet von den feurigen Zungen des Brandes, stiegen in die Höhe und färbten den Himmel mit sattem Schwarz, gegen das sich zeitweise das herrliche Feuerwerk der glühenden Funken schimmernd abhob, wenn eine brennende Baumkrone mit Getöse zu Boden stürzte und heftig in die riesenhafte Feuerstelle fiel.

Wie schwarze Schatten hoben sich von der feurigen Glut die Leiber der fliehenden Tiere ab, die in wilder und kopfloser Flucht vor der feurigen Hölle Rettung suchten. Sie jagten zu den felsigen Ufern des Baches hin, und, wie von aller Klugheit verlassen, stürzten sie sich von den Felsen in die Tiefe, wo sie mit zerschmetterten Gliedern liegenblieben. Nebeneinander lagen mit gebrochenen Beinen zarte Gazellen und schlanke Antilopen, unweit davon wieherten dreizehige Pferde vor Schmerz, und daneben krochen mit zerschlagenem Hinterleib Urschildkröten, vor Angst und Schrecken heulend. Wie schwere Felsbrocken stürzten gerade einige Mastodonten in das Bachbett, denn der Felsen war zu steil, als daß sie hätten absteigen können. Ihre schweren Rücken gruben sich in den weichen Sumpf und sanken um so tiefer ein, je mehr sie sich freizukommen bemühten. Das Trompeten der bedauernswerten Rüsseltiere klang klagend durch die Gegend und verlor sich in den Schwaden stickigen Dampfes.

Das Feuer näherte sich rasch dem felsigen Bett des Baches.

Zunächst zeigten sich kleine Flämmchen, die wie im närrischen Reigentanz von einem Grasbüschel zum anderen hüpfen und sich in ihren verwirrten Halmen drehen und krümmten, bis diese nach dem Abbrennen in feinen Staub zerfielen. Ihnen nach jagte der Angriff der hochschlagenden Flammen, die die Büsche entzündeten, so daß diese wie riesige Fackeln brannten, und wie lange, feurige Schlangen prasselnd die Baumstämme entlang zu ihren Kronen züngelten, aus denen nach einer Weile in schauriger Schönheit die Flammen hoch zum dunklen Firmament emporschlügen.

Mit schreckgeweiteten Augen beobachtete der alte Affe das näherkommende Feuer. Er war unruhig und erregt von dem ungewohnten Schauspiel. Plötzlich fletschte er entsetzt die Zähne, und, erfüllt von Angst und Schrecken, entrang er seiner Kehle einen Schrei.

Die Affenherde, die bis dahin regungslos in den Zweigen des Baumes gesessen und entsetzt das lodernde Flammenmeer beobachtet hatte, wurde durch seinen Schrei aus ihrer Erstarrung gerissen. Und als sie sah, daß das Leittier floh, folgte sie ihm in toller Hast.

Alle jagten dem nahen Felsen zu, kletterten an ihm bis zum Wasser des Baches hinab und verbargen sich in irgendwelchen Löchern oder Höhlen, von denen die Kalksteinfelsen hier durchzogen waren. Wo die Felsenhöhlen größer waren, dort führten sie um jeden Platz grausame und mitleidlose Kämpfe, in denen die Stärkeren siegten und die Schwächeren unterlagen.

Aber allen saß der grenzenlose Schreck über den geöffneten Höllenschlund in den Augen . . .

Das Firmament überzog sich immer mehr mit schwarzen und drohenden Wolken. Gezackte Blitze durchschnitten die Dunkelheit mit feurigen Linien und verloren sich im Flammenmeer der brennenden Steppe. Immer noch fegte ein scharfer Wind über sie hinweg, der große Aschenmengen aufwirbelte, die er zusammen mit erstickenden Qualm- und Rauchschwaden über weite Strecken davontrug.

Entsetzliches Grauen jagte vernichtend durch die Landschaft, und das furchtbare Geräusch polternden Donners dröhnte wie höhnisches Lachen durch die Steppe . . .

Und da plötzlich – in dem Augenblick, als die langen Flammen schon unweit des felsigen Bachufers hoch emporschlugen und die brennenden Bäume nach allen Seiten eine blendende Flut gespenstischen Lichtes ergossen – fiel ein starker Regen.

Ströme von Wasser ergossen sich aus den Wolken und überschütteten in weißen Dampfschwaden mit Zischen und Prasseln die rot und gelb leuchtenden Flammen. Langsam erlosch der Feuerschein, bis er schließlich ganz mit dem Rauschen und Tosen des stürzenden Wassers zusammenfloß. Die Blitze hörten auf, den Himmel zu peitschen, und das Krachen des Donners ertönte nur noch selten über der Landschaft.

Himmel und Erde hörten zu brennen auf . . .

Von allen Seiten jagten die Wasser dem Bett des Baches zu, dessen Spiegel bald bedrohlich anzusteigen begann. Die steilen Felsen entlang flossen Ströme schmutzigen, von Asche getrübbten Wassers, die die zerschmetterten Körper der gestürzten Tiere umspülten und sie langsam in den Hauptstrom des Baches schoben. Klagen- des Schreien und Jammern entrang sich den Kehlen der verstümmelten Kreaturen,



und mit vor Entsetzen aus den Höhlen tretenden Augen zogen sie ihre Leiber weiter vom Strome weg. Aber nur einigen, deren Beine weniger beschädigt waren, gelang es, sich bis an den Fuß der hohen Uferfelsen zu ziehen, wo sie vor Entkräftung und Schmerzen zusammensanken.

Aber für kein einziges der Tiere gab es Rettung. In dem engen, von hohen Felsen begrenzten Bett begann das Wasser des sonst ausgetrockneten Baches schnell zu steigen, verwandelte ihn immer mehr in einen wilden Gießbach und jagte zügellos dahin. Jeder neue Zufluß machte den Bach wilder und ungestümer, und seine langen Wellen schwemmen die am nächsten liegenden Körper der kleinen Gazellen und Antilopen in den Strom und trugen sie wie leichte Federn auf und davon.

Aus dem Knäuel der zerschmetterten Leiber einiger dreizehiger Pferde stemmte sich plötzlich eines auf die Vorderbeine. Es reckte den Hals und blickte lange mit traurigen Augen nach dem entfesselten Bach. Seine Nüstern waren weit geöffnet, und seine Mähne wehte wie ein graubraunes Band im scharfen Wind.

Da wiherte es angstvoll auf. Es wollte sich erheben, aber die zerschlagene Hinterhand zog es zu Boden. Es schlug um sich, kraftlos und vergeblich, stürzte und stemmte sich wieder auf die Vorderhand, schlug und biß, aber alles war vergebens und aussichtslos.

Vor Entkräftung und Schmerz sank es zu Boden und lag eine Weile wie leblos.

Aber dann richtete es sich noch einmal mit den Vorderbeinen auf und wiherte klagend, Angst und Schrecken in den Augen. Sein Gewieher verlor sich in einem merkwürdigen, ständig anschwellenden Getöse. Durch das Bett des Baches jagte jetzt eine mächtige Wasserflut aus den nahen Bergen heran. In hohen, tosenden Wellen schoß sie einher, schlug wild gegen Felsen und Ufer und füllte das Bachbett mit einem Wasser, das rot gefärbt war von der Erde, die es von den Abhängen und Karen der Kalksteinfelsen gerissen hatte.

In wilder und heftiger Jagd wälzte sich das Wasser heran. Eine riesige Welle stieß das wiherrnde Pferd in das Gewirr der übrigen Leiber zurück, schoß mit betäubendem Getöse, Brausen und Zischen über sie hinweg und jagte mit unverminderter Schnelligkeit davon. Ihr nach wälzten sich immer neue Wellen, die das Bachbett mehr und mehr ausfüllten, die felsigen Ufer erreichten und von dort alles mitnahmen, was mitzureißen und wegzuschwemmen war. Auf ihren schäumenden Kämmen wiegten sich Baumstämme, entwurzelte Sträucher und verkrüppelte Körper gestürzter Tiere, alles in unvorstellbarem Chaos.

Die wilde Wasserflut, die das Bachbett unermüdlich füllte, machte auch den Mesopithecus Sorge, die sich in die Felsenhöhlen der Ufer verkrochen hatten. Als das Wasser in die tiefstgelegenen Höhlen und Spalten einzudringen begann, flüchteten sie daraus und kletterten die Felsen empor; wenn aber keine neue Höhle zu finden war, in die sie sich hätten flüchten können, warfen die Stärkeren die Schwächeren

mit Gewalt aus ihren Verstecken und besetzten sie selbst. Die hinausgeworfenen Affen saßen dann traurig unter irgendeinem Felsenvorsprung, vom Regen durchnäßt und vor Kälte zitternd.

In einer kleinen Felsspalte drückten sich einige Affen eng aneinander. Eines ihrer Weibchen hielt ein kleines Äffchen in den Armen, das sich ängstlich an sie schmiegte. Alle blickten traurig in das Grau des Regens und hörten teilnahmslos dem Brausen des entfesselten Wassers des Baches zu.

Da zeigte sich vor der Spalte ein starker Affe, hinter ihm noch ein zweiter und dritter, die das steigende Wasser aus ihren Verstecken vertrieben hatte. Einer von ihnen faßte grob den nächsten Affen und versuchte, ihn aus der Höhle zu ziehen. Dieser faßte aber nach dem Felsen und hielt sich daran so fest, daß der Affe vergeblich an ihm zerrte und riß. Das ärgerte und ergrimmte ihn. Mit verzerrtem Gesicht und gefletschten Zähnen sprang er auf dem kleinen Vorsprung vor der Felsspalte hin und her, und auch die kalte Dusche des Regens vermochte seine Wut nicht abzukühlen.

Da schlug aus seinen Augen der kurze Blitz einer grausamen List. Mit schnellem Griff erfaßte er das Junge, riß es der Äffin mit großer Kraft aus den Armen und warf es zur Seite. Das Junge schrie angstvoll auf und klammerte sich mit seinen schwachen Ärmchen krampfhaft an einen kleinen Felsvorsprung. Und ringsum fielen große Regentropfen, die auf dem harten Felsen zu einem feinen, weißlichen Nebel zerstäubten.

Das Weibchen, dem das Junge so unerwartet entrissen worden war, schrie vor Überraschung und Wut durchdringend auf und sprang augenblicklich aus der Spalte. Sie stieß den Affen zurück und jagte zu dem Jungen hin. Bevor sie es aber erreichte, löste sich der Stein und fiel mit ihrem Jungen in den wilden Strom des Baches. Wie von Sinnen stürzte sich das Weibchen dem unglücklichen Jungen nach, um es zu retten. Fast gleichzeitig erreichten sie die Wasserfläche. Aber kaum hatte das Weibchen es zärtlich umfaßt, ergriff sie beide der wilde Strom, zerrte sie zum Grunde, trug sie wieder empor, wiegte sie auf seinen Wellen und schlug ihre Körper gegen die scharfen Kanten der Felsen, bis sich das Wasser ringsum von ihrem Blute rot färbte. Und während in fester Umklammerung die Affenmutter und ihr Kind im schäumenden, wirbelnden Wasser starben, balgten sich vor dem Felsenspalt der Affe und seine Gefährten um den so grausam erworbenen Platz.

Die Dämmerung des umwölkten Abends breitete sich über die weite Landschaft und verfloß bald mit dem Dunkel der kommenden Nacht, einer schwarzen, sternlosen Nacht, deren Stille durch das pausenlose Geräusch des strömenden Regens und das Getöse des entfesselten Baches gestört wurde.

Gegen Morgen hörte es zu regnen auf, und der Wind blies die grauen Wolken weit und breit nach allen Seiten auseinander.

Im bleichen Licht des frühen Morgens spiegelte sich dann die trostlose Öde der

ganzen Gegend, die in eine riesige Brandstätte verwandelt worden war. Überall gab es große Mengen grauer Asche, überall Strünke verbrannten Gesträuchs; wie zertrümmerte Säulen ragten verkohlte Baumstämme in die Höhe, ohne Kronen und ohne Zweige, als wollten sie mit ihren Knütteln dem Himmel ihr Leid klagen. Und überall ringsum war Stille, aufreibend und erstickend, auch nicht vom leisesten Zirpen eines Insekts unterbrochen.

Der Wasserspiegel des Baches stieg nicht mehr, im Gegenteil, er sank schon langsam. Aber immer noch trug er Holzstücke und Tierkadaver heran, die er in den breiten Untiefen der Krümmungen ablagerte. Zusammenhanglos schichtete er tierische Körperteile nebeneinander, die der Wildbach auf dem langen Wege zerissen hatte, und bedeckte sie mit feinem, rotem Schlamm, der sich an diesen seichten Stellen schnell absetzte.

Und so wurde schließlich der Bach zum Totengräber des vernichteten Getiers . . .

An jenem tauigen Morgen, der nach der riesigen Feuersbrunst über der Steppe emporstieg, trank die dürre und vom Feuer ausgetrocknete Erde die ersten Tröpfchen Feuchtigkeit. Als später Regen fiel, saugte sie sich so mit Wasser voll, daß sie in der drückenden Hitze der folgenden Sonnentage feuchte Dämpfe ausatmete. An vielen Stellen erhoben sich schon die ersten niedrigen Sprößlinge neuer Gräser und kleiner Sträucher, deren Samen der Wind herbeigetragen hatte. Diese unzähligen Inselchen neuen Grüns wuchsen schnell in die Höhe und Breite und vereinten sich bald wieder zu einem einzigen grünen Meer von Gräsern, Sträuchern und Bäumen, die ihre jungen Stämme gierig nach oben reckten, um mit ihren Kronen der Sonne näher zu sein.

Und wenn über dieses neue grüne Meer der Wind wehte, wurde sein rauschendes Lied vom Zirpen und Summen der Insekten begleitet, vom jauchzenden Trillern der Vögel, dem Blöken der Gazellen und Antilopen, dem Wiehern der dreizehigen Pferdchen, dem Trompeten der Mastodonten und irgendwo tief im Dickicht vom dunklen Brüllen der Raubtiere.

Und dann blieb auch nicht die geringste Spur von jener furchtbaren Katastrophe zurück.

Bis zum heutigen Tage windet sich der Bach Megalorheuma durch die Gegend von Pikermi und eilt vom Pentelikongebirge zum Ägäischen Meer.

Er hat sich allerdings etwas verändert. Das ist nicht verwunderlich, hat sich doch in den Hunderttausenden von Jahren, die seit dem schrecklichen Brand der Steppe, die er damals durchfloß, vergangen sind, auch die Landschaft verändert. Dort, wo sich einst weite Gras- und Buschebenen mit herrlichen Hainen und Wäldchen dehnten, dort breiten sich heute das Meer und eine Kette von Inselchen. Dort, wo damals warmes Klima herrschte, ist es heute kühler. Und diese Kühle, die schon am

Ende des Pliozän die riesigen, im Norden entstehenden Gletscher ausatmeten, vertrieb alle jene Tiere, die die Wärme liebten, in das Innere des afrikanischen oder asiatischen Festlandes. Viele ihrer Arten wurden von der Kälte auch vernichtet, und zwar diejenigen, die einerseits nicht übersiedelten, sich aber andererseits den veränderten Lebensbedingungen nicht anpassen konnten. Und es war nicht nur die Kälte, die so rigoros in das Leben der Tiere der Steppe von Pikermi im Pliozän eingriff; später war es in stärkerem Maße die Trockenheit, die vor allem Einfluß auf die Pflanzenwelt hatte.

Die Zeit hat alles ein wenig verändert, denn in ihrem unaufhaltsamen Dahinströmen, ohne Anfang und ohne Ende, ist der ewige Gang der Entwicklung durch niemand und durch nichts auch nur einen einzigen Augenblick aufzuhalten . . .

Bis zum heutigen Tage windet sich der Bach Megalorheuma durch die Landschaft Pikermi und eilt vom Pentelikongebirge zum Ägäischen Meer. An seinen Ufern, die von Platanen, Oleander und Kiefern zusammen mit unzähligen dichten, schwer zu durchdringenden Sträuchern von Myrten, Lorbeer und Stechpalmen bewachsen sind, stand im Jahre 1838 ein bayrischer Soldat und blickte mit Verwunderung auf eine Menge Knochen, die in einer roten Tonschicht am Ufer des halb ausgetrockneten Baches steckten. Er stieg in das Bett hinab und besah sich die Knochen voll Neugier.

Plötzlich leuchtete in seinen Augen Freude auf. Er hatte ein Knochenstück entdeckt, in dessen Innerem einige Kristalle glitzerten, und war davon überzeugt, daß er Diamanten gefunden hatte.

Er verwahrte den Knochen mit den „Diamanten“ sorgfältig, und als er in die Heimat zurückkam, zeigte er ihn Prof. Andreas Wagner, der damals ein hervorragender Paläontologe an der Münchner Universität war. Der bereitete dem Soldaten eine bittere Enttäuschung, als er ihm mitteilte, daß die glänzenden Kristalle keine Diamanten waren, sondern Kristalle des gewöhnlichen und wertlosen Kalkspates. Niedergeschlagen schlich der Soldat davon. Die ernsten Mienen des gestrengen Professors aber heiterten sich auf, und schließlich legte sich das strahlende Lächeln eines glücklichen Menschen über sein Gesicht.

Der Gelehrte hatte nämlich erkannt, daß er ein Bruchstück des Kiefers eines urzeitlichen Affen in der Hand hielt, eines Tieres also, von dem die Paläontologie, die Wissenschaft von den ausgestorbenen Geschöpfen, bisher so gut wie nichts wußte. Und das war das Signal zum fachmännischen Durchforschen der berühmten Fundstelle von Pikermi! Die Untersuchungen dauerten lange, erzählten aber auch viel davon, wie die Landschaft und das Leben auf jenem kleinen Fleckchen Erde vor ungefähr 1 500 000 Jahren ausgesehen hatten.



ZWEIFACHER TOD

Wie ein breites, silbernes Band, in zahllose Schlingen gelegt, strömte der große Fluß in riesigen Bogen durch eine Landschaft von tropischer Schönheit. Sein warmes, kristallreines Wasser umspülte die sanftgeneigten, von dichtem Pflanzenwuchs überwucherten Ufer und ergoß sich über flache Sandbänke, auf denen sich scheußliche Urkrokodile der Gattungen *Amphicotylus*, *Diplosaurus* und *Goniopholis* sonnten.

Im Wasser des Flusses spiegelten sich im strahlenden Glanze der Sonne des oberen Jura herrliche Haine von Zykadeen mit üppigen Kronen prächtig gefiederter Blätter, helle Wäldchen von Kiefern mit an den Zweigen hängenden Zapfen und majestätische Stämme der riesigen Sequoien, die wie grüne Obelisken ihre Kronen in unerreichbare Höhen reckten, fast bis an die Wolken. Sie bildeten an den trockenen, sandigen Ufern malerische grüne Gruppen, hier kleinere, dort größere, aber sie vereinigten sich auch zu ausgedehnten Urwäldern. An Stellen, wo schattige Täler mit lockerer, von einem Bächlein genügend bewässerter Erde lagen, wuchsen zahlreiche Farne, von denen sich einige wie Lianen an den Stämmen der Sequoien hoch emporrankten und diese mit ihren herrlichen Blättern wie mit grünen Tüchern und Bändern schmückten.

In der Nähe unzähliger toter Flußarme, Sümpfe und Tümpel, die den majestätischen Flußlauf an beiden Seiten bis in unabsehbare Fernen begleiteten, wuchsen lichte Wäldchen und Haine der seltsamen Ginkgos, dazwischen erstmalig auch die ältesten Typen der Bedecktsamigen, bescheiden und anspruchslos, obwohl sie schon in kurzer Zeit mit den übrigen Bedecktsamigen die Kontinente aller kommenden Zeiten beherrschen würden.

Wo die Ufer des Flusses in feuchten und sumpfigen Boden übergingen, wuchs ein undurchdringliches Dickicht von Moos, kriechenden Bärlappen, niedrigen Schachtelhalmen und langen, schmalen Gräsern, durch das sich die verschiedenen Urschildkröten nur sehr schwer hindurchwinden konnten, wenn die Zeit gekommen war, in der sie zur nahen Sandebene zogen, um dort ihre Eier zu legen.

Aus einem Hain herrlicher Zykadeen, deren Stämme braun waren und faserig behaart, traten zwei Stegosaurier, riesige Ungetüme von gespenstischem Aussehen. Auf ihren hochgekrümmten Rücken ragte ein doppelter Wall dicker, knöcherner Schilde mit aufwärtsgerichteten Spitzen empor. Vorn, hinter dem Kopf, waren diese Schilde am kleinsten, über dem Becken am größten. Der kurze, aber kräftige Schwanz, bewaffnet mit zwei Paar langen, knöchernen Dornen, wurde im Sande nachgeschleppt, wo er eine tiefe Rinne hinterließ.

Ihre kleinen, flachen Köpfe schoben sich knapp am Boden entlang, und ihre Augen, ausdruckslos und voll kriechtierhafter Stumpfheit, liefen hin und her, um irgendwelche zarten und jungen Pflänzchen zum Vertreiben des Hungers zu finden.

Sie hatten schon lange vergessen, daß sie sich gestern unweit von hier, am Ufer eines der Sümpfe, ihre Mägen bis zum Bersten angefüllt hatten. Sie hatten es vergessen, denn ihr Gehirn war so klein, daß es nicht einmal ausreichte, um den mächtigen Körper und seine Gliedmaßen zu beherrschen, die deshalb von einem zweiten Nervensystem gelenkt und geleitet wurden, und zwar vom Rückenmark, das in der Kreuzgegend so erweitert war, daß die Nervensubstanz hier zehnmal umfangreicher war als das eigentliche Gehirn in dem kleinen Kopf.

Wie lebende, unüberwindliche Festungen, wie Panzerkampfwagen urweltwunderlicher Konstruktion bewegten sich die Stegosaurier mit langsamen Schritten durch das langgedehnte Tal, aus dessen sandiger Sohle nur hier und da die Segel von Gräsern und niedrigen Zykadeen wuchsen. Sie gingen aber daran vorbei, ohne sie zu beachten, als würden sie diese Handvoll Grün verachten, weil sie davon nicht satt werden konnten.

Wie durch ein riesenhaftes steinernes Tor gingen die beiden Stegosaurier durch einen schmalen Engpaß, der von zwei wild zerklüfteten Felsen gebildet wurde, und gelangten auf eine weite, grüne Ebene mit einem großen See, an dessen Ufern ein reicher, mit silbernen Tautropfen besprengter Teppich hoher Gräser wuchs, die im Glanze der Morgensonne im unbeschreiblichen Spiel der Regenbogenfarben glitzerten.

Das saftige Grün der Graspflanzen lockte die unförmigen Stegosaurier so unwiderstehlich an, daß sie ihre faule Gangart zu einer unwahrscheinlichen Schnelligkeit beschleunigten und mit vor hungriger Lüsterheit weit aufgerissenen Rachen dem See zueilten.

Da hielten sie plötzlich an, und in ihren Augen leuchteten Flammen unheilverkündender Wut auf, als sie sahen, daß aus dem Schatten einiger baumartiger Zykadeen unvermutet ein wilder Ceratosaurus hervorlief.

Das war ein schrecklicher Räuber, der im raschen Lauf seiner starken Hinterbeine sein ausersehenes Opfer schnell erreichte, es mit erbarmungsloser Grausamkeit überfiel und mit seinem fürchterlichen Gebiß tötete. Dann riß und zerrte er daran herum, bis schließlich von dem Körper nichts übrigblieb als die Knochen, umgeben von einer formlosen Masse blutigen Fleisches, das er so lange in Stücken hinunterschlang, bis sein Bauch beinahe platzte.

Sein grüner Panzer schimmerte im Sonnenglanz in kupfernen Farben, von den matten Reflexen brauner und gelber Flecke unterbrochen, die sich in Bändern den ganzen Rücken entlang bis zum langen rötlichen Schwanz zogen. Die blauviolette Unterseite des Rachens ging am Hals in Streifen gleicher Farbe über, die immer schmaler und schwächer wurden, bis sie sich schließlich völlig in der schmutziggelben Farbe des Bauches verloren. Das schreckenerregende Aussehen des wilden Ungetüms wurde noch durch ein großes Horn erhöht, das ihm vor den Augen saß, aus denen Raubgier leuchtete.

Die unförmigen Ungeheuer, beiderseits aus dem Stamme der Riesenechsen, standen sich regungslos gegenüber, die Stegosaurier deshalb, weil sie den Angriff des Ceratosaurus abwarteten, der Ceratosaurus deshalb, weil er nicht anzugreifen wagte. Er hatte die Stegosaurier in unangenehmer Erinnerung. Vor langer Zeit, als er noch jung und unerfahren war, überfiel er einen Stegosaurus. Mit einem mächtigen Sprung stürzte er sich auf seinen Körper, aber die Zähne glitten von dem festen Panzer ab, und ehe er sich dessen versah, jagte ihm der Stegosaurus mit einem heftigen Schlag seines starken Schwanzes die halbmeterlangen Dorne in den Leib, die sich in ihn hineinbohrten wie lange, scharfe Bajonette. Schon damals gab er den aussichtslosen Kampf auf und zog sich mit blutenden Wunden zurück. Seit dieser Zeit griff er nie wieder einen Stegosaurus an und wich lieber aus. Heute aber, als er unerwartet sozusagen mitten unter sie geriet, war das anders. Erregt durch den Anblick dieser riesigen Fleischmassen, die in Reichweite vor ihm standen, hätte er wohl doch noch angegriffen, wenn nicht der eine Stegosaurus plötzlich begonnen hätte, mit dem Schwanz zu schlagen, erst langsam, dann aber schneller und mit immer größerer Wucht. Es schien, als wollte er diese furchtbare Waffe in Bewegung halten, um sie im gegebenen Augenblick zum schrecklichen Hiebe anzusetzen. Vielleicht waren es gerade die blitzenden Dorne des zuckenden Schwanzes, die die Raublust des Ceratosaurus abkühlten und in seinem stumpfen

Gehirn die Erinnerung an den so lange zurückliegenden Kampf weckten, in dem er besiegt und schwer verwundet worden war. Darum wich er auch heute dem Kampf mit diesen lebenden gepanzerten Festungen, die so schwer zu überwältigen waren, lieber aus.

Nachdem er verschwunden war, setzten die Stegosaurier ihren Weg zum Ufer des Sees fort, wo sie sich nach einer Weile an zarten Pflänzchen sorglos gütlich taten. Der Ceratosaurus lief inzwischen über die grüne Ebene und stieg am Rande eines Ginkgohaines auf einen kleinen, flachen Hügel. Als er ihn erklommen hatte, blieb er stehen und äugte weit durch die Gegend. Wohin er auch immer sah, überall glänzten Wasserflächen, in deren Umgebung an feuchten Stellen und in der Flut von Sonnenlicht und Sonnenwärme mit unbezähmbarer Kraft Pflanzen wucherten, überall das Leben brodelte und sprudelte, aber ein trügerisches und schreckliches Leben, ein schweigendes Leben, dessen Stille für lange Zeit nur durch ein röchelndes Geräusch oder durch das Aufeinanderklappen der Kiefer merkwürdiger Echsen unterbrochen wurde, der Herren dieser Welt, denen all diese erhabene und großartige Schönheit eine unbedeutende Nichtigkeit war...

Die Echse blickte noch eine Weile um sich und wandte sich dann einem der größten Seen zu. Sie lief immer schneller und schneller, als befürchte sie, zu spät zu kommen. Denn das, was sie vom Hügel aus sich am See abspielen sah, war ihren Augen viel lieber als alle Schönheit der Landschaft...

Am Rande des großen Sees, dem der Ceratosaurus zueilte, ästen im seichten Wasser einige Brontosaurier. Sie zupften fleischige Schäfte und saftige Blätter von unzähligen Wasserpflanzen, die aus dem sandigen Boden des Sees wuchsen. Schon vom frühen Morgen an hielten sie hier Mahlzeit, aber sie waren immer noch bei Appetit.

Nur einer von ihnen weidete schon lange nicht mehr. Sein kleiner Kopf ragte auf dem langen Halse hoch über das Wasser hinaus, und seine Augen waren ununterbrochen auf den Araukarienwald gerichtet, der sich unweit des Seeufers hinter der gelben Sandebene dehnte.

Auf einmal begann die Riesenechse mit wiegenden Schritten zum Ufer zu gehen, und nach einer Weile erklomm sie es bereits, aber langsam und schwerfällig, denn sie war schon sehr alt.

In den grünen Gräsern und dem dichten Bestand von raschelnden Schachtelhalmen zeigte sich nach und nach ein Körper von unermeßlicher Größe, vorn mit einem langen Hals, hinten mit einem langen Schwanz, der noch in eine lange und dünne Geißel auslief. Vier starke, säulenartige Beine trugen diesen zwanzig Meter langen Körper, der mehr als zweihundert Tonnen wog. Das war ein richtiger Berg von Knochen und Fleisch, eines der monströsesten Wunder, das die Natur jemals hervorgebracht hat.



Als er mit viel Mühe das niedrige Ufer erklommen hatte, blieb er nach wenigen Schritten stehen. Dann verhiet er lange regungslos und blickte wieder ununterbrochen mit traurigen Augen nach dem Araukarienwald.

Seine ängstlichen Gefühle wurden nicht einmal von seinen Artgenossen verscheucht, die nach einer Weile ebenfalls das Ufer erstiegen. Die Erde erdröhnte dumpf unter ihren Schritten, wenn sie am Ufer entlanggingen und sich auf dem grünen Teppich saftiger Gräser einen Platz aussuchten, wo sich jeder, von den anderen ungestört, in aller Ruhe sättigen konnte.

Zufrieden weideten sie, und vor jedem von ihnen vergrößerte sich dauernd der Kreis des abgebissenen und zerstampften Graßes. Aber alle weideten in der Nähe des Ufers, nur einer bewegte sich bis zu dem entfernten Dickicht, das ihn mit dem hellen Grün seiner Blätter anzog. Er hatte aber kaum einige von ihnen mit seinem häßlichen Maule abgerissen und mit seinen stumpfen, stäbchenähnlichen Zähnen zu zermahlen begonnen, als er sie mit Widerwillen gleich wieder ausspuckte, denn sie waren sehr ledern und zäh. Darum hielt er sich lieber an die weichen Gräser, die auch in der Nähe des Dickichts üppig wucherten. Die Brontosaurier füllten ihre Bäuche ununterbrochen mit unermesslichen Mengen von Gras, waren aber immer noch nicht satt. Sie weideten neue Grasbüschel ab, und nur zeitweise reckte einer von ihnen für einen Augenblick den langen Hals und äugte mit dem kleinen, wie auf einer hohen Stange befestigten Kopf in die Umgebung. Aber überall herrschte tiefster Frieden, und nichts störte die Ruhe der märchenhaften Riesen und die Stille dieser Gegend von zauberhafter Schönheit.

Nur der uralte Brontosaurus stand immer noch unbeweglich mit hochaufgerichtetem Hals und blickte mit trüben Augen nach dem Araukarienwald . . .

Weit davon, am Ufer eines der toten Flußarme, gingen zwei wilde Allosaurier auf Raub aus, fünf Meter hohe Riesenechsen. Ihre großen Rachen waren mit scharfen und starken Zähnen bewehrt, und ihre Körper, aufrecht auf den starken Hinterbeinen ruhend, waren von kupferroter Farbe mit einem Mosaik von schwarzen und weißlichen Flecken.

Sie waren auf der Jagd und suchten mit kalten Augen ringsum nach einem Opfer.

Sie suchten lange vergeblich. Dann aber, als sie sich am äußersten Ende des toten Armes befanden, erblickten sie mächtige Diplodocier, die Gefährten der Brontosaurier, ihnen ähnlich, aber mit noch längerem Schwanz und dünnerem, S-förmig gebogenem Hals. Die Allosaurier hielten an und begannen mit schrecklichen Schlägen ihrer langen Schwänze die Erde zu peitschen. Aus ihren grünen Augen blitzte die Erregung und grenzenlose Wut darüber, daß ein Angriff unmöglich war, denn die Diplodocier standen weit vom Ufer entfernt, und in dem kristallklaren Wasser zeichneten sich ihre mächtigen Leiber wie dunkle Hügel ab; nur manchmal erschien ihr langer, schlanker Hals mit dem kleinen Kopf wie eine

häßliche Schlange über dem Wasser, wenn sie ausatmen und ihre Lungen mit neuer, frischer Luft füllen wollten.

Die Allosaurier jagten in ohnmächtiger Gier lange am Ufer umher, rannten weit fort und kamen wieder zurück, aber die Diplodocier waren immer noch im Wasser, das sie, die Wehrlosen, vor dem Angriff dieser blutgierigsten und aggressivsten Räuber ihres ganzen Sauriergeschlechtes schützte.

Erst nach langer Zeit, als sie sich mehrmals von der Aussichtslosigkeit eines Angriffes überzeugt hatten, liefen die Allosaurier davon und kehrten diesmal nicht wieder. Ihre grünlichen Augen leuchteten schaurig vor Wut und Hunger, als sie über die Sandebene am Rande der Wälder und Haine dahinliefen, als sie niedrige Hügel und seichte Täler querten, als sie die grünen Ufer von Tümpeln und Sümpfen entlangjagten. Sie liefen mit großer Schnelligkeit ununterbrochen geradeaus, nur selten hielten sie an, damit sie sich gut in der Umgebung umsehen konnten; und wenn die Gegend öde war, ohne Leben, dann liefen sie gleich wieder weiter, immer wütender und hungriger.

Jäh hielten beide an und blickten gespannt nach dem Ufer des großen Sees, dessen Wasserfläche sich glitzernd vor ihnen dehnte. In dem grünen Rahmen sahen sie einige Brontosaurier weiden, die mit ihren hoch gekrümmten Rücken von weitem wie graubraune Hügel aussahen.

Die Allosaurier setzten sich wieder in Bewegung und hielten direkt auf sie zu.

Als erster sah sie der uralte Brontosaurus. Er drehte den auf dem stangenartigen Hals hoch emporragenden Kopf schräg zur Seite und verfolgte mit dem einen Auge wachsam die zwei Punkte, die sich in der Ferne schnell bewegten und ununterbrochen vergrößerten. Und als sich auf der Netzhaut seines Auges die undeutlichen Punkte zu wandeln begannen und nach und nach die Gestalt der wilden Allosaurier annahmen, stieß er einen zischenden Pfiff aus. Dann sank sein Kopf mit dem sich beugenden Hals rasch herab, er drehte sich um und wandte sich mit waagrecht ausgestrecktem Hals wieder dem See zu. Dabei beeilte er sich, denn die Angst vor den schrecklichen Ungetümen überwand die Langsamkeit und Unfähigkeit seines Alters. Obwohl das Leben für ihn schon eher beschwerlich als freudvoll war, blieben die Allosaurier seine größten Feinde. Und deshalb eilte er zum Wasser des Sees, denn das war die einzige Möglichkeit einer Rettung.

Bald erreichte er das Seeufer; es waren auch nur wenige Schritte dorthin, da er sich von allen am wenigsten weit von dem See entfernt hatte. Heftig und schwer fiel er ins Wasser, das hoch aufspritzte und dann tosend schäumte, als er vom Ufer zu tieferen Stellen hindurcheilte. Er ging unaufhaltsam vorwärts und hinterließ eine breite Furche aufgewühlten Wassers, getrübt von feinem Schlamm und Morast, der unter seinen schweren Schritten in dunklen Wolken vom Grunde aufstieg. Er hielt nicht an, bevor aus dem Wasser nur noch sein Kopf mit einem kleinen Stückchen des fast senkrecht emporgereckten Halses herausragte.



Der warnende Pfiff des uralten Brontosaurus riß alle seine übrigen Gefährten aus dem ruhigen und sorglosen Äsen. Ihre langen Hälse mit den kleinen Köpfen schnellten erschrocken in die Höhe, nickten mehrmals nach allen Seiten und sanken dann, als wären sie von einem heftigen Windstoß gefällt worden, bis knapp über den Boden. Und dann flüchteten alle Brontosaurier entsetzt zu den Wassern des Sees, die allein sie jetzt retten konnten. Der feste Boden des Ufers war jetzt gefährlich; jeden Augenblick konnte sie hier der Tod ereilen, ein schrecklicher und schmerzvoller Tod.

Alle konnten sich in Sicherheit bringen, nur einer von ihnen entging dem Tode nicht. Das war jener, der sich weit vom Ufer weg bis zum fernen grünen Dickicht gewagt hatte. Er erreichte das schützende Wasser des Tümpels nicht mehr.

Mit mächtigen Sprüngen warfen sich beide Allosaurier auf ihn und verbissen sich mit ihren schrecklichen Rachen wütend in sein Genick. Die großen und scharfen Zähne gruben sich tief in den Leib des Brontosaurus, den kein fester oder harter Panzer schützte. Der überfallene Riese warf sich schrecklich hin und her, aber die verbissenen Rachen der Räuber gaben ihn lange nicht frei. Und als er sie schließlich doch von sich abgeschüttelt hatte, stürzten sie sich erneut auf ihn, noch heftiger und wütender als zuvor. Sie rissen und zerrten an ihm, erregt durch den Anblick des strömenden Blutes und der blutigen Fetzen Fleisch, in das sie ohne Unterlaß ihre scharfen, kegelförmigen Zähne bohrten und immer furchtbarere und schrecklichere Wunden schlugen.

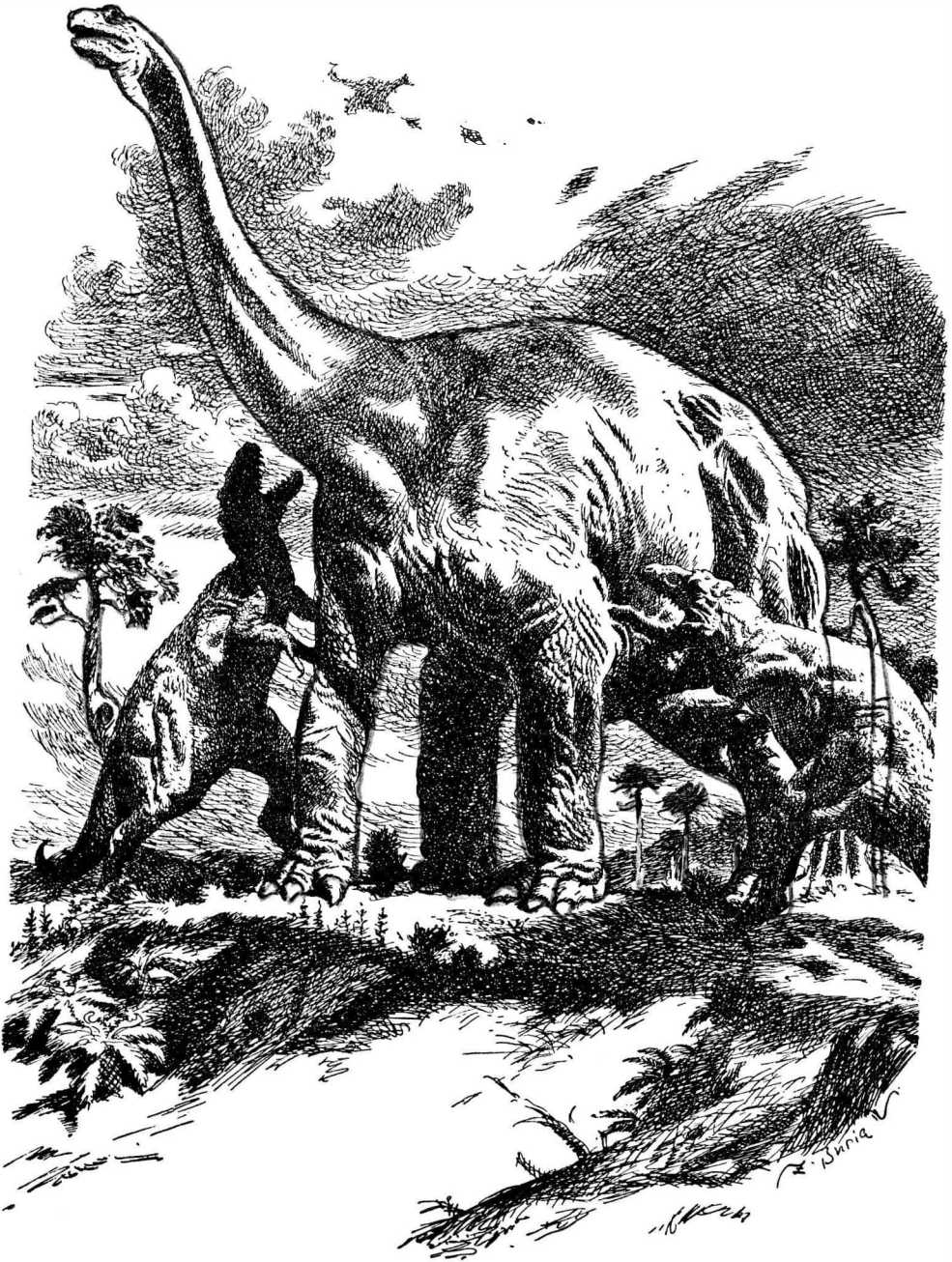
Den Ablauf dieses ersten Aktes des blutigen Schauspiels beobachtete der Ceratosaurus, hungrig und immer noch wütend über den morgendlichen Mißerfolg mit den Stegosauriern, von einem nahen Hügel aus.

In seinen Augen glomm ein grünliches Feuer auf, und noch bevor es verlosch, jagte er quer durch die Landschaft zum Schauplatz der Tragödie.

Dort angekommen, stürzte er sich mit einem gewaltigen Sprung auf den Brontosaurus, glitt aber von seinem Rücken ab und begann deshalb, seine Schenkel und Weichteile mit furchtbaren Wunden zu bedecken. Bis auf die Knochen riß er das Fleisch ab und zerfetzte es in breite Stücke, aus denen das Blut rann und in dichtem Regen zur Erde fiel.

Der bedauernswerte Brontosaurus stand immer noch auf den Beinen und schien sich zum See hinbewegen zu wollen. Aber er ging nicht mehr, sondern wankte nur noch hilflos, geschwächt durch den riesigen Blutverlust und die pausenlosen Angriffe der drei gierigen Räuber.

Der schreckliche Kampf, grausam aber stumm, näherte sich seinem Ende; zwar wankten und bäumten sich die ungeheuren Leiber noch eine lange Weile im wilden Kampf, aber dann sank der Brontosaurus plötzlich zu Boden, und durch seinen gigantischen, mit unzähligen Wunden übersäten Körper jagten die letzten Zuckungen des herannahenden Todes. Und über ihm standen seine Bezwinger, vorn über



dem zerrissenen Genick die zwei Allosaurier, hinten über dem zerfleischten Bein und über den Flanken der Ceratosaurus. Sie schlugen wild mit den langen Schwänzen, und ihre weit aufgerissenen Rachen mit den schrecklich starrenden Gebissen waren haßerfüllt gegeneinander gerichtet und versprachen nichts Gutes. Obwohl sie gemeinsam den pflanzenfressenden Riesen niedergestreckt hatten, der zwar von ungeheurer Größe, aber im übrigen völlig harmlos war, sahen die Allosaurier den gehörnten Ceratosaurus als Eindringling an.

Es bestand die Gefahr, daß ein neuer Kampf entbrannte, tausendmal schlimmer als der eben beendete, ein Kampf Räuber gegen Räuber. Aber der verlockende Geruch von Blut und Fleisch, der unerträglich ihre Nüstern reizte, überwand den ungelegenen Haß. Und so neigte sich jeder von ihnen an seinem Platze über den Körper des gefallenen Riesen und begann Mahlzeit zu halten.

Während sie sich wütend und hungrig in die Fleischberge verbissen, blickten von den Wassern des Sees her, weit vom Ufer entfernt, die Gefährten des überwältigten Brontosaurus stumpf und regungslos auf die tafelnden Raubtiere. Aus ihren Augen leuchtete auch nicht das geringste Mitleid mit dem schrecklichen Ende ihres Bruders. Sein Schicksal war ihnen gleichgültig, genauso wie der Gefallene niemals die Niederlage eines von ihnen bedauert hätte, wenn er selbst am Leben geblieben wäre und einen anderen sein Schicksal ereilt hätte.

Die Allosaurier und der Ceratosaurus wurden von ihrer blutigen Arbeit voll beansprucht. Ihre bezahnten Rachen verbissen sich in das blutige Fleisch, das sie in Stücke rissen und hungrig verschlangen. Wenn eine zähe Sehne sie daran hinderte, ein Stück Fleisch mit einem Ruck herauszureißen, so verbissen sie sich wütend darein und klemmten sie so stark zwischen ihre bezahnten Kiefer, daß sie schließlich doch durchbissen und dann mit dem Fleisch verschlangen. Sie rissen das Fleisch so lange von einer Stelle, bis ihre Zähne auf die Knochen aufschlugen. Dann vergruben sie ihre Rachen daneben wiederum in den fleischigen Körper und bissen und rissen ununterbrochen mit der gleichen wahnwitzigen Raserei.

Der Anblick der fressenden Räuber erweckte auch in den Brontosauriern die Sehnsucht nach Nahrung. Einer nach dem anderen beugte seinen langen Hals unter Wasser, und mit ihren kleinen Mäulern rissen sie die langen, grünen Blätter ab, die in schütterten Büscheln aus dem sandigen Grunde wuchsen. Nur der uralte Brontosaurus hatte seinen kleinen Kopf dauernd über Wasser und weidete nicht; er blickte aber nicht nach den fressenden Räubern hin, sondern sein Blick flog zum Rande des Araukarienwaldes hinter der fernen Sandebene.

Es dauerte lange, bis sich die Allosaurier und der Ceratosaurus gesättigt hatten. Als sie schließlich mit vollen Bäuchen alle drei irgendwo in der Ferne verschwanden, war die mittägliche Hitze schon lange dem angenehmen Wetter des späten Nachmittags gewichen.

Jetzt trat der uralte Brontosaurus seinen letzten Gang an.

Er verließ das tiefe Wasser und schritt langsam zum Ufer, dann im seichten Wasser am Ufer entlang, wobei er unzählige Fische aufscheuchte, die vor ihm in die Tiefe flohen.

Als er an das andere Ende des ausgedehnten Tümpels gekommen war, blickte er wachsam um sich, und da ihm nirgends ein Unglück drohte, stieg er langsam ans Ufer. Wohin er auch immer trat, überall brach und knickte er den dichten Bestand raschelnder Schachtelhalme und hoher Gräser, und sein langer Schwanz, den er wie einen schweren Block auf der Erde hinter sich herschleppte, kennzeichnete seinen Weg durch eine breite Spur zerbrochener und gleichsam niedergewalzter Pflanzen.

Er schritt unaufhaltsam vorwärts, ohne sich um irgend etwas zu kümmern.

Schon hatte er den grünen Gürtel überschritten, der weit das Ufer säumte, und allmählich den Weg durch die Sandebene genommen. An ihrem Rande, wo ein Hain herrlicher baumartiger Zykadeen wuchs, begegnete er riesigen Brachiosauriern, den größten Kolossen, die die Natur je hervorgebracht hatte. Ihr schwerer, unteretzter Körper wurde von vier Elefantenbeinen getragen, von denen die vorderen länger waren als die hinteren, wodurch der Körper von vorn nach hinten schräg abfiel, so daß es aussah, als wäre er hinten eingeschrumpft. Der dicke Schwanz war außergewöhnlich kurz, so daß er mit seinem Ende gerade noch die Erde erreichte. Ihre kleinen Köpfe auf den langen, immer emporgereckten Hälsen ragten noch hoch über die Kronen der acht Meter hohen Zykadeen hinaus. Neugierig beäugten sie den alten Brontosaurus, der an ihnen vorüberging, ohne sie zu beachten. Bevor sich die Brachiosaurier erneut über die herrlichen Zykadeenblätter hermachten, nickten sie mehrmals mit den Köpfen, als wunderten sie sich, was wohl den Brontosaurus in die öde Sandebene lockte, wo außer einigen niedrigen Grashalmen nur der bloße gelbe Sand zu finden war.

Aber der uralte Brontosaurus schenkte seiner Umgebung keine Beachtung, er bewegte sich immer geradeaus und immer tiefer in die öde Sandwüste hinein. Er suchte Ruhe und Frieden, weil er fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging.

Er wankte durch den Sand, langsam und schwerfällig, ohne daß in seinem Kopf eine Erinnerung darüber auftauchte, daß er schon einmal, vor etwa zweihundert Jahren, hier gegangen war.

Aber damals ging er in umgekehrter Richtung und durchlief mit kleinen Schrittschnellen den Sand; kaum hatte er sich damals aus dem Ei gepickt, deren vor einer kurzen Zeit seine Mutter ein ganzes Häufchen in eine flache Grube zwischen die Bäumchen eines Araukariengehölzes gelegt hatte, verjagte ihn gleich etwas von dieser Stelle und trieb ihn zu den weit entfernten Sümpfen und Seen, die von leuchtendem Grün umgeben waren. Welch ein Unterschied zwischen diesen beiden Wegen! Der erste führte ihn vom Araukariengehölz ins Leben, der zweite führte

ihn zum Araukarienwald in die Hände des Todes. Der erste war Licht und Leben, der zweite Dunkel und Tod.

Die Sonne stand schon tief am Horizont, als sich der vor Müdigkeit entkräftete Brontosaurus dem Araukarienwald näherte. Schwer und mühsam schleppte er sich zu einer kleinen Gruppe alter und mächtiger Araukarien, die lange und dunkle Schatten zu seinen Füßen warfen, als wollten sie ihn damit begrüßen.

Sobald der Brontosaurus unter den alten Bäumen anhielt, sank er vor Müdigkeit und Erschöpfung zu Boden. Ein dumpfes Dröhnen war zu hören; es klang durch das schütterte Jungholz, das hier aus dem Samen der herabgefallenen Zapfen wucherte.

Der Brontosaurus lag eine Weile still, aber dann hob er plötzlich den kleinen Kopf auf dem dünnen Hals in die Höhe und blickte mit traurigen Augen in die Gegend. Einen langen Blick schickte er zu den grünen Sümpfen und Seen, in denen er sein ganzes langes Leben verbracht hatte.

Eine Weile verharnte er regungslos in seiner Erstarrung, und wie betäubt blickte er ununterbrochen nach den Flächen der Sümpfe und Tümpel, die inzwischen im goldenen Widerschein der untergehenden Sonne erglöhnten. Aber dann begann sein Kopf zu sinken, immer tiefer und tiefer, bis er schließlich mit dem langen Halse kraftlos auf dem Sande lag, von dem er sich abhob wie ein vom Winde gebrochener Mast. Seine Augen trübten sich mit dem langsamen Verrinnen der fliehenden Kräfte, schlossen sich ohnmächtig, öffneten sich aber wieder weit, wenn die Wellen der Ohnmacht sich von seinen Sinnen wälzten und das verlöschende Bewußtsein für einen Augenblick erneut erweckten. Und so erlebte er die letzten Stunden seines langen Lebens weit weg von seinen Gefährten, von allen verlassen, aber doch zufrieden, daß niemand sein Sterben störte.

Und doch war es ihm nicht vergönnt, hier in Ruhe und Einsamkeit einzuschlafen und zu verlöschen!

Hinter dem Araukarien-Jungholz erlosch das Leben eines uralten Allosaurus in Alter und Siechtum. Auch er suchte hier Einsamkeit und Ruhe, auch er kam hierher, um in Frieden die letzten Augenblicke seines Lebens zu verbringen, dieses grausamen und mitleidlosen, von unzähligen Überfällen und Schmerzen der Überfallenen angefüllten Lebens.

Schon eine ganze Weile blickte er erregt auf den Brontosaurus. Das verlöschende Licht in seinen Augen entzündete sich erneut an seiner räuberischen Wildheit und Gier, und er hatte nur noch den einen Wunsch, noch einmal, ein letztes Mal, mit mächtigem Sprung anzugreifen, seine scharfen Krallen und sein zahnstarrendes Maul in das weiche Fleisch zu wühlen und es im betäubenden Geruch spritzenden Blutes zu reißen und zu zerren. Mit grenzenloser Anstrengung und unter Aufbietung der letzten Kräfte stellte er sich auf die Beine und wankte mit kleinen Schritten vorwärts.

Das Geräusch brechender Zweige des Araukariengehölzes riß den Brontosaurus aus seinem tödlichen Dähindämmern. Er öffnete müde die Augen, blickte zur Dichtung, und im gleichen Augenblick durchfuhren Furcht und Schrecken seinen Körper. Vor Angst und mit letztem Kraftaufwand reckte er seinen Hals in die Höhe und blickte mit kleinen Augen entsetzt dem schrecklichen Allosaurus entgegen, der unweit wie ein drohendes Phantom dastand, blutdürstig und gierig, aber zitternd vor Schwäche und Unfähigkeit des hilflosen Alters.

Beide Ricsenechsen, aus der Ruhe des friedlichen Sterbens aufgestört, sahen sich feindselig in die grünlichen, trüben Augen. Beide waren machtlos, denn die Kräfte flohen aus den hilflosen Leibern. Der Brontosaurus war unfähig, sich zu wehren, der Allosaurus unfähig, ihn anzugreifen.

Aber die wilde Raublust und blutdürstige Gier überwältigten noch einmal für einen Moment die Schwäche und Unfähigkeit des Allosaurus. Mit Mühe ging er noch einige wankende Schritte vorwärts und setzte mit aufgerissenem Rachen in unermesslicher und sinnloser Kraftanstrengung zu seinem letzten Sprunge an.

Er sprang – aber noch bevor er auf den Rücken des Brontosaurus aufiel, verwandelte er sich in einen unbeweglichen und verzerrten Berg von Fleisch und Knochen, schloß die Augen und fiel in die schwere Ohnmacht der Agonie. Dann zuckte er ein paarmal und endete still.

In der schweren und erdrückenden Stille, die sich jetzt ringsum ausbreitete, neigte der Brontosaurus wieder seinen langen, aufgerichteten Hals zur Erde und legte den Kopf auf den feinen, warmen Sand.

In diesem Augenblick ging die Sonne unter. Ihr letzter Strahl zitterte in der fallenden Abenddämmerung, flog durch die dichten Kronen der Bäume, flatterte durch das Araukariengehölz und sprang schließlich in die Augen des Brontosaurus, wo er verlosch. Und mit ihm verlosch auch das Leben des Brontosaurus.



DIE HÖHLENBÄRENJÄGER

Durch das schmale Tal zwischen den hohen Bergen strömte ein Fluß. In seinem Bette jagte das reine, aber kalte Wasser schnell dahin, nagte sich in die felsigen Ufer oder auch in die Wiesen, wenn sich das Tal zu einem breiten und flachen Kessel erweiterte, zerbröckelte und zerstörte sie und trug die abgerissenen Stücke des Ufers mit sich fort; die erdigen Schollen lösten sich sofort in feinen Schlamm auf, die Steinbrocken aber wälzten sich am Boden entlang und wetzten ihre scharfen Ecken und Kanten so lange ab, bis sie schließlich zu flachen oder runden Blöcken gerieben und geschliffen waren.

Im Frühjahr, wenn die Schneemassen in den Bergen tauten und sich von allen Seiten Ströme schmutzigen Wassers in das Flußbett ergossen, wurde der Fluß zum wilden und gefährlichen Strom, der mit außergewöhnlichem Ungestüm dahinjagte und alles umriß und forttrug, was sich ihm in den Weg stellte. Dann trat er zeitweilig auch über die Ufer, überflutete mit dem schlammigen Wasser einen Teil der Talsohle und jagte über die Wiesen dahin, die gerade grün geworden waren und zarte Blüten von Schneeglöckchen und Krokus trugen.

Ebenso schrecklich war er im Spätherbst, wenn an düsteren Tagen heftige Regengüsse oder ruhiger Dauerregen sich aus den grauen Wolken lösten, die sich in

ungeheuren Haufen über die Gipfel der Berge wälzten und sie in dichte Schleier traurigen, grauen Nebels hüllten.

In diesen Zeiten, im Frühling und im Herbst, jagte der Fluß mit sinnloser Wildheit und Heftigkeit durch das Tal, brauste und dröhnte, und seine Fläche verwandelte sich in eine unübersehbare Menge von Wellen, die schnell dahinjagten und sich überschlugen, so daß dort, wo eben noch der schäumende Kamm einer Welle war, im nächsten Augenblick ein tiefer Abgrund klaffte, aus dem schon wieder eine neue Welle geboren wurde. Unter wildem Brausen und Zischen jagten die Wellen dahin, kein Hindernis achtend. Mit zäher Beharrlichkeit stürmten sie gegen die in das Flußbett ragenden Felsen und zerschlugen sich daran zu zahllosen silbernen Tröpfchen, die in die feuchte Luft hoch emporspritzten, wie weißliche Perlen mit weichem Geräusch zum Fuße des Felsens zurückfielen und sich im scharfen Wellenschlag des schäumenden Wassers verloren.

Der Fluß beruhigte sich aber schon nach kurzer Zeit. Sein Wasserspiegel sank, und seine Oberfläche glättete sich. Das drohende Geräusch des Wellenschlages verwandelte sich in das heitere Plätschern der Wellen, das mit dem launigen Murmeln der Stromschnellen, dem weichen Rascheln der Gräser und Sträucher und dem geheimnisvollen Rauschen der Wälder an den Berghängen in eins zusammenfloß.

Ein herrlicher Frühling breitete sich über die Landschaft. Vom dunklen, satten Grün der Nadelwälder hob sich auffallend die zarte und frische Färbung der Laubbäume und Sträucher ab, die nach ihrem Winterschlaf zu neuem Leben erwachten. Die Wiesen ergrünten mit neuen Gräsern, aus denen mit bunten Farben die Blüten der ersten Frühlingsblumen leuchteten.

Die Natur duftete und atmete den betäubenden, schweren Geruch des Frühjahres. Hoch über dem Fluß, in der Mitte eines mächtigen Berges, dunkelte in den Kalksteinfelsen eine schwarze Öffnung. Das war der Eingang zu einer großen Höhle, die sich weit ins Innere des Berges erstreckte. Vor dem Eingang dieser Höhle lag ein kleines, von einem Teppich grüner Gräser bewachsenes Plateau. Aus den Spalten und Rissen der Felsen sproßten die reichen Stöcke herrlicher Farne, in deren Schatten dicke Moospolster wuchsen. An den Hängen ringsum ragte Buchenwald mit einem dichten Unterholz von Himbeeren und Brombeeren.

Die Frühlingssonne strahlte mit aller Kraft auf die Landschaft herab; schon lange hatte sie aus allen schattigen und feuchten Winkeln die letzten Reste des zu Eis gewordenen Schnees vertrieben. Da trat aus dem Dunkel der Höhle eine große, magere Bärin.

Sie war um ein gutes Drittel größer als ihr heutiger Verwandter, der Braunbär. Die vordere Hälfte des Körpers war viel mächtiger als die hintere, und an dem großen Schädel fiel die steil abfallende Stirn besonders auf. Der Rachen war kurz, gleichsam jäh abgestutzt, der Schnauze einer großen Bulldogge nicht unähnlich.

Langsam und lautlos kroch sie aus der dunklen Höhle hervor, und als sie den

Ausgang erreichte, verhoffte sie und witterte. Aber überall war Ruhe, und kein Schatten regte sich. Ohne lange zu zögern, überquerte sie schnell die kleine Ebene vor dem Höhleneingang und lief mit hopsenden Sprüngen hangabwärts, zu einem nahen Jungholz. Kaum hatte sie es erreicht, stürzte sie sich gierig auf das saftige, junge Laub, das sie hastig und gleich mit den Zweigen auffraß. Sie war durchaus nicht so wählerisch, wie sie es sonst zu sein pflegte, es war vielmehr ganz offensichtlich, daß sie sich mit dem Äsen sehr beeilte.

Und so war es auch. Kaum war sie etwas gesättigt, eilte sie schon wieder zur Höhle hinauf, in deren Dunkel sie schnell verschwand . . .

Es war schon lange her, daß die Bärin in der Höhle Zuflucht genommen hatte. Als im Spätherbst der erste Schneesturm die Ankunft des Winters ankündigte und der kalte Nordwind zum erstenmal durch die Gegend brauste, wandte sie sich der Höhle zu. Auf dem kleinen Absatz vor dem Höhleneingang blieb sie stehen und blickte rundum. Es war ein trauriger Anblick. Die Bergkuppen waren in graue Wolken gehüllt, und kalter Nebel wälzte sich über dem Fluß im Tale.

Die Bärin stand eine Weile ganz still und blickte ringsum, als wüßte sie, daß sie heute für lange Zeit von den Bergen, dem Tal und dem wilden Fluß Abschied nahm. Sie schaute und schaute, als könnte sie sich nicht satt sehen am Anblick dieser geliebten Landschaft, in der sie schon so manchen herrlichen Frühling, warmen Sommer und freigebigen Herbst friedlich verbracht hatte.

Dann ging sie mit langsamen Schritten in die Höhle. Dort aber, wo die Dämmerung des Höhleneinganges in die Finsternis des unterirdischen Ganges übergang, kehrte sie plötzlich um und lief im schnellen Trab noch einmal auf den Platz vor der Höhle hinaus. Sie ging bis an seinen äußersten Rand und blickte mit weit geöffneten Augen in das Grau des düsteren Herbstabends, als wollte sie sich jetzt vom Tageslicht verabschieden, das sie für lange Zeit mit der Finsternis der Höhle vertauschen mußte, mit der Finsternis der einzigen langen Nacht.

Als dann die Abenddämmerung den Angriffen der Finsternis der kommenden Nacht zu weichen und der kalte Nordwind die Schneeflocken im wilden Reigen zu jagen begann, drehte sich die Bärin um und wandte sich erneut dem Eingang der Höhle zu.

Langsam durchschritt sie ihn und strebte mit vorsichtigen Schritten durch das Dunkel vorwärts. In dem feuchten Boden hinterließ sie die Abdrücke ihrer mächtigen Tatzen, die aber nicht die einzigen waren. Es gab ihrer hier schon viele, denn viele Bären und Bärinnen waren diesen Weg schon einige Tage zuvor gegangen.

Sie wich den großen Blöcken aus, die von der Höhlendecke gefallen waren, umging sie oder kroch darüber hinweg und mühte sich einen Steilhang hinauf, auf dem ihre Beine abglitten und von dem geräuschvoll Steine hinunterstürzten, wenn sie unvorsichtig auftrat.

Aber der Weg den steinigen Hang hinab war noch schlimmer. Die Steine rutschten ihr unter den Beinen weg, rollten nach unten und lärmten durch die Finsternis und Stille der Höhle. Manchmal glitt die Bärin aus, und dann rutschte sie auf ihrem schweren Hinterteil mit der Steinlawine abwärts, immer weiter, bis sie sich mit ihren mächtigen Tatzen an irgendeinem großen Felsblock fing, der fest im Schutt verankert war.

Als sie schließlich wieder auf dem ebenen Boden der Höhle stand, brummte sie ärgerlich auf, als schimpfte sie über den schlechten Weg. Das hielt sie aber nicht davon ab, ihre Wanderung in der unterirdischen Finsternis fortzusetzen.

Sie ging jetzt einen schmalen, erdigen Pfad eng an der Höhlenwand entlang. Dabei bewegte sie sich langsam und vorsichtig, um nicht mit dem Kopf gegen einen der Felsvorsprünge zu stoßen, wie sie häufig aus der Höhlenwand in den Weg ragten. Aber sie überstand alles glücklich.

Plötzlich merkte sie, daß ein Murmeln die Stille der dunklen Höhle durchdrang. Sie beschleunigte ihre Schritte und stand bald darauf vor einem mächtigen Wall von Felsblöcken, der sich quer durch die ganze Höhle hinzog. Die Höhlendecke hatte sich vor langer Zeit entlang der großen Risse, von denen die Kalksteinschichten durchzogen werden, gelöst, war herabgestürzt und sperrte nun mit ihren Trümmern die Höhle. Aus einer der Spalten floß ein reicher Quell reinen, kühlen Wassers, das auf dem Boden einen kleinen Bach bildete, der sich aber bald danach in der gegenüberliegenden Höhlenwand verlor.

Die Bärin sprang auf den ersten Block des Walles, dann auf den zweiten und stand unversehens auf seinem Gipfel. Dann sprang sie wieder über die Blöcke abwärts, leicht und mühelos, und stand nach einer kleinen Weile hinter dem Steinwall an dem Bächlein.

Sie war nicht allein. Es ruhten hier schon mehrere Bärinnen aus, einige allein, andere mit kleinen Bärchen, weniger als ein Jahr alt. Die Bärin ging zum Bach, trank sich satt und verhielt dann nach kurzem Suchen unweit der Quelle unter einem kleinen Felsvorsprung. Sie besah sich den Platz von allen Seiten und überzeugte sich, daß das ein trockener Winkel war, von dem sie es nicht weit zum Wasser hatte; dann entschied sie sich dafür, ihn zu besetzen und hier den Winter zu verschlafen.

Die Bärin legte sich auf den Boden, zog die mächtigen Tatzen an den Leib, legte den großen Kopf darauf und schlummerte langsam ein. Überall ringsum herrschte tiefstes Dunkel und traurige Stille, die nur vom leisen Murmeln des Bächleins unterbrochen wurde oder von dem zufriedenen Aufbrummen einer Bärin, wenn sie sich gerade von einer Seite auf die andere legte; manchmal wurde die Stille auch von dem kurzen Schrei eines kleinen Bären zerrissen, wenn er zu lebhaft von einer der lustigen Balgereien träumte, deren er im Sommer mit seinen Spielgefährten so viele erlebt hatte.

Bevor aber die Bärin endgültig einschlief, ereignete sich noch etwas. Von dem Wall der großen Blöcke kam vorsichtig ein großer, aber noch junger Bär zum Bächlein herabgekrochen. Kaum hatte er es aber erreicht, ertönte durch die Dunkelheit das ärgerliche Aufbrummen einer der Bärinnen. Es hörte nicht auf, sondern wurde im Gegenteil lauter und zorniger. Die verärgerte Bärin stand auf, fletschte gefährlich die starken Zähne, und ihre Augen phosphoreszierten mit bösem Schein durch das Dunkel.

Der junge Bär fuhr zusammen und beobachtete mit Verwunderung das merkwürdige Verhalten der Bärin. Als sich aber auch ihre anderen Gefährtinnen, zornig darüber, daß man sie aus dem Schlaf oder Schlummer riß, an ihre Seite stellten und mit verärgertem Brummen ihr Tun guthießen, begann der überraschte Bär zurückzuweichen, erreichte den Fuß des Walls, sprang auf den ersten Block und floh, ohne sich umzusehen.

Die Bärinnen hatten jetzt Ruhe; kein Eindringling störte sie in ihrem Frieden und ihrem Schlaf in dem Winkel hinter dem Steinwall am Bächlein, jenem Platz, der schon seit undenklichen Zeiten ihnen und ihren kleinen Bärchen gehörte.

Während die Höhlenbären in den dunklen, unterirdischen Räumen in einen tiefen Schlaf verfielen, wälzten sich draußen dunkle Wolken über die Berggipfel, und im Brausen des Sturmes schaukelten und bogen sich hilflos die Bäume, die unter seinen Stößen mit tausenderlei Knistern seufzten und stöhnten. Als sich dann der Wind legte, begann es aus den stahlgrauen Wolken zu schneien. Große, schwere Flocken fielen leicht und lautlos zur Erde wie weiße, müde Schmetterlinge. Erst schütter, dann immer dichter, bis sich alles, Licht und Dunkel, Himmel und Erde, in den weißen Vorhängen des fallenden Schnees verlor.

Und der Schnee fiel und fiel . . .

Er fiel in großen Mengen, die an sonnigen Tagen und in mond hellen Nächten mit den diamantenen Lichtern der winzigen Schneekristalle funkelten, hängte sich dick an die Zweige der Bäume, die unter seiner Last brachen, und schüttete mit Schneewehen schrecklichen Ausmaßes die Felsen und Klippen zu und schließlich auch den Eingang zur Höhle.

Über der ganzen Landschaft glitzerte die weiße Schneedecke, unter der sich nur undeutlich die dunklen Umrisse der verschneiten Wälder abhoben, und die Luft erzitterte in beißendem Frost, der bis in den letzten Winkel der verschneiten Wälder und Berge drang. Überall war Stille, Tod und Öde; nur das berstende Geräusch der vom Schnee gebrochenen Zweige drang bisweilen durch das schwermütige Schweigen der Wälder, ertönte kurz und verlor sich dann irgendwo in ihrer Einsamkeit.

Der Winter übernahm die Herrschaft über die Natur, und er herrschte grausam und unbarmherzig.

Den Höhlenbären ging es aber gut. Wenn draußen auch Schneestürme tobten oder

grimmige Fröste krachten, in den unterirdischen Räumen der Höhle herrschte eine immer gleichbleibende Wärme, und die Bären schliefen gleichmäßig angenehm. Sie kümmerten sich weder um den Sturm noch um den Frost, vielmehr träumten sie in ihrem tiefen Schlaf von den Schönheiten des neuen Frühlings, von den Annehmlichkeiten des Sommers und der Freigebigkeit des Herbstes. Sie lagen still und bewegungslos in der Finsternis der Höhle; nur nach langer Zeit, wenn ihnen eine Seite vom langen Liegen eingeschlafen war, drehten sie sich auf die andere um und schliefen ruhig weiter.

Je länger die Bären schliefen, desto mehr näherte sich der Winter seinem Ende. Der Schnee begann zu tauen und wandelte sich in wäßrige Hügel, aus denen das Wasser in unzähligen Bächlein und Silberfäden hervorquoll. Auf den Gewässern barst das Eis zu scharfkantigen Schollen, die der überschwemmte Fluß davontrug und an Stellen, wo er auf Widerstand stieß, zu hohen Eisbergen auftürmte, die in den kalten Nächten zusammenfroren.

Aber der Winter ließ sich seine Herrschaft nicht so leicht aus den Händen winden. Von den Gipfeln der hohen gletscherbedeckten Berge wehte sein kalter Atem über die weite Landschaft und verwandelte sich gegen Abend in einen schneidenden Frost, der die wäßrige Schneefläche zu einer einzigen, bläulich gefärbten Eisdecke erstarren ließ. Mit heftigen Winden jagte er graue Wolken daher und verhüllte mit ihnen den ganzen Himmel und auch die strahlende Sonne.

Und wenn aus den dunklen Wolken Schnee zu fallen begann, hüllten seine dicht fallenden Flocken bald wieder die ganze Landschaft ein.

Die Bäume stöhnten erneut unter der Last des Schnees, die Felsenklippen waren wieder von Schneewehen bedeckt. Kaum hatte sie aber das Schneegestöber aufgehäuft, wehte es sie gleich wieder auseinander, hob hohe Säulen von Schneeflocken in die Luft, die sich drehten und in mächtigen Wirbeln tanzten, bis sie sich schließlich zu weißen Klumpen von Schneestaub zusammensogen. Das Schneegestöber schlug sie ein Stück weiter wieder zu Boden und türmte sie zu neuen Wehen auf.

In der Hölle des entfesselten Schneesturmes ertönte das drohende Tosen des Nordwindes, mit dem der Winter prahlerisch seinen Augenblickssieg weit und breit in die Landschaft schrie.

Es war nur ein kurzer Sieg. Neue von Süden kommende Winde fegten die Wolken auseinander, zerrissen und verjagten sie nach allen Seiten, und am Himmelsgewölbe erstrahlte wieder die Sonne. Mit ihren goldenen Strahlen liebte sie die verschneite Natur, läutete um die nackten Felsen und tönte in den vermmumten Wäldern wider.

Und dann wärmte sie nur noch . . .

Der besiegte Winter zog sich in die tiefen, schattigen Felsen und Klippen zurück, in die schmalen Pässe und Talsenken, krümmte sich hier in zerlaufenen Haufen

wäßrigen Schnees, die immer kleiner und kleiner wurden, und weinte Tausende von Bächlein tauenden Schnees über sein Verderben und seinen Untergang.

Gerade zu dieser Zeit, als der Winter dem Frühling zu weichen begann, wachte die Bärin aus ihrem langen Schläfe auf. Unruhig drehte sie sich herum, schnaufte laut, und als sie nach einer Weile die Augen öffnete, schloß sie sie gleich wieder, denn der Schlaf machte ihr noch immer die Lider schwer. Aber je mehr ihr Bewußtsein erwachte, um so ungeduldiger und kräftiger weckte es die schlafende Bärin aus ihrem Schlummer.

Es dauerte aber noch eine ganze Weile, bevor die Bärin ihren Träumen entfloh, den Kopf hob und mit weit geöffneten Augen in das Dunkel der Höhle blickte. Sie fühlte sich wohl, wollte aber nicht aufstehen; sie dehnte sich nur träge und wälzte sich herum, und als sie nach einer Weile nochmals den Kopf auf die vorderen Tatzen legte und herzlich gähnte, fiel ihr ein, daß sie eigentlich die Augen zu machen, sich zusammenrollen und noch ein bißchen schlafen könnte.

Sie entschloß sich aber anders, als sie plötzlich hörte, wie eine von ihren Gefährtinnen irgendwo in der Finsternis gierig Wasser schlürfte. Schnell stellte sie sich auf die Beine, dehnte sich und ging dann langsam und vorsichtig ebenfalls zu dem kleinen Bächlein. Sie erreichte es mit wenigen Schritten, neigte den Kopf und trank in langen Zügen das kühle, belebende Naß.

Schon lange hatte sie den Durst vertrieben, aber immer noch hielt sie den geöffneten Rachen unter Wasser und ließ ihn von dem kühlen Strom umfließen, der die Schleimhäute wusch und reinigte und allen unangenehmen Geschmack hinwegspülte. Das kühle und klare Wasser erfrischte die Bärin. Sie fühlte sich zufrieden, als sie sich erneut in ihre trockene Ecke unter dem Felsvorsprung niederlegte. Sie schlief aber nicht wieder ein. Unruhig wälzte sie sich von einer Seite auf die andere, schnaufte und atmete tief aus, aber die Augen wollten nicht mehr geschlossen bleiben. Beim besten Willen nicht! Und das dauerte mehrere Tage. Die Bärin spürte, daß dies kein Zufall war, daß irgend etwas geschah, etwas schrecklich Merkwürdiges, aber Schönes und Liebes, etwas, was schon seit einigen Tagen ihr ganzes Wesen leicht erbeben ließ. Und so wartete sie geduldig, bis die bestimmte Zeit herankam, da sie nicht mehr allein sein sollte auf dieser Welt.

Es vergingen noch einige Tage, und dann geschah jenes geheimnisvolle Wunder. Durch das Dunkel der Höhle tönte ein leises Knautschen, mit dem zwei kleine Bärchen ihre Ankunft verkündeten. Sie waren blind und völlig hilflos. Und wie klein sie waren! Auf einer offenen Hand hätten beide Platz gehabt. Sie waren um nichts größer als die Neugeborenen unserer Braunbären, während sie im späteren Alter deren Größe und Umfang mindestens um ein Drittel übertrafen.

Die große Bärin leckte mit ihrer langen Zunge die beiden Bärchen zärtlich und befreite dadurch ihre schwachen Körperchen von allen Verunreinigungen. Und als dann die Kleinen mit klagendem Quieken zu jammern begannen, leise, aber

vernehmbar, da legte sich die Bärin, als könne sie ihre Sehnsucht verstehen, auf die Seite und blieb still liegen. Und bald spürte sie, wie jedes der Bärchen sein kleines Mäulchen an eine Milchwarze legte und den süßen mütterlichen Nektar zu saugen begann.

Mehrere Tage lang ließ die Bärin ihre Jungen fast nie allein. Nur für Augenblicke lief sie zum Wasser und trank schnell. So wurde der durch das Säugen entstandene Flüssigkeitsverlust ihres Körpers wieder aufgeholt. Dabei entfernte sie sich aber nur wenige Schritte und war gleich wieder zurück.

Inzwischen wandelte sich draußen auf den Bergen und in den Tälern alles so, daß man es nicht wiedererkannte. Ein warmer Südwind und die strahlende Sonne verscheuchten die letzten Reste des schütterten Schnees auch aus den schattigsten und kühlestn Winkeln der Felsen, tauten die vereisten Hauben der hohen Berge und vertrieben die grimmigen Fröste weit nach dem Norden. Das ganze Tal bedeckte sich mit dem frischen und lebendigen Grün der Gräser, geschmückt mit den goldenen Flecken blühender Sumpfdotterblumen und Himmelschlüssel, mit dem weißen Schneegestöber der Schneeglöckchen und Levkojen, mit den blauen Teppichen der Leberblümchen und ganzen Wiesen von rosa und violett blühendem Krokus. Weiden- und Haselnußsträucher schmückten sich mit Kätzchen, und die Wälder rauschten ein jauchzendes, freudiges Lied, womit sie die Ankunft des Frühlings und das Ende des Winters feierten und das Erwachen des Lebens nach dem Leid und den Mühsalen der verschneiten Tage und frostklirrenden Nächte begrüßten.

In dieser Zeit verließ die Bärin ihre Bärchen zum ersten Male und eilte durch die Dunkelheit der Höhle nach draußen, in das Licht und die Wärme des Frühlingstages. Bevor sie die Höhle verließ, blieb sie stehen und witterte. Dann setzte sie sich schnell wieder in Trab und wandte sich zu einem nahen Weidengebüsch. Sie stürzte sich mit solchem Schwung hinein, daß die Zweige unter ihrer Last brachen und mit vielfachem Krachen ihre Vernichtung beklagten.

Ohne langes Überlegen und Wählen machte sich die Bärin über den ersten Zweig her und begann, ihn in sich hineinzustopfen. Die Sorge um die Bärchen erlaubte es ihr nicht, sich nur die süßen und mürben Weidenkätzchen auszusuchen; da hätte das Äsen nach der langen winterlichen Fastenzeit zu lange gedauert. Darum stopfte sie hastig ganze Zweige in sich hinein, und kaum hatte sie den ersten Hunger vertrieben, lief sie halbsatt wieder zurück zur Höhle und dann durch deren Finsternis zum Bächlein hinter dem Steinwall, wo unter dem Felsvorsprung die kleinen Bärchen auf sie warteten.

Sie achtete nicht auf den schlechten und mühsamen Weg, achtete nicht auf die Dunkelheit, beachtete nicht einmal die nötige Vorsicht, sondern jagte ohne Unterbrechung vorwärts, um möglichst bald wieder zurück zu sein. Und als sie schließlich über den Steinwall kroch und ganz außer Atem vor dem felsigen Vor-



sprung stand, schlüpfte sie schnell darunter und koste dort mit ihren Kindern, die ihr um die Beine strichen, sich eng an sie schmiegen und mit freudigem Knautschen zu erkennen gaben, wie glücklich sie darüber waren, daß sie ihre geliebte Mama wieder bei sich hatten.

Und wieder verging eine gewisse Zeit. Die Bärin lief noch mehrfach eilig aus der Höhle fort, um sich ein wenig zu sättigen. Sie kehrte aber immer bald zurück, denn ihre instinktive mütterliche Fürsorge war stärker als der Hunger. Sie machte diesen Weg auch nicht als einzige, sondern begegnete fast immer einer ihrer Gefährtinnen, die hinter dem Steinwall die gleichen Freuden und Sorgen erwarteten.

Der Platz hinter dem Steinwall war schon seit langen Zeiten nur den Bärinnen vorbehalten, und diese vermochten ihn bisher vor jedem Eindringling zu schützen. Die alten Bären wußten aus Erfahrung sehr genau, daß ihnen der Zutritt zu diesem Ort verboten war, wichen ihm lieber aus und ließen die Bärinnen in Ruhe. Andererseits kehrten junge Bären, die dort geboren waren und mit ihren Müttern noch einen zweiten Winter verbracht hatten, dahin zurück und waren unangenehm überrascht, wenn ihnen die Bärinnen nicht erlaubten, sich hier zum Winterschlaf niederzulegen. Wenn ein warnendes Brummen nicht genügte, gingen sie mit aufgerissenem Rachen gegen die Störenfriede vor, die den Ernst der Situation erkannten und die Flucht dem Kampfe vorzogen. Und dann irrte der Eindringling, ein unerfahrener junger Bär, lange durch die Finsternis des Höhlenlabyrinthes, bis er einen Winkel fand, wo er den Winter zu verschlafen beschloß. Er war verärgert und konnte lange nicht jenen tiefen Schlaf finden, denn auch im Traum zeigten sich ihm noch die aufgerissenen Rachen der wütenden Bärinnen. Aber durch Schaden wird man klug. Darum wich er im nächsten Winter diesem Platz im großen Bogen aus, rollte sich in einem abgelegenen Gang unter einer überhängenden Wand zusammen und fiel bald in einen tiefen Schlaf. Und was im vergangenen Jahre ihm passierte, geschah dieses Jahr dem einen oder anderen seiner Artgenossen, denn die Bärinnen wachten sorgsam über ihr Reich. Es war ja auch für sie, die Bärenmütter, der beste und vorteilhafteste Platz der ganzen Höhle. Der mächtige Steinwall gewährte Sicherheit, und der Quell sauberen Wassers war zum

Greifen nah, so daß es in der ersten Zeit nicht nötig war, von den neugeborenen Jungen wegzulaufen, um den Durst zu stillen. An dieser Stelle und bei diesen Sorgen wären die Bären den Bärinnen nur eine Last und ihren kleinen Nachkommen vielleicht auch eine Gefahr gewesen, denn es war nicht sicher, daß sie diese nicht in der Zeit, wenn die sorgenden Mütter hinwegeilten, um den brennenden Durst oder den lästigen Hunger zu stillen, vor lauter Liebe aufgefressen hätten. Dahin konnte es aber gar nicht kommen, weil die Bärinnen diesen Platz gegen jeden Eindringling verteidigten.

Die Bärin kehrte von ihrem letzten Ausflug zurück, der ihr dazu gedient hatte, sich in der Nähe der Höhle in aller Hast mit dünnen Zweigen und saftigen jungen Blättern vollzustopfen. Es schien an der Zeit zu sein, ihre hoffnungsvollen Sprößlinge aus der unterirdischen Finsternis in das Licht und die Wärme der Sonne zu führen, denn aus den kleinen, hilflosen Bärchen waren inzwischen lustige und lebhaft junge Bären geworden, denen nichts als die Sonne fehlte.

Und draußen war es schon so schön, und ringsum gab es lauter gute Sachen . . .

Am nächsten Morgen schickte sich die Bärin an, ihre Jungen auszuführen. Nachdem sie noch ein wenig geschlafen hatten, rüstete die Bärenmama zum Aufbruch. Sie trat an das Bächlein heran, trank sich satt und wendete sich dann dem Steinwall zu. Als sie sich davon überzeugt hatte, daß ihr die Bärchen nicht folgten, kehrte sie wieder um; sie fand sie zusammengerollt unter dem Felsvorsprung. Mit leisem und liebevollem Brummen lockte sie sie zu sich und begann, sie mit ihrem großen Kopf vorsichtig vorwärtszuschubsen. Den Bären kam das Benehmen ihrer Mama zuerst merkwürdig und unbegreiflich vor, aber dann schienen sie sich darüber zu freuen, als hätten sie gemerkt, daß sie die Mama auf ihrer Wanderung begleiten sollten.

Mit kurzen Schritttchen zuckelten sie neben ihr her und schmiegten sich dabei immer an ihre mächtigen Beine. Die großen Blöcke des Steinwalls waren schon das erste Hindernis auf ihrem Wege. Die Bärin ging lange um den ganzen Wall herum, als suchte sie eine Stelle, wo sie die kleinen Bärchen am leichtesten und bequemsten darüber hinwegführen könnte. Aber überall ragten aus dem Boden der Höhle riesige Blöcke, auf die die Bärchen auch mit größter Anstrengung nicht hinaufklettern konnten. Darum nahm die Bärin wie in einem raschen Entschluß mit ihren starken Zähnen eines nach dem anderen an seinem dichten Fell und trug es auf den ersten Felsblock des Walls. Dann sprang sie selbst auf den Brocken hinauf. Als sie sah, daß weiter oben kleinere Blöcke lagen, suchte sie darunter die gangbarsten Wege aus. Wenn sie einen gefunden hatte, schubste sie die Bärchen darauf zu, half ihnen, mit Kopf und Tatzen aufwärtszuklettern, und erst dann, wenn sie einen kleinen Absatz erreicht hatten, von dem sie nicht herunterstürzen konnten, stieg sie ihnen selbst nach. Und so half sie ihnen ohne Unterlaß, erfüllt von Unrast, bis sie den ganzen Steinwall überwunden hatten.

Als sie alle glücklich und ohne Zwischenfall auf der anderen Seite des Walles standen, setzten sie nach einer Weile ihren Weg fort, der sie auf einem schmalen Lehmpfad an der Höhlenwand entlangführte. Die kleinen Bärchen gerieten ihrer Mama immer wieder zwischen die Beine und behinderten ihren langsamen und vorsichtigen Schritt, aber die Bärin ließ sich dadurch nicht stören und schien sich zu freuen, daß sie ihre beiden Kleinen immer so nahe bei sich hatte und daß sie nicht fürchten mußte, eines davon in der Finsternis zu verlieren; sie hätte es dann suchen müssen.

Wenn auch die Bärin mit den Bärchen langsam und sehr vorsichtig vorwärtskam, so brachten sie den Weg auf dem Lehmpfad doch rasch hinter sich. Bevor sie sich dessen versahen, standen sie vor dem steinigen Hang, dem letzten Abschnitt ihres Weges zur Sonne. Die Bärin kannte die Tücke dieses Steilhanges nur zu gut, aus dem beim Überqueren Lawinen kleiner Steine abwärtsstürzten, die auch die schweren Bärenleiber mitreißen konnten. Darum ließ sie die Bärchen unterhalb des Hanges an der Höhlenwand stehen und lief allein an seinem Fuße entlang, um den leichtesten Übergang zu suchen. Schon hatte sie ihn fast in seiner ganzen Breite überschritten, aber immer noch keine passende Stelle zum Überqueren entdeckt. Erst an seinem Ende, an der gegenüberliegenden Höhlenwand, schien die Bärin gefunden zu haben, was sie suchte. Die Kalksteine waren hier stark von feuchter Höhlenerde durchsetzt, die sie verkittete und befestigte, und der Hang war hier weniger steil.

Die Bärin schien diesen ihr noch unbekanntem Weg erst selbst ausprobieren zu wollen. Langsam und vorsichtig erstieg sie den leicht geneigten Hang, und bevor sie sich dessen versah, stand sie ohne Zwischenfall auf seinem Gipfel. Eine Weile blieb sie stehen, dann begann sie langsam auf der anderen Seite des Hanges wieder abzusteigen.

Die Bärchen warteten inzwischen still auf ihre Mama. Sie waren froh darüber, denn die lange Wanderung über steinige Abhänge und schmale Lehmpfade hatte sie schon stark ermüdet. Und schließlich waren sie so lange Märsche nicht gewöhnt. Hinter dem Steinwall, wo sie geboren waren, konnten sie nur um das Lager der Bärin laufen. Nur manchmal schien es, als ob sie ihrer zottigen Mama einmal zeigen wollten, wie gut sie schon rennen konnten, wie wenig sie sich fürchteten und was sie überhaupt schon für tüchtige Kerle waren; dann liefen sie zum nahen Bach. Aber wenn sie sich da erst ihre kleinen Pfoten naßgemacht hatten, kehrten sie schnell um und liefen zur Mama zurück, die sie mit zufriedener Geburme empfing. Und dann neckten und balgten sie sich in der Nähe ihrer Mutter, krochen ihr auf den Rücken und rutschten mit lustigem Pfeifen an ihren Seiten oder ihren mächtigen Pranken wie auf einer Rutschbahn abwärts zur Erde, stritten miteinander und spielten wieder friedlich, bis sie sich schließlich erschöpft an die liegende Bärin kuschelten und fest einschliefen.

Auch heute nach dem langen Marsch waren die kleinen Bären schon so müde, daß sie sehr gern wenigstens ein klein bißchen geschlummert hätten. Aber die Angst war stärker als der Schlaf. Sie waren hier allein in einem unbekanntem Winkel der Höhle. Darum drängten sie sich aneinander und drückten sich an die Höhlenwand, legten die kleinen Köpfe auf die angezogenen Vorderpfoten und warteten, bis Mama zurückkam.

Plötzlich dröhnte durch die Stille und Finsternis der Höhle das Geräusch eines fallenden Steines und gleich danach ein leises Getrappel. Die Bärchen sprangen schnell auf die Beine und lauschten angespannt. Das Getrappel kam unaufhörlich näher und wurde immer deutlicher. Dann hörte es plötzlich auf, und die erschrockenen Bärchen sahen knapp vor sich die undeutlichen Umrisse eines großen Tieres, dessen Augen mit grünlichem Licht in die Dunkelheit leuchteten.

Die Bärchen sahen starr in die grün leuchtenden Augen der Höhlenhyäne, und ihre kleinen Herzen schlugen vor Angst und Schrecken wilden Alarm. Sie schmiegt sich eng aneinander und warteten wie gelähmt, was jetzt geschehen würde, da sie richtig fühlten, daß das Tier, das so plötzlich vor ihnen stand, nichts Gutes im Schilde führte, denn es blickte sie ganz anders an als ihre Mama; aus seinen Augen leuchtete ihnen nicht Liebe und Freude entgegen, sondern die Fratze von Gier und Grausamkeit. Der armen Bärchen bemächtigten sich Angst und Furcht so stark und drückend, daß in diesem Augenblick in ihren Sinnen noch nicht einmal der eine rettende Gedanke aufblitzte: die Mama zu Hilfe zu rufen!

Aber die Höhlenhyäne verharrete noch immer regungslos und wagte es nicht, die kleinen Bären anzugreifen. Ihre jungen und zarten Körperchen kämen ihr ja gerade recht, denn nach dem Winterschlaf in irgendeiner Ecke der Höhle war sie ordentlich ausgehungert, aber die Erfahrung riet ihr zur Vorsicht. Das war doch wirklich verwunderlich, daß sich so kleine Bärchen allein herumtrieben und daß sie nicht mehr unter der Obhut und Pflege einer Bärin standen, mit der während der Zeit dieser mütterlichen Pflichten nicht zu spaßen war. Darum witterte die Hyäne ununterbrochen und forschte mit gierigen Augen nach der alten Bärin. Aber so sehr sie sich auch anstrengte, sie vermochte nichts zu wittern und nichts zu erspähen.

Und doch hielt sie etwas vom Angriff auf die Bärchen zurück. Vielleicht war es die Erfahrung, die sie mahnte, die kleinen Bären in Ruhe zu lassen, weil sie vielleicht hier nur auf ihre Mama warteten, die nur ein Stück fortgelaufen war und jeden Augenblick zurückkommen konnte.

Hunger und Gier siegten aber nach einer Weile über diese kluge Erfahrung.

Die Hyäne schlich mit lautlosen Schritten auf die überrumpelten Bärchen zu, deren erschrockene Äuglein immer deutlicher den rohen und wilden Ausdruck des häßlichen Hyänenkopfes erkannten und den gierig geöffneten Rachen, der von gelblichen, starken Zähnen startete. Und in diesem Augenblick stieß eines der

Bärchen vor Furcht und Schrecken einen geängstigten Schrei aus, der weit durch das Dunkel der unterirdischen Räume tönte.

Er war noch nicht verklungen, da ertönte hinter dem Steinwall ein wütendes Aufbrüllen, das donnergleich die Erde erzittern ließ. Und dann war das Geräusch fallender Steine zu hören, die in großen Mengen den Abhang hinunterstürzten, über den mit langen Sprüngen die Bärin wie eine wütende Furie ihren Jungen zu Hilfe kam. Sie achtete nicht darauf, daß sie sich dabei die krallenbesetzten Zehen schürfte und riß, das war jetzt alles unbedeutend und unwichtig gegen die Tatsache, daß ihren Jungen Unheil drohte.

Im Augenblick war sie am Kamm des Steinwalls, querte ihn mit zwei Sprüngen und stürzte auf der anderen Seite des Hanges zu den Bärchen hinab. Auf der lockeren Steinalde glitten ihre Beine aus, und ihr schwerer Körper fuhr mit der Lawine fallender Steine bergab. Als die Bärin auf dem lehmigen Steig stand, genügte einige Sprünge, um die Jungen zu erreichen.

Die Bärchen knautschten freudig, als sie ihre gute Mama wieder bei sich hatten. Sie schmeichelten sich an sie, strichen ihr um die mächtigen Tatzen und zottelten mit kleinen Schrittchen hinter ihr her, als sich die aufgebrachte Bärin an die Verfolgung der feigen Hyäne machte, die sofort die Flucht ergriffen hatte, nachdem sie das zornige Aufbrüllen der Bärin hörte.

Die Bärin ließ bald von der vergeblichen Verfolgung ab und kehrte mit den Bärchen zu dem steinigen Abhang zurück, den sie mit ihnen dann auf jenem Wege querte, den sie vor einer Weile für sie ausgesucht hatte.

Und dann liefen sie wieder weiter, der Sonne entgegen.

Auf einmal tauchte irgendwo weit vor ihnen aus dem Dunkel ein kleines, helles Sternchen auf, flog mit seinem Widerschein in die Äuglein der kleinen Bären, zitterte darin und führte sie dann ohne Unterbrechung durch Feuchtigkeit und Dunkelheit der Unterwelt in die neue Welt, die Welt der Strahlen und des Lichtes . . .

Bevor sie aus der Höhle traten, blieb die Bärin stehen, und neben ihr standen folgsam die kleinen Bärchen. Die Bärin regte sich nicht und beobachtete sorgfältig das Plateau vor der Höhle. Als aber nicht ein einziger verdächtiger Schatten darüber hinflieg, ging sie vorsichtig weiter, und ihr nach zottelten ungeduldig ihre kleinen Nachkommen. Die Bärin witterte sorgsam, beschnupperte jede Spur und erst, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß alles in Ordnung war und ihren Kindern nirgendwo ein Unheil drohte, erlaubte sie den Bärchen mit einem leisen Brummen, die Höhle zu verlassen.

Die gehorchten ihr gern. Lustig liefen sie durch den Höhleneingang, und als sie auf der kleinen Ebene vor der Höhle standen, erstarrten sie vor Staunen über die Schönheit, die sie hier allseitig umgab. Mit großen Kulleraugen guckten sie nach den hohen Bergen, dem langen Tal mit dem tosenden Fluß, guckten nach den

hoch aufragenden Bäumen, dem dichten Buschwerk und dem grünen Rasenteppich mit dem bunten Mosaik der blühenden Pflanzen. Sie wußten gar nicht, wohin sie zuerst schauen sollten, woran sie zuerst riechen sollten, denn überall rundum gab es so viele interessante und lockende Dinge, und alle waren für sie neu und schön. Und über all dieser Pracht strahlte die Sonne und klang leise das Rauschen der alten Wälder.

Die Bärin blickte unverwandt auf ihre Bärchen, die überrascht und verwundert waren über die neuentdeckte Welt. Sie schien sich ihrer Überraschung zu freuen, und vielleicht schoß ihr in diesem Augenblick eine Erinnerung an die Zeit ihrer Jugend durch den Kopf, als sie selbst verwundert mit den Augen kullerte, als ihre Mama sie das erstmal aus der Feuchtigkeit und Finsternis der Unterwelt in eine Welt voller Sonnenglanz und Wärme hinausführte.

Als sich die Bärchen von der ersten Überraschung erholt hatten, war die Bärin schon auf dem Weg ins Tal. Sie begann langsam den Berg hinabzusteigen, und die Bärchen zuckelten ihr mit kleinen Schrittschritten nach.

Zunächst ging alles gut. Der Abhang war nicht zu steil, und überall gab es genügend niedriges Gebüsch und feste Grasbüschel, an denen man sich immer gut und sicher fangen konnte, wenn eine der Pfoten ausrutschte.

Es wurde bedeutend schlimmer, als sie eine Stelle erreichten, wo der Abhang von nackten, wild zerklüfteten Felsen gebildet wurde, zwischen denen sich in einem tiefen Einschnitt der schmale, steile Steig hindurchwand. Es war der einzig mögliche Übergang durch die Kalksteinfelsen.

Die Bärin wurde von großer Unruhe befallen, als sie sah, wie steil der Weg abfiel. Um sich selbst hatte sie keine Angst, denn sie war ihn schon unzählige Male gegangen, aber sie befürchtete, daß die Bärchen auf dem schlechten Wege zu Fall kommen könnten. Die Bärchen gingen jedoch in Unkenntnis der Gefahr dieses Wegstückes tapfer abwärts. Aber schon nach wenigen Schritten erkannten sie, daß sie ein beschwerlicher Weg erwartete. Auf den glatten Flächen des Felsenpfades glitten ihnen die Pfötchen aus, rutschten weit nach allen Seiten weg, als wären sie unzufrieden mit dem Platz, auf dem sie standen, und würden den Bärchen plötzlich den Gehorsam verweigern. Es war noch gut, daß die glatten Flächen des felsigen Pfades von zahlreichen Rissen und Sprüngen durchzogen waren, in deren Fugen sich die kleinen Bären fangen und so vor dem Sturz bewahren konnten. Wo es aber solch rettende Fugen nicht gab, rutschte immer wieder einer von ihnen aus und stieß so heftig gegen den anderen, daß der ins Wanken geriet; bevor beide wieder fest auf den Beinchen standen, verwickelten sie sich zu einem Knäuel, stießen gegeneinander und brummten sich ärgerlich an.

So hatten sie mit zankendem Gebrumme und kleinen Mißgeschicken schon mehr als die Hälfte des schlechten Weges zwischen den zerklüfteten Felsen hinter sich gebracht. Es war nur noch ein kleines Stückchen bis zu dem hohen Fichtenwald,



von wo es über Moos und Nadeln viel leichter bis hinab in das Tal ging, dem sie zustrebten.

Die Bärin war froh darüber, daß sie schon ein Stück des Weges über den heimtückischen Steg ohne Zwischenfall zurückgelegt hatten, aber Angst und Sorge verließen sie noch nicht. Und es zeigte sich, daß diese wohlbegründet waren.

Nach wenigen Schritten kamen sie an eine Stelle, wo durch eine der Spalten das Grundwasser an die Oberfläche gedrückt wurde und den felsigen Weg mit Feuchtigkeit überzog. Sobald die Bärchen auf die feuchten Steine traten, rutschten ihnen die Beinchen weg, und da sie sich nirgends halten konnten, rollten sie wie zwei zottige Kugeln über den steilen Weg dem Fichtenwald zu.

Bevor sie sich von diesem Schreck erholt hatten, waren sie schon lange im Wald angekommen, wo sie gegen die mächtigen Stämme alter Bäume stießen, und bevor sie noch mit erschrockenem Lamentieren ihre gute Mama rufen konnten, war diese schon bei ihnen, denn sie war ihnen mit langen Sprüngen nachgeeilt, um sie zu überholen und vor dem Fall zu erwischen. Die Bärchen guckten ihre Mama verblüfft an, und als sie sahen, daß diese sie von allen Seiten sorgfältig untersuchte, beschnupperte und beleckte, stimmten sie schnell ein großes Geschrei an, das sie im ersten Moment der Überraschung und des Erschreckens völlig vergessen hatten.

Als sich aber die Bärin davon überzeugt hatte, daß ihnen nichts Schlimmes passiert war, brummte sie zufrieden und gab nichts auf ihr klagendes Gejammer, denn sie wußte gut, daß bei solchen Gelegenheiten an ein paar blauen Flecken bei ihren unruhigen und lustigen Kindern kein Mangel sein würde.

Die Bärchen sahen, daß ihre Mama nunmehr ihren Weg fortsetzte, hörten auf zu jammern und zu klagen und zottelten wieder hinter ihr drein.

Bald standen sie auf einer blühenden Wiese unten im Tal. Die Bärin wandte sich zum Fluß, suchte am Ufer eine niedrige und flache Stelle und begann durstig zu

trinken. Auch die Bärchen machten sich mit dem kühlen Wasser die kleinen Mäulchen naß, denn sie mußten doch probieren, was ihre Mama da Gutes trank.

Nachdem die Bärin ihren Durst gelöscht hatte, ging sie mit den Bärchen zu einem Buchengehölz, wo sich alle an den weichen und saftigen Blättchen gütlich taten. Sie aßen so viel, daß alle schlafen wollten. Und weil sich die Sonne schon dem Westen zuneigte, ging die Bärin mit ihren Kindern in den Wald und ließ sich in einem stillen Winkel nieder. Die Bärchen drängten sich an sie, vergruben ihre kleinen Nasen in ihren zottigen Pelz und schlossen die Äuglein. Und bevor noch hoch über ihnen die ersten Sterne erglüheten und irgendwo weit hinter den Berggipfeln aus den jenseitigen Tiefen des Alls wie eine große silberne Blüte der Mond aufging, waren die Bärchen schon lange eingeschlummert . . .

Und sie schliefen fest und lange . . .

Gegen Morgen, als der Mond verblaßte und die Sterne sich im weißen Glanze der aufgehenden Sonne verloren, erwachten alle. Die Bärchen gähnten und dehnten sich, aber dann sprangen sie schnell auf die Beinchen, denn die leeren Bäuchlein meldeten sich. Und dann gingen sie mit Mama zum Frühstück.

Sie hatten es nicht weit. Überall ringsum gab es gute Sachen in Hülle und Fülle, die ganze Landschaft war eine einzige reiche Festtafel. Da und dort pflückten sie ein saftiges Pflänzchen ab, dann wieder verschluckten sie eine fette Schnecke, die ihnen unvorsichtig in den Weg kam, auch gingen sie an keinem Strauch vorbei, ohne seine grünen jungen Blättchen zu versuchen. Und welche Leckereien und Schleckereien sie erst fanden, wenn die Mama wieder einen flachen Stein oder den vermodernden Stamm eines entwurzelten Baumes wegwälzte! Schon wenn sie ihn ein wenig anhob, steckten die Bärchen ungeduldig ihre kleinen Köpfe darunter, um nur ja recht bald all die fetten Würmer, Larven und großen Käfer verzehren zu können.

Sie stießen, schubsten und balgten sich, denn jeder wollte der erste sein. Und keiner dachte daran, daß ein flacher Felsbrocken oder ein runder Stamm auf sie fallen könnte, sie zu Boden reißen und ihre zarten Körperchen verletzen könnte, wenn die Tatze der Mutter erlahmte und den angehobenen Gegenstand nicht mehr halten könnte.

Als sie so gemächlich durch den Wald gingen, sahen die Bären plötzlich ein Stückchen vor sich irgend einen großen, merkwürdigen Hügel. Die Neugier plagte sie, und so liefen sie schnell darauf zu. Als sie davorstanden, glänzte in ihren Augen eine freudige Überraschung, denn überall krochen viele große, schwarze Ameisen umher, und der Hügel war ganz schwarz davon. Sie waren groß und wohlgenährt, ganz andere Kerle als jene kleinwinzigen und mageren Ameisen, die sie sonst unter Steinen und Wurzelwerk fanden. Ohne langes Überlegen stürzten sie sich darauf und leckten sie mit ihren rosigen Zünglein auf. Bald jedoch erkannten sie, daß sie in ihren Mäulchen mehr Nadeln als Ameisen hatten. Und das gefiel ihnen

nicht, denn die trockenen Nadeln schmeckten nicht nur schlecht, sondern pikten auch noch unangenehm.

Erst sah die Bärin den Bärchen – diesen kleinen, unerfahrenen Dummchen – eine ganze Weile zu; dann aber schien sie sich plötzlich entschlossen zu haben, ihnen zu zeigen, wie man an diese Sache herangehen müsse, um die Waldameisen möglichst gut zu genießen. Sie kam selbst an den Ameisenhaufen heran, setzte sich auf das Hinterteil, riß mit der vorderen Tatze die Kuppe des Hügels weg und legte dann die Tatze eine Weile hinein, so daß augenblicklich unzählige aufgebrachte Ameisen darauf losstürzten. Darauf hatte die Bärin nur gewartet; als sie glaubte, daß die Tatze von genügend Ameisen bedeckt sei, zog sie sie an den Rachen, leckte die Ameisen mit der langen Zunge ab und zerdrückte sie zwischen ihren mächtigen Zähnen; keine einzige Fichtennadel stach sie mehr, und der Geschmack der angenehm säuerlichen und guten Nahrung wurde nicht beeinträchtigt.

Diese einmalige Unterweisung genügte den gelehrigen Bärchen vollkommen. Gleich setzten sie sich neben die Mama, schlugen mit den Pfoten in den Ameisenhaufen, und wenn sich aus seinen Tiefen ein neues Heer von Ameisen ergoß, legten sie ihre Pfoten auf den zerstörten Hügel und leckten sie dann abwechselnd ab.

Sie wurden von ihrer Mahlzeit so beansprucht, daß einer nicht mehr auf den anderen achtete. Als aber die Ameisen abnahmen, begannen sie, sich zu schubsen und zu zanken, und da geschah es, daß eines der Bärchen dem anderen die Ameisen von der Pfote leckte; bevor es sich dessen versah, bekam es eine Ohrfeige, daß ihm das Schädelchen brumnte. Das konnte sich wieder der Betroffene nicht bieten lassen und schlug seine Zähne in das Ohr des Gegners. Und das war das Zeichen zum Kampf. Sie stellten sich auf die Hinterbeinchen, umarmten sich fest und



versuchten, sich gegenseitig zu Boden zu werfen. Mit den schwachen Zähnen ver-
bissen sie sich in die zottigen Fellchen, fletschten sich gegenseitig schrecklich die
Zähne, und als sie in der schönsten Balgerei beide zu Boden fielen, bildeten sie
eine große, zottige Kugel, die bald hierhin, bald dorthin schwankte und rollte.
Und das gefiel ihnen so gut, daß sie die Rauferei sein ließen und so lange hin- und
herkullerten, bis sie an einem kleinen, aber steilen Hang in eine Vertiefung hinab-
rollten, auf deren Boden sie so hart aufschlugen, daß sie plötzlich auseinander-
flogen.

Sie guckten sich vergnügt an, rissen die kleinen Mäulchen auf, als würden sie von
einem Ohr bis zum anderen lachen, und dann kletterten sie schnell aus der Grube,
an deren Rand schon die Bärin stand, um nachzusehen, wohin ihre kleinen Teufel-
chen denn so plötzlich verschwunden waren.

Dann gingen alle zum Fluß, denn nach der Ameisenmahlzeit quälte sie jetzt ein
brennender Durst. Als sie sich nach Herzenslust satt getrunken hatten und ein
wenig im Wasser umhergewatet waren, streiften sie wieder kreuz und quer durch
die Gegend . . .

Bevor sie sich dessen versahen, kam der Sommer und mit ihm eine Vielfalt neuer
guter Sachen, von denen Erdbeeren und Himbeeren am besten schmeckten. Den
Bärchen ging es gut, sie wurden größer und kräftiger und der Bärin immer ähn-
licher. Sie waren stark und stattlich, strotzten vor Gesundheit und waren immer zu
lustigen Streichen aufgelegt. Die Bärin hütete sie wie ihren Augapfel, und wehe
dem Tier, das, vielleicht nur aus Neugierde, ihren Weg zu kreuzen wagte. Da wurde
die Bärin auf einmal zur wütenden Furie, die ohne Überlegung mit wildem Ge-
brüll angriff, ob das nun eine feige Höhlenhyäne war, ein großes Wildschwein oder
schließlich ein mächtiger Stier der Familie der Urauerochsen.

In diesem Sommer ereilte die Bärenfamilie ein großes Unglück. Eines Tages hatten
sie alle wieder so stark vollgestopft, daß sie das Klügste taten, was sie tun konnten:
Sie gingen schlafen. Die Bärin führte sie an den Abhang eines Berges, wo sie sich
im Schatten einer mächtigen Buche niederlegten. Das war ein Platz, der zu einem
Ruhestündchen nach einem guten Mahle wie geschaffen war. Ein kleines, mit
dichtem Gras bewachsenes Plateau breitete sich vor einem niedrigen Felsen aus,
der von einer starken Schicht rötlicher Erde mit dichten Grasbüscheln und nied-
rigen Büschen zwischen großen Steinen bedeckt war. Die Krone der Buche hielt
die brennenden Strahlen der Mittagssonne ab, so daß die Bärchen und die Bärin
in angenehmer Kühle gut schlafen konnten.

Sie schliefen eine Stunde oder zwei, als einer der kleinen Bären sich zu dehnen und
zu gähnen begann, sich von einer Seite auf die andere wälzte, aber nicht wieder
einschlafen konnte, wie er sich auch drehen mochte. Vergebens schloß er die Äug-
lein, vergebens drückte er das Schädelchen zwischen die Vorderpfoten, der
Schlummer kam und kam nicht. Darum drehte er sich nach einer Weile auf den

Rücken und begann, mit dem kleinen Strauch zu spielen. Er bog seine Zweiglein, knabberte sie an und brummte ärgerlich, wenn ihm ein Zweig aus dem Mäulchen entglitt. Als ihn der Strauch langweilte, begann er, sein schlafendes Bruderchen zu necken. Er stieß es mit dem Näschen, zog es an dem zottigen Fellchen, beklopfte es mit seiner kleinen Tatze, aber das war alles umsonst. Das Bruderchen schlief und schnarchte zufrieden.

Dem Bärchen begann es langweilig zu werden. Es ging um das schlafende Bruderchen und die schlafende Mama herum und suchte etwas, womit es sich unterhalten konnte, fand aber nicht das Richtige. Bis es sich dann entschloß, auf den Felsen zu klettern und unter den Steinen nachzusehen, ob es da nicht etwa Ameisen gäbe, auf die es plötzlich mächtigen Appetit bekam. Von dem Plateau lief es nach dem Bergabhang und kam im Bogen bequem von oben her auf den grasbewachsenen Felsen. Es ging bis an seinen äußersten Rand und schaute von da neugierig auf die ruhende Mama und das Bruderchen, das im Schlaf den kleinen Kopf auf eine der weit auseinandergestreckten Vorderpfoten gelegt hatte. Das Bärchen hatte große Lust, ihm irgendeinen Streich zu spielen, aber der Appetit auf die säuerlichen Ameisen, die nach den süßen Waldfrüchten besonders gut schmecken mußten, ließ es der Versuchung widerstehen.

Das Bärchen suchte nicht lange und hob mit der kleinen Pfote den ersten Stein, den es vor sich liegen sah. Er war groß und flach und lag im Grase am äußersten Ende des Felsens. Erst gelang es dem Bärchen lange nicht, ihn herumzudrehen. Der Stein war sehr schwer, und das Bärchen war noch zu ungeschickt, um ihn mit einem Schwung umzudrehen, wie das seine Mama tat. Aber das Bärchen war erfinderisch. Als es erkannte, daß es ihn nicht umdrehen konnte, hob es ihn ein wenig an, steckte schnell den kleinen Kopf darunter, spreizte sich mit den Beinchen dagegen und quetschte sich so langsam, aber unaufhörlich darunter, bis es schließlich den Stein auf die Kante gestellt hatte; er überschlug sich, rutschte durch das Gras und fiel über den Rand des Felsens hinab.

Bevor das Bärchen noch nachsehen konnte, ob vielleicht unter dem weggewälzten Stein Ameisen waren, ertönte von unten, von dem Plateau, ein herzerreißendes Jammergeschrei.

Der Stein war vom Rande des Felsens niedergestürzt und mit seiner scharfen Kante so heftig und stark auf die ausgestreckte Vorderpfote des schlafenden Bärchens gefallen, daß er sie verwundet und einen der Knochen gebrochen hatte. Das durch den heftigen Schmerz so plötzlich aus dem Schlafe gerissene arme Bärchen lag bewegungslos und jammerte und weinte nur wehklagend.

Die Bärin, die durch das schmerzerfüllte Wehklagen des armen Bärchens ebenfalls jäh aus dem Schlummer gerissen worden war, sprang schnell auf die Beine, sträubte den Rücken und blickte voller Wut umher, um festzustellen, wer sie in ihrer Ruhe störte und wer es wagte, sich ihrem Kleinen zu nähern. Aber ringsum war es still,

und kein einziger Schatten bewegte sich. Nur auf der Höhe des Felsens stand ihr zweites kleines Bärchen und rollte mit den Augen, verwundert über sein jammern-des Brüderchen und seine erzürnte Mama. Er wußte nicht, daß er selbst es war, der dem Brüderchen den Schmerz bereitet hatte, wenn auch unbewußt und ungerne.

Auch die Bärin suchte vergeblich, wer sich wohl ihrem Liebling genähert habe. Darum ließ sie ihre Wut zu guter Letzt an dem herabgefallenen Stein aus, der neben dem Beinchen des Bärchens lag und von seinem Blut bespritzt und beschmiert war. Mit ihrer mächtigen Tatze zog sie ihn zu sich heran, und dann warf sie ihn so heftig fort, daß er in mächtigen Sprüngen mit Lärmen und Pfeifen vom Abhang weit abwärts ins Tal sauste.

Aber was nützte das alles! Es linderte die Schmerzen des kleinen Bärchens nicht, ja nicht einmal dann, als seine gute Mama mit ihrer langen Zunge die schreckliche Wunde zart und vorsichtig zu belecken begann. Das Bärchen jammerte weiter und war nicht zu beruhigen.

Erst nach einer langen Zeit, als der Schmerz ein wenig nachließ, machten sich alle auf den Weg zu einem nahen Bächlein, das von den Abhängen der Berge zu dem brausenden Fluß im Tale eilte. Aber kaum hatten sie ihren Marsch begonnen, da begann der kleine Bär erneut zu wehklagen, hinkte langsam hinter der Mama und seinem Brüderchen einher und hinterließ dabei eine schmale Blutspur. Immer wenn er mit der verwundeten Pfote auftreten wollte, hob er sie gleich wieder mit einem Schmerzensschrei hoch und humpelte erneut langsam auf drei Beinen weiter.

Der kurze Weg zum Bächlein dauerte heute sehr lange und war für alle so traurig wie noch keiner. Auch das gesunde Brüderchen war irgendwie traurig und niedergeschlagen, so daß es ihm überhaupt nicht einfiel, irgendwelche Streiche zu ersinnen, wie das sonst seine Gewohnheit war.

Als sie schließlich das Bächlein erreichten, steckte der kleine Bär das verletzte Beinchen in das reine Wasser, das die Wunde zuerst angenehm kühlte und den Schmerz linderte und besänftigte. Aber lange konnte er es nicht darin lassen, denn das Wasser war doch sehr kalt, und der Bär fror bald unerträglich. Außerdem meldete sich der Hunger. Darum verließ er das Bächlein und hinkte das Ufer hinan, suchte sich saftige Gräser, süße Wurzeln und fleischige Knollen, an sonnigen Plätzen auch süße Erdbeeren und säuerlich schmeckende Ameisen.

Kaum hatte er den unerträglichen Hunger etwas vertrieben, benetzte er das verletzte Beinchen gleich wieder in dem kühlen Bachwasser, denn schmerzhaft, wie mit tausend spitzen Nadeln, begann die blutende Wunde wieder zu stechen. Als er dann nach einer Weile wieder vom Wasser kam, drückte er sich an seine gute Mama, legte sein Köpfchen auf ihre große Tatze und schlief mit leisem Weinen und Jammern nach einer Weile ein.

Ein Tag verfloß nach dem anderen, eine Woche nach der anderen. Der Schmerz klang ab, als die Wunde nach und nach heilte und der gebrochene Knochen zusammenwuchs. Und als schließlich die Tatze vollständig ausgeheilt und der Schmerz völlig vorüber war, war das Bärchen wieder derselbe lustige Nichtsnutz wie früher, aber im Vergleich zu seinem Brüderchen weniger gut genährt; außerdem hinkte es leicht.

Der Sommer neigte sich langsam seinem Ende zu, und die Berghänge boten der Bärenfamilie neue Leckerbissen. Auf den großen Ebenen reiften süße Heidelbeeren und Brombeeren. Vor allem die Heidelbeeren schmeckten den kleinen Bärchen so gut. Die Bärin kannte viele Plätze, wo sie wuchsen, und führte ihre putzigen Unruhegeister fleißig dorthin. Wenn sie so einen Platz erreicht hatten, setzten sie sich zwischen die größten und dichtesten Büsche, suchten sorgfältig Beere um Beere ab und vergaßen über dieser süßen Mahlzeit allen Unfug und die ganze Welt . . .

Weit vom Flußbett entfernt gähnte im Kalksteinfelsen der dunkle Eingang der niedrigen Höhle. Vom Flußtal aus führte ein schmaler Steig zu ihm hinauf, der sich krumm und steil zwischen großen Kalksteinblöcken hindurchwand.

Plötzlich kroch aus der Höhle auf allen vieren ein Mensch heraus. Es war ein Neandertaler. Er richtete sich auf und blickte lange in die Landschaft.

Er war schon ein alter Mann, nicht sonderlich groß, hatte aber einen mächtigen und muskulösen Körper. Seine Haltung war ein wenig gebeugt und vorgeneigt, aber nicht durch das Alter, sondern deshalb, weil der Bau des Rückgrates kein Aufrichten gestattete. Die Arme waren länger als die Beine. Sein Gesicht war grob geschnitten, mit einem teilweise noch tierischen Ausdruck. Der breite Mund, nach vorn maularartig verlängert, war mit großen und starken Zähnen ausgestattet, die aus den mächtigen Kieferknochen wuchsen. Auch die Schädelknochen waren sehr kräftig, denn an ihnen setzten die außerordentlich stark entwickelten Kaumuskeln an. Dem affenähnlichen Unterkiefer fehlte das Kinn, deshalb konnte dieser Mensch noch nicht in zusammenhängender Rede sprechen, denn das Kinn ist die Stelle, an der die Zungenmuskeln ansetzen. Seine Stirn floh stark nach hinten, der Gehirnteil des Schädels war niedrig, aber lang und schmal. An der Größe des Gehirnräume war zu sehen, daß sein Inhalt, das Gehirn, schon ziemlich bedeutend und gut ausgebildet war, aber sein Bau war noch primitiv, und das Hirn erstreckte sich mehr nach dem unteren und hinteren Teil des Schädels, denn die Stirnlappen hatten unter der niedrigen Stirne nicht genügend Platz zu ihrer Entwicklung. Über die massigen Lippen des vorgeschobenen Mundes ragte die niedrige und breite Nase, die sich von den tiefliegenden Augen unter den mächtigen Bogen der Stirnknochen in der Augenbrauengegend abhob.

Der Neandertaler beschattete die Augen mit der Hand und blickte gespannt in

eine bestimmte Richtung. Ein leichter Wind zauste ihm die braunen Haare und die langen Zotteln des Bärenfelles, mit dem er bekleidet war. Er erwartete die Rückkehr zweier junger Jäger, die auf die Jagd gegangen, aber immer noch nicht zurückgekehrt waren.

Darum setzte er sich auf einen niedrigen Felsblock und begann einen Kieselstein zu bearbeiten, den er sich schon gestern aus dem angeschwemmten Schotter des Flusses mitgebracht hatte. Aber nachdem er mit einem anderen Stein mehrmals dagegengeschlagen hatte, verdroß ihn diese Arbeit, er warf beide Steine zur Seite und saß lange unbeweglich.

Düster blickte er vor sich hin, und auf seinem greisenhaft runzeligen Gesicht zeigten sich die Spuren der Sorge um das Schicksal der Jäger.

Es war noch nicht allzulange her, seit die Neandertaler in diese Gegend gekommen waren. Früher hatten sie ihre Heimat weiter nördlich. Am großen Fluß, der durch Steppen und Wälder floß, hatten sie ihr Lager und lebten in Ruhe und Frieden. Überall gab es genügend Früchte, überall genügend Wild. Je nach Jahreszeit sammelten sie Haselnüsse, Bucheckern, süße Kastanien, Erdbeeren, Himbeeren und Brombeeren, verschiedene saftige Knospen und fleischige Wurzelstöcke, aßen Vogeleier und kleine Vögel, lernten, im Fluß Fische zu fangen und in der Steppe und in den Wäldern das Wild zu jagen, das sie mit Knütteln oder Steinen erschlugen. Oft fanden sie auf ihren Jagdzügen auch verwundetes Großwild, das sie dann töteten; es enthob sie jeweils für mehrere Tage der Nahrungssorgen. Es machte ihnen auch nichts aus, wenn sie schon totes Wild fanden. Auch das war ihnen willkommen, wenn es nicht schon halb verwest war. Und in dieser gastlichen Gegend verbrachten die Neandertaler fast ihr ganzes Leben.

Sie mußten dennoch von dort wegziehen. Sie taten dies gar nicht gern, aber es mußte sein. Die Gegend wurde immer rauher, die Winter wurden länger und die Sommer kürzer, und das um so mehr, je mehr sich aus dem Norden erneut ohne Unterlaß ein ungeheurer Gletscher vorschob, der schon vordem dreimal die ganze Gegend weit nach Süden mit Inlandeis bedeckt hatte, aber dann wieder zurückgegangen war. Die Neandertaler wußten allerdings nicht, daß dieser Nordgletscher zu einem neuen und großen Angriff ansetzte, aber der Winter und die Kälte trieben sie zusammen mit dem Wild und den wärmeliebenden Pflanzen immer weiter nach Süden.

Der alte Neandertaler zog nicht zum ersten Male aus diesem Grunde weiter. Er konnte sich gut daran erinnern, daß er als kleiner Junge mit seiner Horde lange gen Süden gezogen war, bevor sie den Fluß erreichten, an dem er dann seine Kindheit und sein Jünglingsalter verbracht hatte. Später, als Erwachsener, verbrachte er sein Mannesalter damit, daß er mit seiner Horde von Ort zu Ort zog.

Jetzt aber, als altersschwacher Greis, fand er für sich und seine Horde noch weiter südlich eine neue Heimat.



Die Sonne neigte sich langsam dem Westen zu, lief von der Krone eines großen Vogelbeerbaumes herab, der in der Nähe der Höhle wuchs, und warf eine Handvoll rotgoldener Strahlen dem alten Neandertaler ins Gesicht. Aber seine Züge erhellten sich nicht; er blieb ebenso düster wie zuvor. Er wußte gut, daß das Sonnenlicht trägt und der Sonnenschein nur an wolkenlosen Tagen wärmt. Während der Nacht flieht er irgendwohin ins Unbekannte und kehrt erst am späten Morgen zurück. Als der Neandertaler mit seiner Horde hier ankam, ließen sie sich unter einem überhängenden Felsen in der Nähe des Flusses nieder. Aber schon nach mehreren Nächten, in denen ihnen die Kühle bis auf die Knochen drang und die kleinsten Kinder vor Kälte und wildem Geschrei blau wurden, übersiedelten sie alle in die Höhle, die sie durch Zufall entdeckt hatten, denn in diesen Herbstnächten konnten ihnen unter freiem Himmel weder das Feuer noch das Pelzwerk viel nützen.

Die sich zum Untergang rüstende Sonne drang bis zum Rand der Höhle vor. Als sich einige ihrer Strahlen hinein verirrtten, hörte man lautes Aufschreien, und einige nackte, aber braungebrannte Kinder kamen aus der Höhle gelaufen. Hinter ihnen krochen zwei Frauen heraus, mit hängenden Brüsten und langem, zerrauftem Haar, das ihnen bis auf das Hirschfell herabreichte, mit dem sie ihre breiten Hüften umschlungen hatten. Eine von ihnen trug einen Säugling auf dem Arm, der in ein Hasenfell gehüllt war, aus dem von dem kleinen Urmenschlein nur das breite Näschen hervorguckte.

In diesem Augenblick ertönte aus der Ferne ein lautes Rufen.

Der alte Neandertaler stand rasch auf und blickte in die Landschaft. Die Kinder unterbrachen ihr Spielen und Kreischen und beobachteten ebenfalls gespannt die Ankunft der jungen Jäger. Eine der Frauen kroch in die Höhle, legte den schlafenden Säugling in eine trockene Ecke in die Nähe des rauchenden Feuers und warf einige dürre Zweige in die Glut, damit sie heller leuchte und die dunkle Höhle für die beginnende Mahlzeit erhelle.

Bevor noch das Feuer heller aufloderte, begrüßten die hungrigen Schreie der Kinder vor dem Eingang der Höhle die ankommenden Jäger, zwei Jünglinge im Alter von etwa sechzehn und siebzehn Jahren. Sie trugen Stücke eines jungen Wildschweines, das sie fast den ganzen Tag verfolgt und gejagt hatten, bevor sie es erlegen konnten. Noch bevor sie in die Höhle hineinkrochen, rühmten sie sich mit kurzen und unzusammenhängenden Lauten ihres Jagdgeschickes. Mit bellenden Lauten stimmte der Alte in ihre Lobreden ein und drückte seine größte Zufriedenheit mit der Tüchtigkeit der jungen Jäger aus.

Nach einer Weile saßen alle eng nebeneinander um das flackernde Feuer und hielten in den schmutzigen Händen Fleischstücke, die sie gierig berochen, bevor sie sie mit ihren starken Zähnen in Stücke bissen. Sie schauten weder nach rechts noch nach links, sondern waren ausschließlich damit beschäftigt, das rohe Fleisch

in sich hineinzustopfen; der glückliche Ausdruck völliger Zufriedenheit breitete sich über ihre Gesichter aus.

Die niedrige Höhle war erfüllt von einer Stille, in der nur das Schmatzen der Essenden und das Prasseln des lodernden Feuers zu hören war.

Als sie gegessen hatten, verbarrikadierten sie gemeinsam den Eingang der Höhle mit einem großen Felsblock, der schon seit langer Zeit in der Höhle lag, legten noch ein paar trockene Reiser auf das Feuer, damit es nicht so schnell erlösche, sondern sie wärme und mit dem Felsblock zusammen vor wilden Tieren schütze, die im Schutze der nächtlichen Dunkelheit auf Raub ausgingen.

Dann legten sie sich alle nieder, auf Felle oder Haufen von trockenem Gras und Moos und sanken in einen festen und gesunden Schlaf.

Ein herrlicher Herbst besprengte die Laubwälder und unzähligen Sträucher launig mit Gelb und Rot.

Die Landschaft schwelgte in Schönheit, aber die Bärchen waren verdrießlich, und ihre Mama hatte mit ihnen wieder große Sorgen. Schon gegen Ende des Sommers spürten beide Bärchen ein merkwürdiges Prickeln in ihren kleinen Mäulchen, das immer unerträglicher wurde, bis schließlich die Zähne zu schmerzen, bedenklich zu wackeln und dann auch auszufallen begannen. Die Bärchen gingen achtlos an allen guten Sachen vorbei und erduldeten lieber Hunger als die unangenehmen Schmerzen. Und so aßen sie nur, was sie unbedingt essen mußten.

Das war aber ein großer Fehler. Gerade jetzt hätten sie am meisten essen müssen, denn es war nötig, sich für den langen Winter mit einer möglichst dicken Speckschicht zu versehen. Aber der Zahnwechsel, der sich vom Anfang des Sommers bis zum Herbstanfang hinzog, brachte sie für lange Zeit um alle Lebensfreude, um die verschiedenen Leckerbissen, aber vor allem auch um ihre Fettschicht, die sie sich den Sommer über durch den Überschuß an Nahrung schon zugelegt hatten, aber jetzt wieder verbrauchten. Erst nachdem sie neue Zähnchen bekommen hatten, suchten sie nachzuholen, was sie versäumt hatten, suchten sie zu ersetzen, was sie eingebüßt hatten, aber vielen Bärchen gelang das nicht mehr. Darum war auch der erste Winter für viele schwächere Bärchen sehr gefährlich; sie schliefen im Dunkel der Höhle ein, erwachten aber nie wieder. Die anderen aber, die den ersten Winterschlaf gesund überstanden, hatten immer gewonnen. Sie hatten im kommenden Sommer keinen Zahnwechsel mehr, konnten sich daher gut ernähren, und wenn sie nicht durch einen unglücklichen Umstand umkamen, wuchsen sie zu mächtigen Bären oder Bärinnen heran.

Erst als an verschiedenen Stellen die Vogelbeeren rot wurden, fühlten sich die Bärchen wieder wohl in ihrer Haut. Und da ihnen die Vogelbeeren überaus gut schmeckten, versuchten sie mit ihrer Hilfe die lange Zeit des halben Hungerns wettzumachen.

Erst gaben sie sich mit Beeren zufrieden, die von selbst zur Erde gefallen oder vom Wind abgerissen worden waren. Dann waren sie glücklich, wenn sich ihre Mama auf die Hinterbeine stellte und ihnen mit der Tatze die am niedrigsten hängenden Doldenrispen der blutig gefärbten Beeren herunterriß oder den Zweig abbrach, der dicht damit besetzt war. Die Bärchen balgten sich um sie, als gäbe es im Walde nichts Besseres und Wohlschmeckenderes. Und vielleicht war es wirklich so! Die Beeren waren süß und dabei ein klein wenig angenehm säuerlich, und an jeder Rispe hingen ihrer so viele, daß sich das Abklauben immer lohnte.

Wie groß war aber erst die Freude, als es ihnen das erste Mal gelang, auf den Baum zu klettern und sich einen Zweig mit einer Beerenrispe zu angeln. Das waren erst süße Beeren! Die schmeckten so gut, wie noch keine anderen vor ihnen geschmeckt hatten.

Von Stund an wollten die Bärchen nur noch die Beeren, die sie sich selbst am Baume ausgesucht hatten. Zu diesem Zweck stiegen sie hoch in die Baumkronen, die gefährlich schwankten, krochen auf Äste, die unter ihrer Last bedrohlich krachten, und achteten weder darauf noch auf das warnende Brummen der Bärin unter dem Baum.

Der freigebige Herbst bewirtete sie aber auch noch mit anderen guten Dingen. Am Fluß, wo sie häufig hinkamen, vergaßen sie niemals, die Haselsträucher zu untersuchen und ihre süßen Nüßchen zu kosten, von denen es in diesem Jahre sehr viel gab, fast soviel wie Bucheckern, die ihnen ebenfalls schmeckten und überall in großen Mengen zu finden waren.

Die Bärchen genossen die Gaben des Herbstes in vollen Zügen. Sie futterten überall, wo sie hinkamen, und es war daher nicht verwunderlich, daß sie dick zu werden begannen. Das Junge, das im vergangenen Sommer das Beinchen gebrochen hatte, war schwächer, da es schon während seiner Krankheit wenig gefressen und darum schon damals stark abgenommen hatte; und bevor es sich erholen konnte, hatten der Zahnwechsel und neues Abmagern begonnen.

Zweimal griff das Schicksal ungünstig in sein junges Leben ein, und das war auch zu merken: Es war zwar untersetzt und rundlich, aber es fehlten ihm die Fetthöcker, die sich bei seinem Brüderchen sehr deutlich am Rücken über den Schultern zeigten.

An der Stelle, wo die Neandertaler in der Höhle ihr Lager aufgeschlagen hatten, waren die Berge schon niedrig, und das Tal, das der Fluß durchströmte, war schon breit. Dann hörten die Berge überhaupt auf, und der Fluß durchquerte eine Grasenebene mit kleinen Hügeln und seichten Tälern, die mit Buschwerk oder kleinen Wäldchen und Hainen bewachsen waren.

Die Sonne hatte sich gerade hinter dem Horizont verborgen, der noch eine ganze Weile vom Abendrot verfärbt wurde. Auf der Grassteppe, ein wenig abseits von

der Höhle der Urmenschen, zeigte sich jetzt ein prachtvoller Urhirsch *Cervus megaceros*. Die schlanken, muskulösen Beine trugen den schweren, aber schönen Körper, und auf dem mächtigen Hals saß der hübsche Kopf, geschmückt mit dem herrlichsten Geweih, das je ein Hirschkopf trug. Es war groß und hatte zahlreiche Enden, die schaufelförmig verbreitert waren.

Der Hirsch stand einen Augenblick regungslos. Dann trat er plötzlich noch ein paar Schritte vor, hob den Hals und röhre lange. Während seine starke Stimme durch die nächtliche Stille klang, voll von Liebesehnsucht und Kampfeslust, zeigten sich hinter ihm mehrere Hirschkühe. Das waren seine Alttiere, die er zu einem Rudel zusammengetrieben hatte und sorgfältig bewachte.

Der Hirsch röhre noch einmal lange und kampflustig.

Und da ertönte aus der Ferne das Röhren eines anderen Hirsches; es war gleichermaßen leidenschaftlich und herausfordernd.

Der Hirsch schüttelte wild mit dem Kopf, blickte nach seinen Kühen und antwortete mit einem neuen wütenden Röhren voll haßerfüllter Kampfgier. Und wieder ertönte darauf, diesmal aus geringerer Entfernung, ein neues, furchtloses Röhren.

Während sich die Hirsche durch das Brüllen gegenseitig wütend aufpeitschten, standen die Alttiere regungslos in der Nähe eines niedrigen Gebüsches, das am Fuße eines Hügels wuchs, und aus der Höhle, die oberhalb davon am Hang lag, kroch der alte Neandertaler mit den jungen Jägern, um dem Kampf der brünstigen Hirsche zuzusehen.

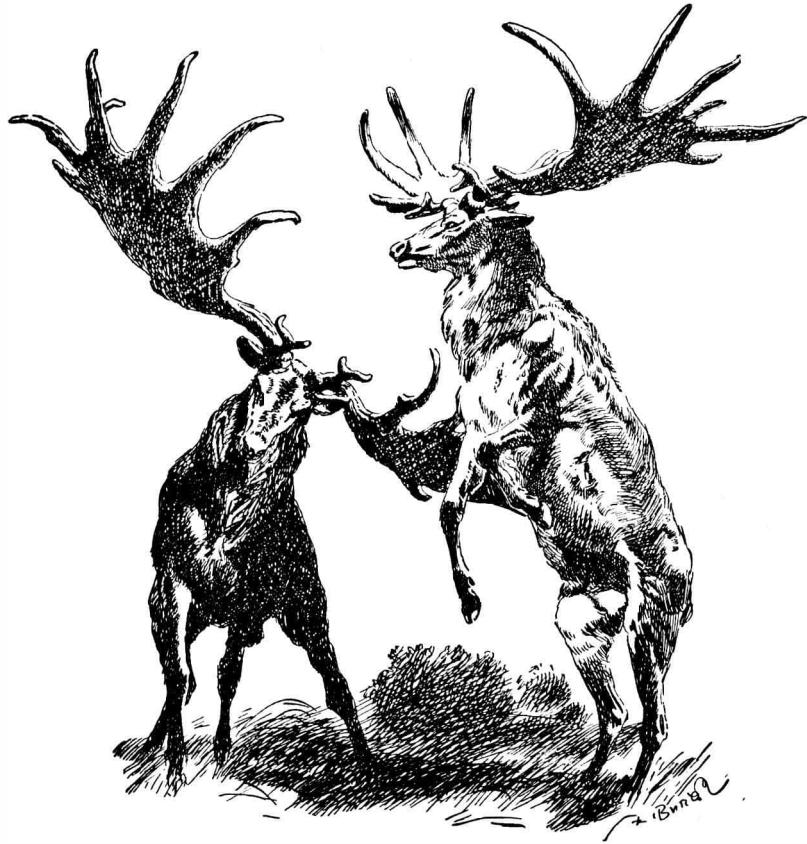
Es dauerte gar nicht lange, und auf der Grasebene kam der zweite Hirsch herangejagt. Er war ebenso schön und stark wie der erste; er war aber jünger und deshalb noch nicht so erfahren.

Getrieben von der Liebesehnsucht und der Unbesonnenheit der Jugend, stürzte er sich auf seinen Nebenbuhler, um mit ihm um die Hirschkühe zu kämpfen. Aber der hielt ihm stand, wehrte sich und griff seinerseits an; durch die Stille der einschlummernden Natur klang das schreckliche Zusammenprallen der Geweihe, mit denen sie gegeneinander jagten und sich schmerzhaft Wunden zufügten.

Die Alttiere näherten sich neugierig dem Kampfplatz und verfolgten den hartnäckigen Streit. Und mit nicht geringem Interesse wurden die kämpfenden Hirsche auch von den Neandertalern beobachtet, deren vorgeneigte Körper sich als schwarze Silhouetten auf dem Felsenvorsprung vor der Höhle abzeichneten.

Der junge Hirsch griff wild an. Sein ganzes Wesen war erfüllt vom Haß gegen seinen Nebenbuhler, den er treffen und vernichten wollte. Aber vergebens! Seinen Ausfällen wich der alte Hirsch aus, ebenso wie den Stößen seines Geweihes.

In der Hitze des vergeblichen Kampfes merkte der junge Hirsch gar nicht, daß er langsam zu ermüden begann. Er griff zwar immer noch an, aber seine Ausfälle waren schon weniger heftig und seine Stöße schon weniger stark.



Seinem alten, erfahrenen Gegner entging das nicht. Er ließ aber den jungen Hirsch weiter angreifen, um ihm noch weitere Kräfte zu rauben. Nach einer Weile aber schien der alte Hirsch seinen Augenblick für gekommen zu halten, rollte wild mit den geröteten Augen und ging zum Angriff über. Bevor sich der junge Hirsch noch dessen versah, erhielt er einen starken Stoß; die scharfen Spitzen der Enden gruben sich ihm tief in die Seiten und in die Weichteile. Schmerz durchschloß seinen Körper und weckte seine von den Leidenschaften umnebelten Sinne wieder zu vollem Bewußtsein. Bevor er aber zur Besinnung kam, erhielt er einen zweiten Stoß, einen dritten und eine Reihe weiterer, die ihn zum Rückzug zwangen.

Kaum begann der junge Hirsch zurückzuweichen, da stürzte sich der alte Hirsch mit verdoppelter Heftigkeit und Leidenschaft auf ihn, als wollte er ihn für den dreisten Mut, mit dem er sich mit ihm in diesen Kampf eingelassen hatte, tödlich treffen.

Der junge Hirsch wehrte sich nur noch, er griff nicht mehr an. Es fehlten ihm dazu die Kräfte, und die Schmerzen der zahlreichen blutenden Wunden nahmen ihm

den Mut. Aber bevor er sich zur Flucht wenden konnte, fiel ihn der alte Hirsch plötzlich von der Seite an und jagte ihm erneut die scharfen Enden seines Geweihs in die Flanke, die wie lange Messer durch das Fell drangen und sich tief in das Fleisch einbohrten. Der angefallene Hirsch stellte sich hoch auf die Hinterbeine, sprang mit einem großen Satz zur Seite und floh dann, aus vielen Wunden blutend, vom Platz seiner Niederlage flußaufwärts weit hinweg.

Der Kampf war zu Ende. Es war hier ein Starker auf einen Starken gestoßen, aber der Erfahrenere hatte gesiegt.

Der siegreiche Hirsch drehte den Kopf nach seinen Tieren. Die standen still und blickten nach ihrem tapferen Liebling, dem erneut unbezähmbare Kampfeslust und Herrschsucht aus den Augen zu leuchten schien und die unwiderrufliche Entschlossenheit, seine Alttier-Liebchen vor jedem Nebenbuhler zu bewahren.

Die Neandertaler bewunderten keineswegs den Sieg des alten Hirsches. Ihr ganzes Sinnen und Trachten galt vielmehr dem verwundeten Hirsch, der mit blutenden Wunden flußaufwärts irgendwohin in die Berge floh. Im silbernen Licht der Mondnacht konnten sie nach einer Weile beobachten, wie schwer und mühsam er lief. Sie hatten große Lust, ihm sofort nachzustellen, ihn einzuholen und dann zu erschlagen, aber die Nacht war tückisch und gefährlich, man konnte in ihr das Leben in den scharfen Krallen und Zähnen des Höhlenlöwen verlieren. Darum krochen sie lieber in die Höhle zurück, nachdem sie sich zuvor durch einige Rufe und Gebärden verständigt hatten, daß sie gleich am frühen Morgen den Spuren des Hirsches so lange folgen wollten, bis sie ihn erreicht haben würden.

Lange konnten sie vor Aufregung und Erwartung nicht einschlafen. Sie wälzten sich unruhig von einer Seite auf die andere, versuchten, auf dem Rücken oder auf dem Bauche liegend, einzuschlafen, aber alles war vergebens. Erst gegen Morgen schlummerten sie ein wenig ein, aber ihr Schlaf war unruhig, zerrissen und voll von wilden Träumen.

Kaum graute der Morgen, als der alte Neandertaler aufstand, das Feuer auseinanderscharfte und auf die Reste der Glut trockene Stücke von Moos und Reisig warf. Dann kniete er nieder, näherte sein Gesicht dem Feuer und blies ein paar mal stark hinein; die Glut wurde entfacht, und aus dem rauchenden Moos schlugen kleine Flämmchen, die gierig die trockenen Zweige erfaßten, die sich im Feuer wie kleine Schlingeln wanden, mit Prasseln zerfielen und sich in glühende Asche verwandelten.

Das gelbe Licht des Feuers, das sich spärlich in der Höhle verbreitete und vergeblich versuchte, die Dunkelheit aus all ihren Ecken zu vertreiben, weckte auch die beiden jungen Neandertaler aus ihrem unruhigen Schlaf. Als sie merkten, daß der alte Jäger schon aufgestanden war, warfen sie schnell ihre Felle über und gürteten sie mit einer Sehne, um sie nicht zu verlieren. Einer langte mit der Hand nach einem knotigen Knüppel, der zweite nach einem scharfen Steinkeil, den er

sich schon vor einiger Zeit mühsam aus einem Quarzit geschlagen hatte, und ohne langes Zögern krochen sie aus der Höhle.

Ein röchelnder Ton, den der alte Neandertaler seiner Kehle entlockte, ließ sie zusammenfahren. Als sie sich umdrehten, sahen sie, daß er jedem von ihnen ein Stück von dem Fleisch hinhielt, das von der gestrigen Beute übriggeblieben war. Er selbst kaute auch an einem Stück. Die jungen Jäger griffen gierig nach dem Fleisch und bissen mit Appetit hinein.

Aber nun hielt sie nichts mehr in der Höhle fest.

Auf allen vieren krochen sie in die Kühle des herbstlichen Morgens hinaus, und der Alte folgte ihnen, ebenfalls mit einem schweren Knotenstock bewaffnet. Aber kaum war er draußen, kroch er gleich wieder in die Höhle zurück, denn in seinem noch primitiven Gehirn kam der Gedanke auf, daß es besser sei, wenn auch er sich für diese Jagd einen steinernen Keil an Stelle eines Knotenstockes mitnähme, den er immer noch irgendwo finden könnte. Darum warf er den Knotenstock in eine Ecke der Höhle und suchte sich aus einer sorgfältig mit einem großen, flachen Stein bedeckten Grube den größten und stärksten Steinkeil, den er fest in die Hand nahm, während er mit dem Stein die Grube umsichtig wieder zudeckte, die das einzige Eigentum barg und schützte, die steinernen Waffen, die man heute Faustkeile nennt. Und dann verließ er die Höhle schnell, ohne sich auch nur im geringsten um die klagenden Schreie des Säuglings zu kümmern.

Dieser weinte schon eine Weile, denn das röchelnde Rufen des alten Neandertalers, das vor kurzem beim Weggang der jungen Jäger in der Höhle erklungen war, hatte ihn aufgeweckt. Auch seine Mama war davon wach geworden, an die er sich anschmiegte und die ihn wärmte, wenn die unruhigen Beinchen und Ärmchen die Hasenfelle, in die er nachts gut eingehüllt war, von dem kleinen Körperchen strampelten.

Kaum war das kleine, pausbäckige Urmenschlein erwacht, begann es gleich ein großes Jammern und Weinen. Nicht etwa, weil es den beiden jungen Jägern nachtrauerte, die vor einer Weile die Höhle verlassen hatten, sondern um seine Mama darauf aufmerksam zu machen, daß es aufgewacht war und sein Frühstück wollte. Es hörte nicht zu klagen auf und hob immer wieder seine dicken, von Schmutz bedeckten Händchen zu seiner verschlafenen Mama, bis sie es auf den Arm nahm und nach Herzenslust von dem süßen mütterlichen Nektar trinken ließ.

Und der kleine, schmutzige Nackedei trank und trank, bis sich das eingefallene Bäuchlein wie ein Gummiball wölbte und er ermüdet einschlief. Die Mutter legte ihn in das Fell, wo der kleine Nimmersatt noch eine Weile das Mäulchen spitzte und leise mit dem Zünglein schmatzte, als wäre er noch immer bei der Mahlzeit. Erst als er erneut in die traumlose Tiefe eines festen Schlafes fiel, wurde er still, und sein leises Atmen verlor sich in dem pfeifenden Schnarchen der übrigen Kinder ...

Als die Jäger die warme Höhle verließen und inmitten des naßkalten Herbstmorgens auf dem Felsvorsprung standen, zitterten sie vor Kälte, und die feuchte Kühle umhüllte ihre Körper. Über den Fluß zogen weiße Nebelvorhänge dahin, und die ganze Landschaft war von einem dichten Tau bedeckt, der unangenehme Nässe und Kühle verbreitete.

Es war noch sehr früh am Morgen, und im Spätherbst war das nicht die Tageszeit, um eine Jagd zu beginnen. Aber die Sehnsucht nach der großen Beute, die man nur dem blinden Zufall zu verdanken hatte und die für eine ganze Zeitlang glücklichen Wohlstand und angenehme Sorglosigkeit bedeutete, jagte die Jäger schon so früh am Morgen in die unwirtliche Kälte hinaus. Sie froren an allen Gliedern, aber innerlich wärmte sie das Bewußtsein, daß sie nach Beendigung der Hatz auf den verwundeten und geschwächten Hirsch ein Festmahl feiern würden, so reich und üppig, daß bald alle Sorgen und Nöte vergessen wären. Es würde so viel Fleisch geben, daß man es nicht einzuteilen brauchte, so viel Innereien, daß man sie nicht einmal alle verzehren könnte. Vor allem würde es viel fettes Mark geben, und das Gehirn würde groß sein, zwei Leckerbissen, denen keine anderen gleichkommen.

Die Männer liefen von der Höhle schnell einen steilen Pfad zum Tal hinab und wandten sich jenem Platz zu, wo sich gestern abend im silbernen Mondlicht der erbitterte Kampf zwischen den beiden brünstigen Hirschen abgespielt hatte.

Aber sie erreichten ihn nicht. Der freudige Aufschrei des einen Jägers zerriß plötzlich die morgendliche Stille und zeigte an, daß er die blutige Spur des verwundeten Hirsches gefunden hatte. Die Gesichter aller drei Neandertaler zerflossen zu einem glücklichen Lachen, und aus ihren Augen, die noch nicht den Verstand des richtigen Menschen widerstrahlten, schlug ein kleines Flämmchen der Freude, leuchtete auf, aber erlosch gleich wieder. Die Neandertaler näherten sich der gefundenen Spur wie wilde Wölfe.

Sie gingen über grasige Ebenen in der Nähe des Flusses, übersprangen kleine Bächlein, wateten durch Wildbäche, die von den Hängen der ständig höher werdenden Berge dem Flusse entgegenjagten, krochen durch niedriges Dickicht und Gebüsch, hier schneller, dort langsamer, je nachdem, wie deutlich die Spur war. Sie waren völlig durchnäßt vom Tau und durchfrozen von der Kälte, aber sie achteten nicht darauf; sie waren abgehärtet, mutig und ausdauernd, denn der harte Kampf um die Erhaltung des Lebens hatte sie erzogen.

Schon lange gingen die Neandertaler flußaufwärts, hatten aber den Hirsch bisher nicht erblickt. Sie gingen langsam und behutsam, denn die Blutspur wurde immer undeutlicher und mußte deshalb vorsichtig und sorgsam verfolgt werden.

Die Neandertaler schritten ausdauernd voran. Ihre vorgeneigten Körper wurden von der Sonne bestrahlt, die schon den Nebel zu Boden drückte und den Tau aufsaugte, angenehm wärmte und mit ihren Strahlen im zauberhaften Spiel goldener Blitze das buntgefärbte Laub der Bäume und Sträucher durchdrang.

Plötzlich durchfuhr die Jäger eine freudige Überraschung. Ein Stückchen vor ihnen brach aus dem Schatten eines Haselnußstrauches der verfolgte Hirsch hervor und floh mit langen Sprüngen weit hinweg. Den Kopf hatte er hoch erhoben, und sein herrliches Geweih schimmerte über den Wipfeln des niedrigen Buschwerkes wie zwei große gezackte Schaufeln. Aber sein Lauf war nicht so leicht wie sonst; er floh schwerfällig und mit Mühe, denn die offenen Wunden schmerzten, und der große Blutverlust schwächte ihn.

Die Männer schrien begeistert auf und jagten dem fliehenden Hirsch nach. Bald aber verloren sie ihn aus den Augen und blieben weit hinter ihm zurück. Als sie ihn ein Stück weiter wieder aufscheuchten, hetzten sie ihn, den Ermatteten und Geschwächten, ohne Unterbrechung vor sich her; sie schlichen ihm nach, überholten ihn und kreisten ihn ein, bis schließlich einer der jungen Jäger in ein dichtes Gebüsch eindrang und sich hurtig vorarbeitete, ängstlich darauf bedacht, von dem Hirsch nicht gesehen zu werden. Nachdem er ihn überholt hatte, lief er aus dem Dickicht hervor und verbarg sich hinter dem starken Stamm einer alten Buche; als in nächster Nähe der gehetzte und geplagte Hirsch herantaumelte, sprang er auf ihn zu und führte mit einem knotigen Knüttel, den er irgendwo unterwegs gefunden hatte, einen so furchtbaren Schlag gegen den Kopf des Hirsches, daß er ihn fast betäubte. Der Hirsch wankte, seine schlanken, hohen Beine knickten ein, und der mächtige Leib fiel schwer zu Boden.

Der Neandertaler stieß einen wilden Schrei aus und schlug dann wie rasend mit dem Knotenstock so lange auf den Kopf des Hirsches ein, bis zwischen den blutigen Hautfetzen der Knochen hindurchschimmerte.



Als die Gefährten den glücklichen Jäger erreichten, bewegte sich der Hirsch nicht mehr. Der alte Neandertaler blickte zufrieden auf das große Beutetier, und dann plötzlich, als fürchte er, es könnte ihnen noch entgehen, hieb er mit dem steinernen Keil so heftig auf das edle Haupt des erschlagenen Hirsches ein, daß er den Knochen zertrümmerte und die steinerne Waffe mit weißlichen Flocken der Gehirnschubstanz besudelt wurde.

Der Anblick eines erlegten Hirsches, wie sie ihn wahrscheinlich erst nach langer Zeit wieder würden erlegen können, erweckte in den Jägern den Wunsch nach einem Stück warmen Fleisches. Sie knieten bei ihm nieder und zerschnitten mit ihren scharfkantigen Keilen das zähe Fell, zogen es ab und – sobald sie den Bauch freigelegt hatten – rissen mit einem großen Schnitt die Innereien heraus. Die Eingeweide warfen sie in das nahe Dickicht, denn sie verschmähten sie heute, dafür teilten sie aber Herz, Lunge und Leber, die sie mit Appetit verspeisten. Als sie gegessen hatten, schnitt sich jeder mit der scharfen Schneide des Faustkeils noch ein Stück Fleisch ab und verzehrte es in aller Ruhe.

Durch die Rast und das ausgiebige Essen erholten sich die Männer wieder von der ermüdenden und anstrengenden Hetzjagd, und die Erinnerung an die durchgemachten Strapazen verblaßte. Sie aßen nicht mehr hungrig und gierig, wie sie in das erste Stück Fleisch hineingebissen hatten, sondern ihre Mahlzeit wurde zeitweise schon von kurzen, bellenden Lauten unterbrochen, wenn einer von ihnen den anderen mitteilen wollte, woran er gerade dachte. Sie antworteten ihm mit gleichartigen Schreien, und schließlich lachten alle schallend aus irgendeiner großen Freude.

Als sie sich satt gegessen und ausgeruht hatten, knieten sie wieder zu dem erlegten Hirsch nieder; während die jungen Jäger ihn vollends enthäuteten, bemühte sich der Alte, den Kopf vom Rumpf zu trennen. Das war eine lange und aufreibende Arbeit, die er ohne den scharfkantigen Faustkeil nicht bewältigt hätte. Als es ihm schließlich gelungen war, schlug er noch einmal mit dem Faustkeil auf den Schädel des Hirsches ein, las die Splitter des zertrümmerten Knochens heraus und warf sie fort, damit die Öffnung, durch die er zum Gehirn gelangen wollte, möglichst groß wurde. Dann steckte er seine schmutzigen Finger durch die Öffnung in den durchgeschlagenen Knochen und klaubte stückweise das Gehirn heraus, das er mit lautem Schmatzen gierig verspeiste. Als er dann den Schädel fortwarf, stürzten sich die beiden jungen Jäger darauf und kratzten mit langen, schmalen Zweigen auch noch die letzten Reste dieser schmackhaften Delikatesse hervor.

Dann machten sie sich wieder eifrig ans Werk. Sie zerlegten und zerrissen den Hirschkörper in kleine Stücke, die sie in ihre Höhle mitschleppen wollten. Als sie mit ihrer Arbeit fast fertig waren, erhob sich der alte Neandertaler von dem abgezogenen und gevierteilten Hirsch, richtete sich auf und wischte mit der muskulösen Hand große Schweißtropfen von der Stirn.

Als er sich so den Schweiß wischte, erblickte er plötzlich hoch an der Lehne des Berges das Dunkel eines Höhleneinganges. Das war der Eingang zu jener Höhle, in der die Bärin überwintert und ihre allerliebsten Bärchen zur Welt gebracht hatte. Das war aber nicht nur ihre Unterkunft, sondern alle Höhlenbären und Höhlenbärinnen aus der ganzen Gegend verbrachten dort den Winter. Vielfach suchten sie dort auch in anderen Jahreszeiten gegen die Unbilden des Wetters Zuflucht, wenn sie sich zufällig gerade in der Nähe befanden.

Der alte Neandertaler konnte seinen Blick lange nicht von dem Eingang der Höhle abwenden, versonnen sah er hin, und alles andere verlor an Interesse.

Dann wandte er sich den jungen Jägern zu, die gerade das Zerlegen des erbeuteten Hirsches beendet hatten, und entrang seiner Kehle einen heiseren Schrei. Sie hoben ihre Köpfe, und als sie den Alten anblickten, sahen sie ihn mit der Hand nach dem großen Berge zeigen, an dessen Abhang inmitten der Kalksteinfelsen der große dunkle Eingang zur Höhle gähnte.

Die jungen Männer sprangen hurtig auf die Beine und hingen mit ihren Augen in freudiger Überraschung an der entdeckten Höhle. Bald aber erlosch die Freude in ihren Augen, als sie sahen, daß ringsum hohe Berge waren und daß auch die Höhle hoch am steilen Abhang und weit vom Flusse lag. Darum wandten sie ihre Blicke von der Höhle ab und widmeten sich wieder dem Hirschfell, kratzten die anhaftenden Fleischstücke ab, säuberten und glätteten es.

Inzwischen konnte der alte Neandertaler seinen Blick noch immer nicht von der Höhle losreißen. Aber er schaute nicht mehr gedankenlos und ohne Interesse hin, sondern irgendwo tief in seinem Gedächtnis begannen langsam und leise undeutliche Erinnerungen aufzutauchen, zuerst ungeordnet und unzusammenhängend, aber ohne Unterlaß die Gehirnfasern anstoßend, die zu beben begannen und das Gehirn zum Nachdenken zwangen. Er stand regungslos, tief in sein schweres Nachdenken versunken, das sich nur langsam entwickelte. Aber dann schlug aus dem Dunkel seiner schweren Erwägungen ein Funken, der sein Gedächtnis erhellte wie ein glühender, helleuchtender Meteor das Dunkel der Nacht, und in seinen Sinnen ordneten sich dann schnell und leicht die Bilder, die er mit solcher Anstrengung aus dem verlorensten Winkel seines primitiven Gehirnes hervorholte. In seinen Erinnerungen tauchte eine Gegend auf, dieser ähnlich, in der er sich gerade befand. Über einem tiefen Tal mit einem reißenden Wildbach erhoben sich hohe Berge, deren Gipfel mit weißen Schneemützen bedeckt waren, wie das im Vorfrühling häufig der Fall ist. Im Tale bewegten sich einige vorgebeugte Gestalten mit schweren, knotigen Keulen oder Steinwaffen in den Händen, und unter ihnen schritt ein Jüngling, dessen Herz von Freude und Stolz darüber erfüllt war, daß er mit den alten, erfahrenen Jägern auf die gefährliche Jagd ziehen durfte. Die Jäger wurden von einem alten Mann angeführt. Er schritt sicher vorwärts, blickte weder rechts noch links und ging geradeaus, wie ein Mensch, der seinen Weg zu dem ausersehnen Ziel

gut kennt. Lange wanderten sie am Ufer des Wildbaches entlang, der durch den getauten Schnee angeschwollen war, bis sie schließlich unterhalb eines hohen Hügels standen. Nach einer kurzen Rast erstiegen sie schwerfällig und mühsam seinen steilen Hang, unzählige Male rutschten sie ab, wenn sich unter ihren Schritten ein Stein löste oder der durchweichte Rasen abrutschte. Müde und beschmutzt standen sie schließlich vor dem Eingang zur Höhle. Sie schlugen ihr Lager in dem unterirdischen Raume in der Nähe des Einganges auf. Und da zeigte sich seinen Sinnen ein Bild, wie er, damals noch ein sehr junger Mann, in der Nähe der Höhle lange nach trockenen Zweigen gesucht hatte und sie in die Höhle trug, bis es ein großer Haufen war. Die besonders starken und harzreichen legte der alte Mann beiseite, die übrigen Zweige wurden in das Feuer geworfen, das seine Gefährten inzwischen entzündet hatten und das bald lustig loderte und eine angenehme Wärme in der feuchtkalten Höhle verbreitete.

Dann zeigte sich ein neues Bild vor seinem geistigen Auge. Sie waren alle tief in der Höhle, deren Dunkelheit von einigen brennenden Kienfackeln zerrissen wurde. Als sie eine vorgesehene Stelle erreicht hatten, stellte der alte Jäger ein paar seiner Gefährten auf bestimmte Plätze, anderen befahl er, wild zu schreien und brennende Zweige in die dunklen Höhlengänge zu werfen, die dann dort qualmten und deren beißender Rauch vom Luftzug in das Labyrinth der unterirdischen Gänge und Kamine getragen wurde. Und schon verdrängte ein neues Bild das vorhergehende. Aus der Dunkelheit ferner Höhlenwinkel jagten wilderschreckte Höhlenbären hervor, alte und junge, zornig brummend. Und jetzt erschlugen die Jäger, die sich hinter großen Blöcken verborgen hielten oder eng an die Höhlenwand drängten, mit Keulen oder Steinwaffen die kleinen Bären, deren Schmerzensschreie schrecklich durch die Höhle gellten. Er erinnerte sich auch, daß er sich selbst an einen Felsblock gekauert hatte und dort regungslos saß und daß ihm das junge Herz vor Angst und Schrecken pochte, als in unmittelbarer Nähe der grausige Aufschrei eines Jägers erscholl, dem ein verwundeter Bär mit dem mächtigen Gebiß die ganze Schulter zermalmte. Eine neue Erinnerung verdrängte dies schreckliche Bild. Da saßen alle Jäger schon um das hochflackernde Feuer und verzehrten Stücke Bärenfleisch, ruhig und zufrieden, denn die religiösen Riten, die immer nach einer Bärenjagd abgehalten werden mußten, waren schon lange beendet. In die unzusammenhängenden Rufe, Schreie und Töne, mit denen sich dann alle Jäger unterhielten und mit denen sie ihre Tapferkeit und ihren Mut priesen, klang das leise Jammern und heftige Atmen des schwerverwundeten Jägers, der von Schüttelfrost und Fieberschauern bebte.

Als der alte Mann mit seinen Erinnerungen bis zu diesem traurigen Ereignis vorgedrungen war, erschauerte er und fuhr sich mit der Hand über die niedrige, rückwärtsfliehende Stirn, als wollte er aus seinem Kopf alle Erinnerungen an diese Begebenheit verscheuchen.

Langsam wandte er den Blick von der Höhle, drehte sich um und sah auf die Jünglinge herab, die noch immer mit dem erlegten Hirsch beschäftigt waren. Er sah ihre mächtigen, muskulösen Körper, dachte an ihre Klugheit und Tapferkeit, erinnerte sich ihrer Zähigkeit und Ausdauer – und dann, als blitzte ein plötzlicher Entschluß durch seine Sinne, begann er den jungen Jägern mit kehligen Lauten etwas zu erzählen, lange und angestrengt, und seine langen Hände zeigten unbeholfen mehrmals nach dem Höhleneingang, der sich von den hellen Kalksteinfelsen etwa in der Mitte des Berghanges dunkel abhob, jenes Hanges, der vor ihnen hoch aus dem Talboden emporstieg. Seine Augen glühten vor Erregung, und sein Gesicht, von einem spärlichen grauen Bart bewachsen, rötete sich und furchte sich mit den tiefen Falten eines weittragenden Entschlusses.

Die jungen Jäger horchten aufmerksam und bemühten sich, möglichst schnell die unzusammenhängenden Schreie und Gebärden des Alten zu verstehen, der mit außergewöhnlichem Eifer versuchte, ihnen seine plötzliche Entscheidung zur Durchführung jener großen Tat darzulegen, zu der man außergewöhnliche Tapferkeit und außergewöhnlichen Mut brauchte, ruhiges Blut und Jagderfahrung. In ihrer unartikulierten und unzusammenhängenden Sprache, die auf eine kleine Anzahl einsilbiger Laute beschränkt war, erzählte er ihnen von seiner Absicht, die Höhle zu untersuchen und im Frühling in ihr eine Jagd auf Höhlenbären zu unternehmen.

In den Gedanken der jungen Jäger, die aufmerksam das Benehmen des Alten verfolgten, leuchtete ein Fünkchen Verständnis auf, in ihren Gesichtern zeigte sich ein freudiges Erstaunen, und in ihrem Inneren verbreitete sich die brennende Sehnsucht, diese heldenhafte Tat zu vollbringen.

Als der alte Urjäger sah, daß er verstanden worden war, wenigstens teilweise, wenn schon nicht völlig, machte er sich mit den Jünglingen an die Untersuchung der Höhle.

Zunächst aber breiteten sie das Hirschfell auf das grüne Gras, warfen Fleischstücke darauf – außer denen, die sie gleich mitnehmen wollten – und schleppten es mit dem Fleisch zu einer flachen Vertiefung, die von einem dichten Haselstrauch beschattet wurde. Dann trugen sie aus der ganzen Umgebung Steine herbei, zuerst flache, dann auch scharfkantige Blöcke, und bedeckten mit ihnen das in das Fell eingeschlagene Fleisch, um es bis zu ihrer Rückkehr vor den verschiedenen wilden Tieren zu schützen, vor allem vor den häßlichen Höhlenhyänen, die nach Einbruch der Dämmerung aus ihren Löchern krochen und alle Winkel der Natur durchschnüffelten.

Sobald sie damit fertig waren, machten sie sich gleich auf den Weg.

Sie überquerten den grasigen Talboden, durchschritten das Dickicht, das den Fuß des Berges säumte, stiegen durch den hohen Wald langsam den Hang empor, bis sie schließlich vor dem schmalen Steig standen, der sich steil durch die tiefe Rinne

zwischen den wildzerklüfteten Felsen hindurchwand. Hier kamen sie sehr schlecht vorwärts. Auf den glatten und feuchten Steinen rutschten ihnen die Füße weg, so daß sie stellenweise ein größeres Stück abwärtsglitten, als sie hinaufgestiegen waren. Sie versuchten auch, auf allen vieren zu kriechen. Das ging zwar besser, aber doch nicht gut, denn die Waffen, die sie bei sich trugen, behinderten den Gebrauch ihrer Hände.

Aber auch dieser schlechte Abschnitt des Weges wurde überwunden, und dann standen sie nach einer Weile vor der Höhle.

So wie damals der alte Jäger trockene Zweige gesucht und in die Höhle getragen hatte, so taten dies jetzt seine beiden jungen Begleiter. Sie trugen ganze Arme voll Reisig in die Höhle, wovon es überall ringsum ziemlich viel gab; es war auch gut ausgetrocknet. Sie warfen es auf einen Haufen zu dem kleinen Feuer, das aus den Funken aufloderte, die der alte Jäger geschlagen hatte und die wie glühende Pfeile in das vorbereitete Häufchen trockener Gräser, Moose und Flechten geflogen waren. Die Jünglinge legten eifrig an, so daß nach einer Weile am Rande der Höhle ein großes Feuer brannte, in das der Alte starke und dicke Knüppel harzhaltiger Äste steckte, die ihnen auf dem Weg in das Dunkel der Höhle leuchten sollten.

Als sie sich dann nach einer Weile auf den Weg machten, gingen sie im ungewissen Schein der qualmenden Fackeln denselben Weg, den die Bärin gegangen war. Sie querten den felsigen Hang und schritten den schmalen Lehmweg an der Höhlenwand entlang, einer hinter dem anderen, langsam und vorsichtig.

Der Alte schritt voran und beobachtete im schwachen Schein der Fackel sorgfältig den Steig, den sie entlanggingen. Lange bewegte er sich schweigend, dann aber schrie er vor Freude auf. Mit einem glücklichen Lachen auf dem breiten Gesicht wandte er sich zu den jungen Jägern um und zeigte mit der Hand auf zahlreiche Bärenfährten, die sich in den feuchten Lehm abgedrückt hatten. Die Spuren kreuzten sich, die einen führten in die Höhle, andere, deutlichere aus der Höhle hinaus. Sie waren von verschiedener Größe; neben großen, die riesigen alten Bären oder Bärinnen gehörten, waren auch mittlere, ja sogar ganz kleine, die die Pfoten der allerkleinsten Bärchen hinterlassen hatten. Es gab hier viele Spuren, denn jeder der Höhlenbären drückte hier seine Tatzen ab; aus einem schmalen Spalt im Höhlendach tropfte ununterbrochen Wasser, das unten auf dem Höhlenboden den Lehm immer feucht erhielt, so daß sich die schweren Bärenpranken tief in ihn eindrückten.

Die Jäger waren mit ihrer Entdeckung zufrieden, und ihre Herzen bebten in der ersten Vorahnung des großen Kampfes, den jeder in seinen Gedanken mit phantastischen Träumen und Vermutungen ausstattete, die aus ihren Gedanken alles andere verdrängten. In diesem Augenblick vergaßen die Männer ihre ermüdende Jagd auf den Hirsch, vergaßen ihre Höhle, die Pracht der aufgehenden und unter-

gehenden Sonne, die Schönheit eines sonnigen Tages, das bleiche Licht des Mondes und der Sterne, sie vergaßen die ganze Welt.

Als erster löste sich der Alte aus diesem mächtigen Bann. Er schwang mehrfach heftig die erlöschende Fackel, und als sie erneut mit hellerer Flamme loderte, setzte er den Weg fort. Sein Schatten lief in monströsen Formen über die Unebenheiten der Höhlenwand, verkürzte sich und dehnte sich wieder in riesenhafte Längen, versteckte sich unter einen Felsvorsprung, verlor sich im Dunkel eines Seitenganges, kam aber schnell wieder daraus hervor und lief voran, als fürchte er die Finsternis, die ihn spurlos verschluckte, und als fürchte er, von den beiden anderen Schatten eingeholt zu werden, die ihn ständig verfolgten und sich an seine Fersen hefteten. Plötzlich aber blieb er wie angewurzelt stehen.

Da stand der alte Jäger. Er blickte auf einen kleinen Steinwall, der nach dem Weg zu von zwei ungeheuren Blöcken abgeschlossen wurde, auf der anderen Seite aber bald in die kleine Ebene des erhöhten Lehmbodens der Höhle überging, die an dieser Stelle ziemlich schmal war. Der Steig, der sich eng an der Höhlenwand entlangzog, führte hier durch einen kurzen, wenig breiten Spalt, der zu einem Überfall auf die Bären geradezu geschaffen war.

In den Sinnen des alten Mannes leuchtete die Erkenntnis auf, daß dieser Platz im kommenden Frühling zum Schauplatz der großen Jagd werden würde. Derselbe Gedanke ging auch seinen Söhnen durch den Kopf.

Darum war es notwendig, sich diese Stelle genau anzusehen. Während der Alte den Steinwall in seiner ganzen Länge untersuchte, widmeten sich die jungen Jäger dem schmalen Spalt, prüften seine Höhe und Breite, stiegen auf die großen Blöcke und probierten aus, wie tief sie von dort mit ihren knotigen Keulen nach unten reichten. Als sie das alles erforscht hatten, besahen sie sich die Höhlenwand genau, und in ihren Mienen zeigte sich ein freudiges Grinsen, als sie sahen, daß unmittelbar hinter dem Spalt eine flache Nische dunkelte, die einem Jäger bis zu einem plötzlichen und unerwarteten Überfall zum Unterschlupf dienen konnte. Auch der alte Jäger untersuchte die Umgebung der engen Stelle genau, und auch über seine Mienen breitete sich der Ausdruck der Zufriedenheit. Dann glitten alle durch die Engstelle und eilten weiter den Steg entlang in die finstere Tiefe der Höhle. Nach einer Weile blieben alle stehen und horchten angestrengt. In ihren Gesichtern spiegelte sich Unruhe wider, und die Augen glühten ihnen in seltsamer Erregung. Aus der dunklen Ferne drang ein leises Rauschen und Murmeln an ihr Ohr, dessen Ursprung sie sich nicht zu erklären vermochten. Sie sahen einander an und überlegten, ob sie weitergehen sollten oder umkehren, denn sie waren allem Unbekannten und Fremden gegenüber schon von Natur aus wachsam und vorsichtig, und diese Eigenschaft, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, schützte so manchen dieser Menschen vor einem schmerzvollen Tode. Aber das eintönige leise Geräusch beruhigte sie langsam, so daß sie sich nach einer Weile wieder auf den Weg machten.

Sie gingen aber mit großer Vorsicht voran, jederzeit zur Flucht bereit, wenn dies notwendig sein sollte.

Je stärker und deutlicher aber die geheimnisvollen Laute wurden, desto mehr beruhigten sich die Jäger, denn sie erkannten, daß dieses Rauschen und Murmeln vom Wasser herrührte. Und es dauerte nicht lange, da standen sie vor dem Steinwall, hinter dem sich der unantastbare Platz der Höhlenbärinnen und ihrer kleinen Bärchen befand.

Ohne langes Überlegen krochen die Männer auf den Steinwall hinauf. Im schwachen Schein der qualmend brennenden Fackeln sahen sie unter sich ein kleines Bächlein, das aus der einen Höhlenwand hervorsprudelte und sich nach kurzem Lauf über den Höhlenboden in der anderen Wand verlor. An seinen beiden Ufern lagen einige halbzerfallene Skelette von kleinen Bären, die höchstens ein Jahr alt waren; an einer Stelle, unmittelbar vor ihnen am Fuß des Steinwalls, sahen sie ein kleines Häufchen Knöchelchen, die letzten Überreste eines Bärchens, das schon wenige Tage nach seiner Geburt verendet war, bevor es noch die Sonne, die Berge und Wälder sehen konnte.

Die Jäger sahen ohne Interesse und Erregung auf dieses Häufchen weißer Knochen herab und krochen nach einer Weile auf ein Zeichen des Alten wieder von dem Steinwall zurück. Dann gingen sie noch ein Stück in einen der großen Seitengänge hinein, kehrten aber bald zurück, denn auch die letzten Fackeln waren herabgebrannt.

Raschen Schrittes eilten sie wieder zum Eingang der Höhle; als sie ihn erreichten, sahen sie, daß draußen schon sternklare Nacht war. Darum kratzen sie die Feuerstelle auseinander, scharften die glühende Asche auf ein Häufchen zusammen, warfen ein wenig trockenes Gras und Moos darauf und schürten so ein neues Feuer, das mit seinen unzähligen roten Zünglein gierig die trockenen Zweige beleckte, die von den Jägern aufgelegt wurden.

Schon nach kurzer Zeit flackerte im vorderen Teil der Höhle, in der Nähe des Einganges, lustig ein großes Feuer, das ringsum helles Licht und angenehme Wärme verbreitete.

Still saßen die Männer daran und blickten gebannt in die Flammen. In ihren Sinnen, die von so viel Eindrücken und Vorstellungen noch ganz erregt waren, begannen sich die Phantasiebilder höchsten Heldentums abzuzeichnen, kühnsten Mutes und ungeahnter Kräfte, Träume, die sich nach einiger Zeit in die großartigsten und tapfersten Taten umwandeln sollten.

Und draußen schritt die Nacht still über die schlafende Landschaft . . .

Schon früh am Morgen verließen die Jäger die Höhle und machten sich auf den Rückweg. Als sie in das Tal hinabgestiegen waren, warfen sie die Steine zur Seite, die sie über dem Hirschfleisch aufgehäuft hatten, wickelten es aus und verteilten es unter sich; dann eilten sie den Fluß entlang zu ihrer Höhle zurück, wo sie schon

ungeduldig erwartet wurden. Als sie schließlich nach geraumer Zeit vor dem niedrigen Eingang zur Höhle standen, wurden sie von den Frauen und Kindern mit freudigen und hungrigen Schreien begrüßt . . .

Der Herbst neigte sich seinem Ende zu und wollte seine Herrschaft dem Winter überlassen. Die Tage wurden kürzer, die Nächte länger, und häufig bedeckte sich nach einem scharfen Frost die ganze Landschaft frühmorgens mit glitzerndem Reif. Kalte Winde rissen von Baum und Strauch buntgefärbtes Laub, bargen es in ihre weiten Arme, trugen es mit sich fort und drehten sich mit ihm in wilden Wirbeln hoch in die Lüfte, bis sie es schließlich mitleidlos zu Boden schleuderten und damit das welke Gras bedeckten. Im Tal wälzte sich der Nebel in dichten Schwaden und hüllte den tosenden Fluß in einen weißen, undurchsichtigen Schleier. Graue Wolken verhüllten für lange Zeit das Blau des Firmamentes, und aus ihren finsternen Vorhängen fiel immer häufiger und anhaltender leichter Regen, der mit seiner feuchten Kühle die ganze traurige Gegend erfüllte. Und wenn sich das Nebelreißen in einen heftigen Regenguß verwandelte, schien der Himmel die liebliche Schönheit des verlorenen Frühlings, die süßen Annehmlichkeiten des vergangenen Sommers und die verschwenderische Buntheit des sterbenden Herbstes zu beweinen.

Schon seit mehreren Tagen tummelte sich die Bärin mit ihren kleinen Bärchen nur in der nächsten Umgebung der Höhle, aus der sie alle im Frühling gekommen waren. Die alte Bärin war dick geworden, und auf ihrem Rücken über den Vorderbeinen ragte ein mächtiger Fetthöcker empor, der als ausgiebiger Fettspeicher für den langen Winterschlaf diente. Auch die beiden Bärchen waren wohlgenährt und kugelrund, aber ein Fetthöcker erhob sich nur auf dem Rücken des einen von ihnen; das Bärchen, dem im Sommer das Bein zerschmettert worden war, war nicht mehr fähig, genügend Fett aufzuspeichern.

Das Grau der regnerischen Herbsttage spiegelte sich jetzt auch im Leben der Bärchen wider. An kühlen und regnerischen Tagen war es mit ihrer Heiterkeit und Verspieltheit vorbei, und mit zotteligen und triefenden Fellchen schlichen sie traurig hinter ihrer Mama her.

Die Kälte konnte ihnen aber nichts anhaben. Schon vor längerer Zeit, als von naßkaltem Wetter noch bei weitem keine Rede war, wurde ihr langhaariges, schütteres Fell durch feine, seidige Härchen verdichtet, die Bärchen und Bärin vor Kälte und Feuchtigkeit schützten. Gleich einer weisen Mutter schien sich die Natur rechtzeitig um ihre Kinder zu kümmern und sie durch Winterpelze vor den herbsthlichen Unbilden der Witterung zu schützen.

Die Bärin wurde unruhig. Dauernd strich sie um die Höhle, mehrmals hielt sie vor ihrem Eingang an, blickte lange zu ihm hin, witterte und schnupperte, aber dann wandte sie sich immer wieder von ihm ab. Je mehr die Zeit verging, desto

weniger entfernte sie sich von der Höhle, als wüßte sie, daß sie sie doch eines Tages würde aufsuchen müssen, um darin ein warmes, vom Höhleneingang möglichst weit entferntes Eckchen zu finden, wo sie mit den Bärchen im tiefen Schlaf die Zeit verbringen konnte, in der die ganze Gegend von Schnee bedeckt und vom eisigen Atem des Winters erfüllt war.

Und die Tage wurden immer naßkalter und unfreundlicher.

Als dann eines Tages ein kalter Nordwind über die Berge daherjagte und Schwaden grauer Wolken mitbrachte, aus denen ein dichter und grauer Regen fiel, da drängten sich die Bärchen unter einen überhängenden Felsen, schmiegteten sich aneinander und bargen ihre kleinen, vorwitzigen Näschen zwischen die zottigen Tatzen. Eine Weile blickten sie traurig in das eintönige Grau des Regentages, aber dann schlossen sie plötzlich die Lider, und das monotone Geräusch des Regens wiegte sie in den Schlaf.

Die Bärin stand daneben und nickte sorgenvoll mit ihrem großen Schädel. Sie fühlte schon die Zeit herankommen, da sie mit ihren Kleinen für lange Zeit die Höhle würde aufsuchen müssen. Aber zuvor mußte noch eines getan werden. Und deshalb rüttelte sie, sobald es aufgehört hatte zu regnen, ihre Bärchen auf, und ob sie wollten oder nicht, mußten sie den windstillen Unterschlupf verlassen und der Bärin folgen, die sie zu einer nahen Waldwiese führte. Als sie dort bei Wind und unangenehmem Nebelreißen anlangten, grub die Bärin aus der Erde die Knollen und Wurzeln irgendwelcher Pflanzen aus, die sie fraß und auch ihren Bärchen zum Fressen anbot. Die stürzten sich mit Appetit darauf, aber kaum hatten sie das erste Mal hineingebissen, spuckten sie sie gleich wieder aus, so widerwärtig und bitter schmeckten sie. Aber die Bärin beachtete weder ihr Schnauben noch ihr Grimassenschneiden und nötigte sie immer wieder, einige davon zu verzehren. Als die Bärchen nicht gehorchen wollten, wurde die Bärin zornig und stopfte einem nach dem anderen einige von den widerlichen Wurzeln ins Mäulchen, die sie hinunterschlucken mußten. Dabei scherte sie sich nicht um ihr zweifeltes Weinen und Klagen. Die Würzelchen schmeckten zwar schlecht, stellten aber in dieser Jahreszeit eine große Wohltat dar, da sie die Eingeweide leerten und so den Winterschlaf angenehmer und gesünder machten.

Dann trotteten sie noch einen oder zwei Tage durch die Gegend, und als die ersten Schneeflocken vom Winde herbeigetragen wurden, wandte sich die Bärin der Höhle zu, lief mit ihren Bärchen in sie hinein, und nach einer Weile waren sie alle in der Finsternis verschwunden.

Sie gingen denselben Weg, den sie im Frühjahr gekommen waren. Nur auf dem Lehm-pfad hielt die Bärin einen Augenblick an und beschnupperte sorgfältig eine merkwürdige Spur, die einen besonderen, durchdringenden Geruch hatte, der sie unangenehm erregte und beunruhigte. Das waren die Spuren der drei Neander-taler, die vor kurzem die Höhle besucht hatten. Ihre Fußstapfen hoben sich deut-

lich von der weichen und feuchten Höhlenerde ab, und der Geruch der menschlichen Körper haftete ihnen noch an.

Die Bärin reckte Kopf und Hals und witterte lange, aber der leichte Luftzug trug keinerlei verdächtigen Geruch heran. Darum setzte sie nach kurzem Verharren ihren Weg fort, jederzeit zum Angriff bereit, wenn immer ein solcher notwendig sein sollte.

Aber nichts geschah, und der unangenehme Geruch verlor sich immer mehr; als die Bärin den Steinwall überklettert hatte und mit den Bärchen am Bächlein angelangt war, verschwand er völlig. Das beruhigte sie mehr als die Anwesenheit einiger Bärinnen, die schon vor ihr hier eingetroffen waren.

Die Bärin fand ihr altes Plätzchen unter dem Felsenvorsprung und legte sich hin, ihre Bärenkinder schmiegen sich an sie, und dann fielen alle nach kurzer Zeit in einen langen, tiefen Schlaf . . .

Draußen wurde es inzwischen immer schlimmer. Kalte Winde wehten über die Landschaft hin, und Schneestürme verhüllten die Berge, Wälder und Täler. Das heitere Leben dieser Gegend war für lange Zeit unter der weißen Decke aus kaltem Schneestaub begraben.

Traurig und schwer war in dieser Zeit das Leben für die Neandertaler. Der Hunger war ein häufiger Gast, und das kleine Feuer reichte nicht aus, die Kälte aus der Höhle zu vertreiben.

In Felle gehüllt, krochen die Männer in den frostigen Nebel und in den kalten Wind hinaus, mühten sich schwerfällig durch den Schnee zur Steppe oder zu den Wäldern, wo sie mit unendlich viel Mühe das Wild verfolgten, wobei sie immer wieder über vom Schnee verwehte Baumstümpfe, entwurzelte Stämme und Felsblöcke strauchelten und sich dabei verletzten; bisweilen stürzten sie auch in Gruben, die von Schnee überdeckt waren. Ihre Strapazen vervielfachten sich, als sie von einem Schneesturm überrascht wurden. Unter Aufbietung aller Kräfte mußten sie sich hindurchmühen, langsam und schwer, aber unaufhaltsam, denn auch eine kleine Ruhepause konnte sie das Leben kosten. Der von einem starken Wind gejagte Schnee stach sie wie mit scharfen Nadeln ins Gesicht und legte über ihre Felle dicke, unangenehm kalte Polster. Der lange und schütterte Bart, vom heftigen Ausatmen feucht geworden, war von weißem Rauhreif bedeckt, der sich auffällig vom braunschwarzen Gesicht abhob.

Es geschah häufig, daß alle diese Mühen vergebens waren. Zu Tode erschöpft und mit blutig entzündeten Augen kehrten die Jäger nach einem ganztägigen Umherstreifen mit leeren Händen in die Höhle zurück. An solchen Tagen legten sich alle hungrig schlafen, hatten aber die Hoffnung, daß die Jagd an den kommenden Tagen glücklicher und ergiebiger verlaufen und den Hunger aus ihrer Höhle vertreiben werde.

Und so vergingen den Neandertalern die Wintermonate langsam und größtenteils unter Hunger und Strapazen. Wenn sie nicht auf der Jagd waren, saßen sie schweigend um das Feuer, und durch ihre Sinne zogen wie Truggebilde die Bilder von sonnigen und warmen Tagen mit einer üppig grünen Landschaft und zahlreichem Wild, das die Erinnerung an Tage des Wohllebens und süßen Nichtstuns heraufbeschwor. Aus ihren sehnsüchtigen Grübeleien wurden sie nur durch das schmerzende Hungergefühl und die Schreie der hungrigen Kinder geweckt, die oftmals aus unruhigem Schlaf emporschreckten.

Das dauernde Zurückdenken der armen Urmenschen an die grüne Pracht der Landschaft und die wärmende Sonne schien gleichsam irgendwelche unbekannte Götter zu erweichen, die nach ihrem Ratschluß die Gegend von dem weißen Fluch zu befreien beschlossen. Irgendwoher aus dem Süden jagten warme Winde daher, unter deren lauem Wehen der Schnee schmolz und sich in Ströme schmutzigen Wassers verwandelte. Auch die Sonne schien heiterer und half mit ihren wärmenden Strahlen, die Schneedecke zu schmelzen.

Der Winter aber wehrte sich; er wütete mit heftigen Schneestürmen und Regenschauern, tobte mit strengen Frösten, aber das bedeutete alles wenig, wenn sich das Frühjahr angemeldet hatte; ein Tauwetter folgte dem anderen, die Schneestürme verwandelten sich in Regenwetter, und die Fröste hatten nicht genügend Kraft, um den weich gewordenen Boden zu Stein zu härten. An den Waldrändern erblühten Krokus, Levkojen, Schneeglöckchen und Leberblümchen, und längs des Bächleins, das von Haselnußstauden mit unzähligen, gelblich stäubenden Kätzchen gesäumt war, rüsteten sich auch Sumpfdotterblumen, Scharbockskraut und Himmelschlüssel zum Aufblühen.

In der Schönheit und Wärme des kommenden Frühjahrs vergaßen die Neandertaler bald alle Leiden der Wintertage und -nächte. Ihre Jagdzüge waren nicht mehr so anstrengend und kräfteverzehrend, und fast nie kehrten sie ohne Beute zurück. Die Kinder, die vom langen Aufenthalt in der Höhle bleich geworden waren, bekamen an der Sonne bald wieder gesunde Farben und tummelten sich fast den ganzen Tag lustig vor der Höhle.

Nur der alte Jäger wurde unruhig, und das um so mehr, je näher der Frühling kam. Immer wieder blickte er zu den Gipfeln der fernen Berge, und als von ihnen die letzte Schneehaube verschwunden war, entschloß er sich, zu dem großen Abenteuer aufzubrechen.

An diesem Abend sprach er mit bellenden Lauten lange zu den Jägern. Er erzählte ihnen, daß es notwendig sei, möglichst bald nach den Bergen zu ziehen, wenn die Jagd auf die Höhlenbären gelingen sollte. Die Jungen nickten zustimmend mit den Köpfen, und ihre Augen glühten vor Erwartung und Sehnsucht nach dieser großartigen Jagd.

Sie beschlossen, bereits am nächsten Morgen aufzubrechen.



Die Sonne wärmte schon angenehm, als sie sich am nächsten Tage auf den Weg machten. Sie wanderten nicht allein, diesmal begleitete sie die ganze Horde.

An der Spitze der kleinen Truppe schritt der Alte, dessen Faust den Steinkeil fest umschloß, hinter ihm gingen die Frauen und Kinder, die auch die spärliche Wegzehrung trugen, und am Ende die beiden jungen Jäger, mit starken, knorrigen Keulen bewaffnet. Am Gürtel trugen sie außerdem Lederbeutelchen, in denen kleine und größere Steinwerkzeuge klapperten.

Sie wanderten langsam durch das blühende Tal immer flußaufwärts; häufig mußten sie ausruhen, denn die Frauen und Kinder ermüdeten leicht. Aus diesem Grunde hatten sie abends, als sie sich irgendwo am Fuße des Berges unter einem überhängenden Felsen zum Schlafe lagerten, nicht mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt.

Erst am Nachmittag des folgenden Tages langten sie unterhalb des Berges mit der Höhle an. Sie verzehrten die Reste ihrer schmalen Vorräte; und während die Frauen und die Kinder ausruhten, trat der alte Jäger zu seinen beiden jungen Gefährten und schüttete aus den Lederbeuteln, die sie abgelegt hatten, die Steinwerkzeuge auf die Erde. Lange und sorgfältig sah er sie durch und nahm auch dieses und jenes in die Hand, um sich davon zu überzeugen, daß es gut und fest darin lag. Zufrieden nickend stellte er fest, daß alle mit Sorgfalt hergestellt worden waren und daß an keinem ein scharfer oder spitzer Vorsprung festzustellen war, der in die Handfläche stach oder sie sogar verletzen konnte. Dann aber kamen ihm plötzlich Zweifel, ob die Zahl der Werkzeuge auch ausreichen würde, wenn die Jagd erfolgreich verlief; denn dann werden alle viele scharfe Messerchen, Schaber und Klingen brauchen, wenn die Körper der erlegten Bären schnell geteilt und auch die Häute schnell verarbeitet sein sollen. Es mußte auch damit gerechnet werden, daß die scharfen Spitzen und Kanten vieler Geräte bald stumpf und diese Geräte bei der Reparatur durch einen unvorsichtigen Schlag völlig unbrauchbar wurden. Darum wandte er sich nach einer Weile den beiden jungen Urjägern zu und erklärte ihnen etwas, lange und umständlich. Dann standen alle drei auf, gingen zum Flußufer und suchten aus seinen Schotteranschwemmungen längliche Kieselsteine, die sie seitwärts auf ein Häufchen legten. Als sie davon genug hatten, setzten sie sich in der Nähe des Häufchens nieder und lasen sie sorgfältig aus, wobei sie von ihnen nur

die geeignetsten Steine aussuchten. Sie verteilten sie unter sich, gaben auch den Kindern welche, und dann machten sie sich auf den Befehl des alten Jägers alle auf den Weg zur Höhle.

Der Abend war schon hereingebrochen, als sie vor dem Eingang zur Höhle standen. Alle waren erschöpft, und dennoch konnten sie nicht gleich ausruhen. Die Kinder und die jungen Jäger trugen aus der Umgebung der Höhle Arme voll trockener Zweige, voll Moos und trockenen Laubes in die Höhle. Der alte Jäger entfachte ein Feuer, und als es hoch aufloderte, legten sich die Kinder mit den Frauen zur Ruhe; sie schliefen bald vor Erschöpfung ein, aber ihr Schlaf war unruhig, denn sie wälzten und drehten sich unablässig auf den Haufen trockenen Laubes und Moores. Auch die jungen Männer fielen nach einer Weile in einen unruhigen Schlaf, denn ihre jungen Körper vermochten der großen Ermüdung nicht länger zu trotzen. Nur der alte Jäger saß in Gedanken versunken am Feuer und wachte über die Ruhe und Sicherheit seiner schlafenden Horde . . .

Das Morgengrauen drang zaghaft in die Höhle und stemmte sich gegen die Lider der Schlafenden. Es weckte die Frauen und die jungen Jäger, aber die Kinder schliefen weiter, zusammengerollt und aneinandergeschmiegt.

Aber auch sie wurden nach einer Weile wach und liefen vor die Höhle hinaus, um mit irgendwelchen süßen und saftigen Knospen ihren Hunger zu vertreiben, der sich unüberhörbar gemeldet hatte. Als sie halbgesättigt zurückkehrten, fanden sie die Männer schon zum Abmarsch in die abgelegeneren Höhlenräume bereit.

Im unsicheren Schein der rauchend brennenden Fackeln schritten sie langsam und vorsichtig durch das Dunkel der Höhle vorwärts. Sie überstiegen den Steinwall, betraten den Lehmweg und schritten auf ihm hintereinander bis zu dem Spalt. Hier blieb der Alte stehen, verließ den Pfad und ging an dem Wall der von der Höhlendecke gefallenen Blöcke entlang zur gegenüberliegenden Höhlenwand, vor der sich eine breite, lehmige Fläche ausbreitete.

Als er sie erreicht hatte, steckte er in einen Riß der Höhlenwand einen brennenden harzigen Ast und begann, auf dem ausersehnen Platz flache Steine zusammenzutragen, mit denen er die zukünftige Feuerstelle pflasterte. Die Frauen halfen ihm dabei, während die jungen Männer mit den Kindern zum Höhleneingang zurückgingen, um weitere trockene Zweige und die restlichen Kieselsteine zu holen.

Als die jungen Jäger mit den Kindern zurückkehrten, loderte auf der mit Steinen ausgelegten Feuerstelle schon ein Brand. Aus dem Feuer ragten einige starke Äste hervor, und der alte Jäger steckte noch eine Reihe neuer hinzu. Die Flammen loderten hoch und verbreiteten weit ringsum Licht und Wärme.

Der Augenblick kam heran, da nach all diesen Vorbereitungen die Jagd beginnen sollte. Einer der jungen Jäger, bewaffnet mit einer knotigen Keule und einem Faustkeil, postierte sich hinter einem großen Block an der Enge, der zweite, nur mit einem Steinkeil bewaffnet, drückte sich in die flache Vertiefung der Höhlen-

wand an der anderen Seite der Engstelle. Der alte Jäger stellte sich mit einem knotigen Knüppel in der einen Hand und einer brennenden Fackel in der anderen auf den Gipfel des Steinwalles in der Nähe des Feuers und entrang seiner Kehle einen starken und rauhen Schrei, der schauerlich durch die Stille der unterirdischen Finsternis hallte. Dann schleuderte er mit einem mächtigen Schwung seines muskulösen Armes den brennenden Ast weit vor sich, sprang zum Feuer zurück, warf einige Handvoll feuchten Moooses in die Flammen, so daß aus dem Feuer augenblicklich eine Säule stickigen Qualmes aufstieg, den der Luftzug weit in die dunklen Gänge trug. Dann riß er aus dem Feuer einen brennenden Ast und warf ihn mit einem neuen schrecklichen Schrei weit vor sich in die Höhle.

Zu seinem wilden Geschrei gesellten sich die furchtbaren Aufschreie der jungen Männer, das Lärmen der Frauen und das Kreischen der Kinder. Durch die Gänge der Höhle toste ein schreckliches Gebrüll, vom Echo vielfach verstärkt und immer wieder zurückgeworfen. Wenn es einmal verstummte, ertönten gleich neue Schreie, die wieder zu einem einzigen Gebrüll zusammenflossen, das schauerlich durch die unterirdischen Räume klang . . .

Der ungewohnte Lärm schreckte die Höhlenbären aus dem Schlafe, denn sie schliefen jetzt nicht mehr so tief wie mitten im Winter. Verdrießlich erhoben sie sich von ihren Lagern und standen eine Weile unentschlossen, denn sie wußten nicht, was sie da in ihrer Ruhe störte.

In einem der kleinen Seitengänge wurde von dem Lärm ein alter, großer Bär geweckt. Er brummte ärgerlich, trat unruhig von einem Bein auf das andere, und als der Lärm nicht nachließ und seine Nüstern den stechenden Geruch des Rauches und Qualmes wahrnahmen, entschloß er sich zum Verlassen der Höhle. Er schritt vorsichtig durch die schwarze Finsternis, durch das anwachsende Geschrei und den schärferen Geruch des Qualmes immer mehr beunruhigt.

Als er schließlich die Stelle erreichte, wo der Seitengang in den Hauptgang mündete, hielt er bestürzt an und blickte mit starrem Entsetzen nach vorn. Mitten vor ihm qualmte an der Höhlenwand ein großes Feuer, und daran schrien die Frauen und kreischten die Kinder, unweit davon auf der Höhe des Steinwalles stand ein alter Mann mit einem brennenden Ast in der Hand, den er heftig hin und her schwang und dann im großen Bogen nach dem überraschten Bären warf. Der brennende Ast sauste in der Nähe des Bären dumpf gegen die Höhlenwand und fiel mit einem glühenden Schwarm leuchtender Funken auf die feuchte Erde.

Der Bär sprang zur Seite und floh mit einem schrecklichen Aufbrüllen zur gegenüberliegenden Höhlenwand, erreichte den Lehmweg und lief auf ihm zur Engstelle. Der alte Urjäger entrang seiner Kehle einen Warnschrei, der die jungen Urjäger auffordern sollte, den Bär durch die Spalte zu lassen, ohne ihn anzugreifen, weil es ein altes, riesiges Tier war, das in seinem Entsetzen und seiner Wut für die Angreifer den sicheren Tod bedeutete.

Die jungen Jäger gehorchten dem Warnruf; sie ließen den Bär anstandslos den Spalt passieren und aus der Höhle entfliehen.

Noch mehrere große Bären und Bärinnen kamen ohne Mißgeschick durch diesen Spalt und entgingen damit dem Tode.

Der Jüngling, der hinter dem riesigen Block an der Engstelle verborgen war, sprang auf einen der Felsblöcke, legte sich darauf und beobachtete die fliehenden Bären. Plötzlich sah er aus dem schwarzen Dunkel eines Ganges einen jungen, noch nicht sehr großen Bären herauskommen. Der Alte schrie freudig auf und warf einen brennenden Ast nach dem Tier, der es nur um ein Stückchen verfehlte.

Der Bär brüllte erschreckt auf, drehte sich eine Weile ratlos im Kreise, aber dann floh er schnell zur Engstelle. Der junge Jäger glitt rasch von dem Block zur Erde, umschloß mit seiner Faust die knotige Keule, holte zum Schlage aus, und als der Bär durch die Enge gelaufen kam, hörte man einen pfeifenden Ton, und auf den Schädel des Tieres, direkt auf seine Stirn, sauste ein schrecklicher Schlag nieder, der den Bären augenblicklich seiner Sinne beraubte. Nachdem er zu Boden gesunken war, schlug der Jäger mit dem Faustkeil so lange auf ihn ein, bis ihm das letzte Fünkchen Leben entwich. Dann zog er mit Hilfe des anderen den erlegten Bären vom Pfad weg; sie warfen ihn zur Seite und legten sich erneut auf die Lauer. Vor Stolz über die erste seltene Beute schwoll ihnen die Brust, ihre Gesichter zerflossen zu einem breiten Lachen, und weit durch die Höhle klang ihr siegreiches und stolzes Geschrei.

Es dauerte nicht lange, und ein neuer Warnruf des Alten drang an die Ohren der Jünglinge. Sie hielten sich bereit, und nach einer Weile starb ein zweiter junger Bär unter den wütenden Schlägen ihrer Waffen.

Noch einen weiteren Bären erlegten sie so, aber dann geschah das Unglück.

Gleich als die ersten Schreie der Urmenschen durch die Höhle klangen, bemächtigte sich der Bärinnen hinter dem Steinwall eine große Verwirrung. Von dem Lärm und dem aufregenden Geruch von Qualm und Rauch erschreckt, liefen sie bestürzt hin und her und brumnten drohend. Nach einer Weile erstiegen einige den Steinwall, als sie aber in der Ferne vor sich das lodernde Feuer sahen und in dessen Nähe mehrere schreiende Urmenschen mit brennenden Ästen in den Händen, erstarrten sie vor Überraschung. Mit weit aufgerissenen Augen schauten sie in das helle Feuer und auf die schwarzen Schatten, die es im schwachen Schein umsprangen.

Aus ihrer Erstarrung riß sie der Schrei des alten Jägers, mit dem er seine jungen Gefährten vor dem Angriff auf den alten, ungeheuren Bären warnte, der erschrocken und erzürnt als erster die Flucht aus der Höhle wagte. Als die Bärinnen sahen, daß sie ihm und auch den ihm folgenden Artgenossen gelang, versuchten auch sie durchzukommen; einige Bärinnen flüchteten allein, andere mit kleinen Bärchen, die sie hier vor einem Jahr geboren hatten. Alle entkamen glücklich. Hinter dem



Wall blieben nur jene Bärenmütter, die erst vor kurzer Zeit ein kleines Bärchen bekommen hatten. Sie waren entschlossen, bei ihren Bärenkindern zu bleiben und sie zu schützen, was da auch immer kommen mochte. Sie waren entschlossen, gegen jeden und jedes zu kämpfen, zu siegen oder zu fallen, nur ihre kleinen, noch blinden und völlig hilflosen Jungen wollten sie nicht verlassen.

Unter ihnen blieb hinter dem Steinwall auch jene Bärin, die den Winter mit ihren zwei ausgelassenen Bärchen unter dem Felsenvorsprung in der Nähe des Bächleins verschlafen hatte. Sie wollte aber nicht hierbleiben. Schon lange wollte sie fliehen, vermochte aber das eine ihrer Bärchen nicht aus dem Schlaf zu wecken. Vergeblich versuchte sie es mit zärtlichem Brummen, vergeblich beutelte sie es leicht mit der Tatze, das Bärchen bewegte sich nicht und schlief immer weiter.

Die Bärin wurde schon zornig, ging ungeduldig um den kleinen Schläfer herum, beutelte ihn immer heftiger und rücksichtsloser, und als das alles nichts half, beugte sie sich über das Bärchen und wollte es mit dem Kopf vom Lager werfen. Aber als sie mit ihrer Schnauze sein Körperchen berührte, schoß blitzartig eine grausame Erkenntnis durch ihr Gehirn. Das Bärchen war kalt und steif. Es lag zu einer Kugel zusammengerollt, aber es schlief nicht – es war tot.

Es hatte einen leichten und schmerzlosen Tod gehabt, den es selbst nicht merkte, als er kam. In dem langen Schläfe starb es plötzlich an Entkräftung, denn die Fettschicht unter seinem zottigen Fellchen reichte nicht aus, um sein Körperchen über den ganzen Winter zu ernähren, und einen Fetthöcker, wie ihn die Mama und das Bruderchen hatten, besaß es selbst nicht, denn das gebrochene Beinchen und der Zahnwechsel hatten zweimal sein Dickwerden und den Fettvorrat in seinem Höcker beschränkt. Darum verlosch sein Leben langsam, so langsam, wie eine Kerze abbrennt.

Als die Bärin erkannte, daß sie dem toten Jungen nicht mehr helfen konnte, suchte sie wenigstens das lebende zu retten. Schnell überstieg sie mit ihm den Steinwall, und dann floh sie entlang der Höhlenwand auf dem Lehmfpfad zu der gefährlichen Engstelle, das Bärchen immer ein Stückchen vor sich.

Eine der Frauen sah das fliehende Bärchen zuerst. Sie stieß einen Schrei aus, mit dem sie die Jäger auf die nahende Beute aufmerksam machte. Dann hob sie von der Erde einen Stein auf und warf ihn wuchtig nach dem Bärchen. Der Stein schlug gegen den Felsen und fiel geräuschvoll auf den Boden der Höhle zurück. Die Kinder begannen zu lärmen, zu kreischen und zu schreien, und mehrmals pfliffen Steine durch die Luft. Und in dem pausenlosen Lärm, der durch die Höhle brauste, ging völlig ein Warnschrei der Neandertalerin unter, die bemerkt hatte, daß dem fliehenden Bärchen eine große Bärin folgte.

Als der erste Schrei der Frau ertönt war, sprangen die jungen Männer schnell auf ihre Plätze und erwarteten gespannt und ungeduldig den Bären. Diesmal stand neben einem von ihnen auch der Alte, denn er war von dem Steinwall herabge-

stiegen und besah sich im unsicheren Schein des brennenden harzigen Astes die erlegten Bären, die unterhalb des Pfades hinter der Engstelle übereinanderlagen. Und das war für die weiteren Ereignisse, die sich dann rasch hintereinander abspielten, sehr wichtig und von großem Glück!

Als das Getrappel des fliehenden Bärchens zu hören war, holte der eine junge Jäger zum Schlage aus und hieb mit dem knotigen Knüppel heftig nach ihm, als es die Engstelle durchlief.

Aber er verfehlte es!

Sein Hieb war für einen größeren Bären bestimmt, darum ging der Schlag daneben und traf nicht mit voller Wucht, sondern streifte den kleinen Bären nur ein bißchen über die Flanke. Das Bärchen schrie klagend auf, mehr vor Schreck als vor Schmerz, und entfloh schnell.

Als der andere Jüngling sah, daß das ein kleiner Bär war, sprang er aus der Nische in der Höhlenwand hervor und wollte ihn verfolgen. Aber bevor er noch den ersten Schritt tun konnte, erstarrte er vor Entsetzen. In der schmalen Engstelle zwischen den Blöcken des Steinwalles und dem Felsen der Höhlenwand erschien mit schrecklichem Aufbrüllen eine mächtige, wütende Bärin und stürzte sich ohne Überlegung auf den Jäger. Ihr starkes Gebiß grub sich in seine Brust, die sie ihm zu einer schrecklichen Wunde zerriß.

Der grausame Schmerz, der den Körper des jungen Mannes durchfuhr, riß ihn aus seiner Erstarrung. Er holte mit dem Arm zum Schlage aus und führte mit seiner muskulösen und zähen Rechten gegen die Bärin einen heftigen Hieb; sein scharfer Faustkeil traf sie am Kopf, genau über das Auge. Der Knochen barst, und das Auge wurde augenblicklich von einem Strahl roten Blutes überströmt.

Die Bärin sprang zurück, heulte vor Schmerz auf, dann stellte sie sich wutentbrannt auf die Hinterbeine, breitete die vorderen Tatzen aus und stürzte sich erneut auf den Jäger, um ihn in tödlicher Umarmung zu zermalmen. Aber bevor ihr dies gelang, sank der Jüngling ohnmächtig zur Erde. Die überraschte Bärin brüllte wütend auf, und das aufgerichtete Vorderteil ihres Körpers fiel mit einem dumpfen Laut sofort zur Erde; sie war bereit, auf den Gefallenen zuzuspringen, um ihn zu zerfleischen.

Und jetzt, im Augenblick höchster Gefahr, sprang der Alte auf die wütende Bärin zu und warf ihr einen brennenden Knüttel heftig gegen den Kopf. Als der Schlag traf, sprühten tausend glühende Funken ringsum; viele davon fielen in ihren zottigen Pelz, und viele flogen in die blutige Wunde über dem Auge, wo sie unerträglich brannten. An ihrem Kopf verbrannten die Zotteln und wurde die Haut anseht.

Durch den unerwarteten Angriff war die Bärin so überrascht, daß sie den ohnmächtig daliegenden Jüngling seinem Schicksal überließ und sich dem neuen Feind zuwandte. Aber bevor sie ihn angreifen konnte, traf ihren Kopf ein zweiter Schlag,

ein dritter und vierter, und jeder schmerzte und brannte, versengte ihre Haut und verbrannte ihr Fell.

Die Wut der Bärin verwandelte sich in schreckliche Furcht, als sie sah, daß ohne Unterlaß eine feurige Schlange sie ansprang und heftige Schläge auf ihren Kopf niedersausen ließ. Schon immer hatte sie das Feuer gefürchtet; darum begann sie auch heute zu weichen und ergriff nach einer Weile die Flucht. Wild jagte sie vorwärts und holte erst kurz vor dem Höhleneingang das Bärchen ein, das von den durchlebten Schrecknissen noch ganz entsetzt war. Das Bärchen schmiegte sich liebevoll an die Bärin, knautschte zufrieden und umsprang sie lustig, aber die Bärin achtete nicht darauf, sondern floh aus der Nähe der Höhle und forderte mit sanftem Brummen das Bärchen auf, ihr zu folgen.

Sie liefen schnell durch den Höhleneingang, ließen die Schönheit der frühlingshaften Natur unbeachtet und mühten sich den Hang zum Gipfel des Berges empor, mit ihren Tatzen die blauen Glocken niedrigen Enzians knickend.

Nach kurzer Zeit verschwanden beide irgendwo in der Ferne . . .

Schlimmer war es in der Höhle.

Kaum hatte der alte Jäger mit dem brennenden Ast die wütende Bärin zur Flucht gezwungen, sprang er zu dem verwundeten Jüngling. Nachdem er den harzigen Zweig durch heftiges Kreisen in der Luft neu entflammt hatte, steckte er ihn in einen Spalt der Höhlenwand; dann neigte er sich über den hingestreckten Körper und warf einen langen Blick auf die schreckliche Wunde an der Brust, aus der das Blut strömte und auf der Erde eine große Lache hinterließ. Das Gesicht des Jungen war totenbleich, die Lider der tief eingefallenen Augen waren geschlossen, die Lippen wurden blau. Mit der Hand umschloß er krampfhaft den Faustkeil, dessen Kante vom Bärenblut bespritzt war.

Der Alte winkte dem zweiten Jüngling. Als dieser herantrat, hoben beide den Schwerverwundeten auf, einer an den Beinen, der zweite an den Schultern, und trugen ihn langsam und vorsichtig zur Feuerstelle. Er lag immer noch in tiefster Ohnmacht, die aber für ihn eine große Wohltat war, denn sie betäubte seine Sinne und befreite ihn vom Schmerz.

Sie legten ihn seitlich der Feuerstelle an der Höhlenwand nieder, und eine der Frauen schob ihm ein paar Handvoll trockenen Mooses unter den Kopf.

Die von dem furchtbaren Kampf erschreckten Kinder näherten sich neugierig dem Verwundeten und sahen ihn verständnislos an. Sie sahen zwar eine große blutende Wunde auf seiner Brust, vermochten aber nicht zu begreifen, warum der Verwundete regungslos dalag, warum er nicht vor Schmerz schrie, warum er sich nicht umherwarf, warum er nicht von Fieber und Frost geschüttelt wurde, wie sie es so oft gesehen hatten, wenn dieser oder jener mit schmerzenden Wunden von der Jagd zurückgekehrt war.

Der Alte verscheuchte die Kinder mit einem langen, sorgenvollen Blick, dann sah er nach dem jungen Jäger. Obwohl er erregt war, bewegte sich in seinem Antlitz kein einziger Muskel. Nur irgendwo tief in seinem Inneren erzitterte ein Schmerz und pochte mit leichten Stößen gegen sein Herz.

Auch der zweite Jüngling stand betrübt über seinem Freund und Jagdgefährten. Auch er ließ durch nichts erkennen, daß sein Herz vom Kummer wie von einem schweren Felsblock belastet wurde; denn er war schon ein Mann und harter Jäger, und den durfte ein Gefühl niemals überwältigen.

Dann kniete der alte Jäger bei dem Verwundeten nieder und wollte ihm den Steinkeil aus der Faust winden; aber der Jüngling umschloß ihn so fest und krampfhaft, daß er ihm deshalb hätte die Finger brechen müssen. Er ließ ihm daher seine Waffe, jedoch der Anblick ihrer Kante, die noch vom Blut der Bärin rot war, erinnerte ihn wieder an die erlegten Bären. Seine Augen erglänzten in wilder Freude, seine Wangen erstrahlten vor Jagdglück, und sein Innerstes erfüllte eine Welle der Zufriedenheit mit den Erfolgen dieser Jagd. Aus dem Menschen wurde wieder der wilde Jäger, hart gegen sich und andere.

Er trat von dem Verwundeten zurück und ging zu dem Häufchen jener Kieselsteine hinüber, die sie aus dem Tal mit heraufgeschleppt hatten. Durch Behauen gab er ihnen eine keilförmige oder mandelförmige Gestalt, wobei er darauf achtete, daß die Spitzen gut herausgearbeitet und die Kanten gut angeschärft wurden. Nach einer Weile setzte sich auch der junge Jäger zu ihm, und durch die Stille der Höhle erklang das eintönige Pochen der Schläge, die die Verwandlung eines gewöhnlichen Steines in ein nützliches Werkzeug bedeuteten.

Rings um die Männer war die Erde von zahlreichen Steinsplintern und Abfällen bedeckt, aus denen die Jäger die größten und geeignetsten aussuchten; durch feinere Bearbeitung fertigten sie aus ihnen verschiedene Messer, Spitzen, Bohrer und Schaber. Sie arbeiteten hurtig, und deshalb waren alle diese Geräte in ihrer Form und Technik weniger vollendet als manche, die sie an anderer Stelle und aus anderem Steinmaterial gefertigt hatten.

Nachdem sie sich eine genügende Zahl geeigneter Geräte hergestellt hatten, gingen sie vom Feuer zu den erschlagenen Bären. Sie ergriffen einen Bären, jeder an einer Vordertatze, und zogen ihn über den Boden der Höhle zum Feuer. Dann kehrten sie zurück und beförderten den zweiten auf die gleiche Weise zur Feuerstelle. Als sie um den dritten kamen, sahen sie, daß ihn schon die Frauen schleppten und die Kinder ihnen dabei halfen; sie hatten nichts dagegen, daß jene sich damit abplagten, denn sie selbst erwartete noch viel andere Arbeit.

Der junge Jäger trat an das Häufchen fertiger Werkzeuge heran und wählte unter ihnen einige aus. Dann kniete er zu einem der erlegten Bären nieder und begann, ihm das Fell abzuziehen.

Da ertönten einsilbige Rufe des Alten. Der Jüngling blickte den Alten an und ver-

suchte die Laute zu verstehen, mit denen dieser zu ihm sprach und die er mit Gesten begleitete, um seine unzusammenhängende Rede verständlicher zu machen. Und der Jüngling begriff bald, was der Alte von ihm wünschte.

Er trat an den Kopf des Bären heran und begann, ihn mit dem Steinwerkzeug mühsam vom Rumpf zu trennen. Mit den scharfen Messern durchschnitt er die Haut, durchtrennte die Bänder der Muskelfasern und zerschnitt die Gefäße und zähen Sehnen; als aber seine Werkzeuge auf die knöchernen Wirbel auftrafen, mußte er die Messer weglegen und durch starke Spitzen und Keile ersetzen, die er zwischen den dritten und vierten Halswirbel hineintrrieb und diese so weit auseinanderstemmte, daß sie mit einem Knall auseinanderbrachen. Dann arbeitete er wieder mit den starken Messern und Schabern, wobei er alle Mühen dieser Arbeit durch seine Kraft und Übung überwand. Und als schließlich der Bärenschädel vom Körper rollte, fletschte er die entblößten Zähne gegen den Schädel seines Gefährten, den der alte Jäger gerade vom Körper getrennt hatte.

Während der Junge den Kopf vom Rumpfe des dritten, letzten Bären abtrennte, schnitt der Alte die mächtigen Beine von den Bärenrümpfen und löste aus ihnen die Arm- und Oberschenkelknochen, die er vom Fleische befreite und mit den Bärenschädeln auf einen Haufen legte. Obwohl er fleißig arbeitete und ihm später der junge Jäger dabei half, dauerte es dennoch eine ganze Zeit, bevor sie alle diese Knochen ausgelöst hatten.

Als sie schließlich fertig waren, zogen sie die Haut von den Beinen; auf die erhitzen Steine, die das Feuer säumten, legten sie Fleischstücke, die sie von den großen ausgelösten Knochen schälten, oder legten auch die kleineren Knochen der Gliedmaßen darauf, die sie von ihrer Fleischhülle noch nicht befreit hatten.

Der Duft des gebratnen Fleisches verbreitete sich um das Feuer und weckte in den hungrigen Kindern die Eßlust. Einer der größeren Knaben schlich sich an das Feuer heran, erwischte ein Stück Fleisch, drückte sich an die Höhlenwand und begann gierig zu essen. Aber bevor er sich dessen versah, riß es ihm ein anderer aus den schmutzigen Händen und biß selbst hungrig hinein. Der Bestohlene lief ihm nach und versuchte, ihm den geraubten Fleischbissen wieder zu entreißen.

Es begann eine wilde Rauferei; die Knaben gerieten aneinander, bissen und kratzten sich, fuhren sich mit den Händen in die zerrauten und strähnigen Haare und balgten sich unbarmherzig, zogen sich an den Ohren und zwickten sich schmerzhaft, und wenn sie sich im hartnäckigen Ringen gegenseitig die Beine unter dem Körper wegrissen, setzten sie den Kampf auf der Erde fort, wobei sie sich wild umherwälzten. Und während sie so rauten, saß unweit davon auf einem flachen Stein ein zerzaustes Mädchen und aß in aller Ruhe das Stück Fleisch, um das sich die Jungen balgten.

Wer weiß, wie lange die Rauferei noch gedauert hätte, wäre nicht eine der Frauen heftig dazwischengefahren. Sie neigte sich über die hin und her rollenden Jungen,

riß sie auseinander, verabreichte jedem von ihnen eine anständige Kopfnuß und steckte jeden in eine andere Ecke. Die Knaben schnitten Grimassen, fuchtelten mit den Fäusten und schrien sich drohend an, aber ihr Kampf war durch das energische Einschreiten der Frau zu Ende gekämpft und für dieses Mal ohne weitere Folgen beendet.

Aber auch ihr Groll dauerte nicht lange. Nach einer Weile saßen sie wieder einträchtig nebeneinander, und jeder nagte den Knochen ab, den ihm die Frauen zugeteilt hatten. Um sie herum saßen auch die übrigen Kinder, und alle kauten mit Appetit an dem halbprohen Bärenfleisch.

Der Duft des gebratenen Fleisches und das laute Schmatzen der essenden Kinder erregte die beiden Jäger so, daß sie ihrer Sehnsucht nach Fleisch nicht widerstehen konnten. Sie setzten sich zum Feuer, und jeder griff nach einem halbgebratenen Stück Fleisch, das sie mit den starken Zähnen vom Knochen rissen und hungrig hinunterschlangen, ohne es sorgsam zu kauen. Ein zufriedener Ausdruck legte sich über ihre Gesichter, und der angenehme Geschmack des blutigen Bärenfleisches, der sich auf der Zunge und im ganzen Munde verbreitete, ließ auch sie nach jedem Bissen laut und genießerisch schmatzen.

Der junge Jäger hielt einen großen Knochen in der Hand, den er dauernd drehte und von dem er das Fleisch abbiß. Dann warf er ihn fort, obwohl noch viel Fleisch daran war; zu anderer Zeit hätte er das nicht gemacht, sondern ihn so abgenagt, daß er weiß gegläntzt hätte. Heute aber gab es genügend Fleisch, und man mußte damit nicht so sorgsam umgehen. Darum suchte er sich ein neues Stück sauberen und saftigen Fleisches aus und warf den halb abgenagten Knochen achtlos beiseite.

Der Knochen schlug gegen die Höhlenwand und fiel zu den Füßen des kleinen Mädchens nieder. Sie nahm ihn in ihre kleinen, schmutzbedeckten Händchen und betrachtete ihn von allen Seiten. Da sie bemerkte, daß er noch voll Fleisch war, leuchteten ihre Augen auf und sie biß herzhaft hinein. Sie riß mit den Zähnen ein Stück ab, und als sie es auf der Zunge spürte, überkam sie der Appetit; lange wälzte sie es im Mund hin und her, kaute mit den Zähnen daran herum, aber schließlich spuckte sie es aus. Es half nichts, mit den Augen hätte sie es gerne gegessen, aber das Bäuchlein mochte nicht mehr.

Eine Weile spielte sie noch mit dem Knochen, aber dann, als ob ihr mit einem plötzlichen Einfall die Erleuchtung gekommen sei, sprang sie auf die Beine und lief zu dem verwundeten Urjäger. In ihrem kleinen Köpfchen zitterte der Gedanke, daß er als einziger noch nicht gegessen und doch sicher Hunger habe.

Das Mädchen stellte sich neben den Verwundeten, reichte ihm den Knochen und forderte ihn mit leisen Tönen voll kindlicher Zärtlichkeit auf, ihn zu nehmen und das darauf verbliebene Fleisch zu essen.

Aber der Verwundete lag regungslos und antwortete dem Kinde mit keinem einzigen Laut.

Das Mädchen blickte ihn eine Weile verständnislos und verwirrt an, aber dann durchfuhr es plötzlich der Gedanke, daß er vielleicht schlafe. Es setzte sich zu ihm und schüttelte ihn leicht an der schweren, muskulösen Hand. Der Verwundete röchelte, stöhnte leise vor Schmerz, aber er öffnete die Augen nicht; da nahm das Mädchen den Knochen, legte ihn in die Hand des in Agonie liegenden Jägers und lief in dem glücklichen Bewußtsein davon, daß der Jäger ihn sofort finden müsse, wenn er aus seinem tiefen Schlaf erwachen würde.

Es lief zu den anderen Kindern ans Feuer zurück, und in seinen Augen leuchteten immer noch die Sternchen primitiven Mitleides, jenes Gefühles, das mit anderen Gefühlen schon vor vielen Tausenden von Jahren im letzten Winkel des Herzens des Neandertaler Urmenschen geboren worden war und in ihm als bescheidenes und unbedeutendes Blümchen heranwuchs, das sich zu dieser Zeit noch nicht zur herrlichen Blüte des Gefühlsvermögens des späteren Menschen entfalten konnte.

Die beiden Männer beendeten bald ihre Mahlzeit und verließen die Feuerstelle. Der Junge begann, das Fell von den Bärenleibern zu ziehen, der Alte ging die Höhlenwand entlang und sammelte flache Kalksteine, die er aufeinanderlegte und so aus ihnen einen steinernen Schrein baute. Als er damit fertig war, legte er die Bärenschädel hinein und umgab sie mit den Arm- und Schenkelknochen.

Dann schrie er nach seiner Horde, und als alle um ihn versammelt waren, stellte er sich an die Stirnseite des steinernen Schreines mit den Bärenschädeln und Knochen, breitete weit die Arme, und aus seiner Kehle quollen besondere, singende Laute. Eine Weile sang er krächzend allein, dann fielen auch die anderen ein, und durch die Stille und Finsternis der unterirdischen Gänge klang ein merkwürdiger monotoner Choral, mit dem die Neandertaler irgendeine Gottheit verehrten, wie es von Geschlecht zu Geschlecht vererbt worden war. Mit diesem singenden Schreien dankten sie für den günstigen Ausgang der Jagd und glaubten nun fest, daß auch die künftigen Jagden reiche Beute bringen würden.

Auf einmal schrie der alte Jäger wild auf, reckte die Hände hoch über den Kopf, warf sich auf die Knie und verneigte sich tief. Er lag regungslos vor dem steinernen Schrein, wobei er mit der Stirn den Boden berührte und die Arme weit von sich gestreckt hatte. Nach ihm fielen auch die übrigen auf die Knie.

Irgendwo weit in der Finsternis verklangen die letzten Töne des seltsamen Liedes. Dann erfüllte eine lastende Stille alle unterirdischen Räume; sie wurde von nichts unterbrochen, nur zeitweilig war das schmerzvolle Ausatmen des verwundeten Jägers oder das Aufklatschen eines Wassertröpfchens zu hören, das aus einem Felsenriß herabtröpfelte und geräuschvoll auf den Boden der Höhle aufschlug.

Der Alte erhob sich als erster und trat mit gemessenen Schritten an den nahen Steinwall. Hier wählte er einen großen, flachen Stein aus und bedeckte damit den Steinschrein wie mit einem Deckel. Dann verneigte er sich erneut tief und schritt wieder zur Feuerstelle. Die übrigen folgten ihm.

Die Zeremonie war damit beendet. Der Gottheit war Dank abgestattet und ihr Anteil an der Beute abgegeben worden: die Bärenschädel und langen Knochen, voll schmackhaftem Mark. Der alte Jäger setzte sich ans Feuer, und seine Gedanken beschworen Erinnerungen an den Bärenkult herauf, an dem er vor vielen Jahren als kleiner Junge mit den Jägern seiner Horde in irgendeiner anderen Höhle teilgenommen hatte. Er überlegte, ob er auch alles richtig gemacht habe, wie er es damals sah und wie es die Gottheit forderte. Zufriedenheit verbreitete sich in seinem Inneren, als er erkannte, daß seine Zeremonie feierlicher und vielseitiger war als die, der er damals beigewohnt hatte.

Nach einer Weile setzten sich auch der junge Jäger, die Frauen und die Kinder ans Feuer, und alle begannen erneut zu schmausen.

Die Sättigung verbreitete in ihren Körpern das glückliche Gefühl der Zufriedenheit und süßen Erschlaffung. Zuerst fielen den Kindern die Augen zu, später auch den Jägern und den Frauen. Nach kurzer Zeit lagen alle um das Feuer und schliefen einen festen, gesunden Schlaf. Nur der alte Jäger sandte, bevor er die Augen schloß, einen langen Blick nach dem schwerverwundeten Jüngling, der immer noch in tiefer Ohnmacht lag; ein Schatten von Sorge zeigte sich auf seinem Gesicht und verschwand auch nicht, als er in einen leichten, greisenhaften Schlaf verfiel.

Das Feuer loderte mit hohen Flammen und erfüllte die ringsum liegenden Schläfer mit angenehmer Wärme. Als es aber alle trockenen Zweige verzehrt hatte, verschwanden die Flammen, und nur die glühenden Holzkohlenstückchen leuchteten durch die schwarze Finsternis . . .

Als die Neandertaler nach vielen Stunden erwachten, entfachten sie das Feuer und aßen viel von dem Bärenfleisch. Dann machten sich die beiden Männer wieder an das Enthäuten der Bärenleiber. Wenn sie ein Fell abgezogen hatten, warfen sie es den Frauen und Kindern zu, und diese entfernten die Reste von Fett und Fleisch mit verschiedenen kleinen Messerchen, Kratzern und Schabern, die die Urjäger aus den Abfällen und Splittern von Quarzit verfertigt hatten.

Die fleißig arbeitenden Neandertaler wurden plötzlich von einem Schmerzensschrei unterbrochen. Er erklang so unvermittelt und war so von Schmerz erfüllt, daß er alle erschütterte. Sie hoben die Köpfe und richteten ihre Blicke auf den verwundeten Jäger. Der wälzte sich im hohen Fieber, schrie und heulte zeitweise vor Schmerz, dann wieder stöhnte er nur leise. Plötzlich richtete er sich auf, öffnete weit die Augen, in denen ein wilder Glanz flammte, und blickte ins Leere; dann atmete er ein paarmal heftig aus und brach gleich darauf zusammen.

Er war tot.

Als erster trat der alte Jäger zu dem Toten. Lange blickte er im stillen Schmerz auf ihn herunter. Kein Ton entrang sich seiner Kehle, kein Seufzer kam über seine Lippen. Er stand wie versteinert, aber in seinem Inneren tobten Schmerz und Groll. Aus dem Chaos dieser zeitweiligen Gefühlsaufwallung legte sich immer stärker



und schwerer die harte Tatsache auf die Seele des Alten, daß sie vor allem einen tüchtigen Jäger verloren hatten, der für das Wohlergehen der Horde viel bedeutete. Im Gesicht des Greises begannen sich tiefe Falten abzuzeichnen, und sein starrer Ausdruck wurde verzagt und fürsorglich.

Auch das Innere des jungen Jägers war von Schmerz und Mitleid aufgewühlt. Seine Sinne erweckten in ihm Erinnerungen an das Vergnügen gemeinsam verbrachter Kindertage, an die Fröhlichkeit ihrer Knabenjahre, an die gemeinsamen Jagden und die hingebende Freundschaft. Aber auch ihm kam nicht ein einziger Seufzer über die festgeschlossenen Lippen.

Dafür klagten die Frauen und Kinder laut mit unangenehmen Schreien und gelenden Tönen, die schrecklich durch die unterirdischen Räume klangen und irgendwo weit in ihren Tiefen erstarben.

Der tote Jäger lag, als ob er schlief. Der schmerzhafteste Ausdruck seines Gesichtes war verschwunden, sein schweres Atmen hatte aufgehört, und seine stöhnenden Seufzer waren verstummt. Sein Kopf ruhte still auf trockenem Moos, und neben seiner ausgestreckten Rechten lagen der Steinkeil und der halbabgenagte Knochen. Der alte Jäger trat nach einer Weile von dem toten Jüngling zurück, ging auf die

andere Seite der Feuerstelle und betrachtete aufmerksam den lehmigen Boden der Höhle. Dann trat er zum Feuer und warf eine Handvoll trockenen Reisigs hinein; als die Flammen hoch emporschlugen und heller leuchteten, rief er mit einem heiseren Aufschrei den jungen Jäger, gab ihm einen langen, spitzigen Stein in die Hand und forderte ihn mit Gesten auf, ihm bei der Totengräberarbeit behilflich zu sein.

Beide Männer knieten nieder und gruben dem Toten mit den spitzen Steinen ein breites, flaches Grab.

Als sie diese traurige Arbeit beendet hatten, trugen sie den Toten in die ausgehobene Grube, legten ihn leicht auf die Seite, zogen ihm die Beine an den Körper und legten ihm den Kopf auf die rechte, zurückgebeugte Hand. Es sah aus, als ob er schlafe. Den Faustkeil, der ihn auf all seinen Jagdzügen begleitet hatte und den er im Todeskampf so krampfhaft festhielt, legten sie neben ihn und gaben ihm noch einige andere, hier gefertigte Waffen und Geräte bei. Dann gingen sie ans Feuer, suchten ein paar der besten Fleischstücke aus und legten sie ebenfalls zu ihm ins Grab. Und während sie seinen Kopf mit flachen Steinen umgaben, trippelte das kleine Mädchen heran und warf zu dem vielen Fleisch noch den halb-abgenagten Knochen in die Grube, den es ihm schon einmal angeboten hatte.

Als sie das Grab zugeworfen und die Erde darüber ein wenig festgetreten hatten, beendeten sie rasch ihre Arbeit mit den erlegten Bären. Sie vierteilten ihre Körper, teilten sich in die abgezogenen Felle und Fleischstücke und verließen kurz danach den Unglücksort. Im matten Schein der brennenden Äste tasteten sie sich durch die Finsternis der Höhle zum Ausgang, und als sie ihn erreicht hatten, stiegen sie seinen steilen Abhang zum Fluß ins Tal hinab.

Nach einer kurzen Rast und nachdem sie ihren Durst mit dem kühlen Wasser des Flusses gestillt hatten, begaben sie sich wieder auf den Weg und verschwanden nach kurzer Zeit langsam in der Ferne, beladen mit einer Menge Fleisch und den willkommenen Fellen, aber um einen jungen Angehörigen ihrer Horde geschwächt, einen stolzen, gewandten Jäger.

Irgendwo hoch oben auf den abschüssigen Felsen verfolgte die riesige Höhlenbärin mit der schweren, nässenden Wunde über dem Auge verstörten Blickes den Abmarsch der Neandertaler. Sie ließ sie nicht aus den Augen, bis sie hinter dem Fuße eines fernen Hügels verschwunden waren.

Erst dann streckte sie sich zur Erde und legte ihren großen Kopf auf die mächtigen Vordertatzen.

Da lief das junge Bärchen herbei. Es schmiegte sich an sie, kroch über ihren mächtigen Körper hinweg, zupfte sie an den Tatzen und Ohren, bis es plötzlich an ihren Kopf heransprang und mit dem rosigen Zünglein ihre Wunde über dem Auge zu belecken begann.

Das leichte Streicheln des rosigen Züngleins wischte den Schmerz aus der Wunde und erfüllte die Bärin mit einem wonnigen Gefühl. Sie schloß die Augen und vergaß in diesem Augenblick ihr verendetes Junges, die in der Höhle durchlebten Schrecken, die schmerzhaft Wunde, die Neandertaler, kurz alle Widerwärtigkeiten dieser trügerischen Welt, und sie fühlte nur noch, daß sie nicht allein war, daß sie wenigstens eines ihrer Bärchen bei sich hatte, das sie lieb hatte. Und es war ihr in diesem Augenblick, als streichele jemand ihr Herz . . .



NACHWORT

Lieber Leser, der Du Dich durch das Buch bis zu dieser Seite hindurchgelesen hast, wisse, daß die Begebenheiten, die ich Dir erzählte, nicht erdacht sind. Ich habe nur die wissenschaftlichen Feststellungen, die von den Paläontologen aller Länder über einige Gegenden in vielen Jahren zusammengetragen wurden, zusammengefaßt und sie Dir in Form von Erzählungen nahegebracht. Wisse also, daß die Tiere, von deren glücklichem oder traurigem Schicksal Du gelesen hast, tatsächlich existierten, daß sie tatsächlich so waren, wie sie geschildert wurden, und daß sie in jenen Gegenden lebten, in denen sich ihre Geschicke erfüllten! Vergleiche deshalb, lieber Leser, dieses Buch nicht mit ähnlichen, die Du vielleicht kennst! In jenen verlieren sich Wahrheit und Wirklichkeit meist wie winzige Sandkörnchen in der ausgedehnten Wüste erdachter Phantasien und platter Sensationen, von lückenhaften Kenntnissen zu Bergen aufgetürmt. Gegen die Geschehnisse jener Bücher sind meine Erzählungen vielleicht sehr einfach. Aber gerade weil sie so einfach sind, kommen sie den Ereignissen der Wirklichkeit am nächsten.

Jede der Erzählungen schildert eine Begebenheit, die sich in irgendeiner geologischen Periode in irgendeinem kleinen Winkel der damaligen Welt abspielte. Sie erfaßt deshalb nur einen unbedeutenden Teil der Lebewesen der Kontinente und Meere dieses oder jenes geologischen Zeitalters.

Die Handlung der ersten Erzählung – „Verwehtes Leben“ – spielte sich vor etwa 100 Millionen Jahren in der Gegend von Shabarakh Usu ab, das heute zu dem Innermongolischen Autonomen Gebiet der Volksrepublik China gehört. Als Unterlagen für die Erzählung dienten die Forschungen der berühmten paläontologischen Expedition, die vom New Yorker Naturwissenschaftlichen Museum nach der Mongolei und nach China geschickt wurde. Diese Expedition (The Central Asiatic Expedition of the American Museum of Natural History) wurde unternommen auf Anregung des Direktors des erwähnten Museums, H. F. Osborns, eines der berühmtesten nordamerikanischen Paläontologen. Er war nämlich der Meinung, daß Innerasien ein Gebiet sei, das die Urwiege vieler Säugetierstämme darstellt, ja sogar die des Menschen. Mit dieser Meinung blieb er nicht allein, denn man wußte schon lange, daß die Mongolei ein altes Festland unserer Erde ist. Und diese Mongolei war nicht immer solch eine ungestaltliche Öde wie heute; wir wissen, daß es Zeiten gab, da sich an Stelle der heutigen Wüste und Öde unendliche Urwälder dehnten und grüne Fluren, von zahlreichen Flüssen und Bächen durchflossen. Zu Zeiten, als

hier keine Wüsten waren, konnte diese Landschaft tatsächlich zu einem passenden Milieu werden, in dem sich unter günstigsten Bedingungen die Entstehung und erste Entwicklung einiger Tierstämme vollziehen konnte. Beweise für diese Ansichten zu finden, war die Hauptaufgabe der genannten Expedition, die fast zehn Jahre dauerte (1922–1930). Leiter der Expedition war der bedeutende Museums-Paläontologe Roy Chapman Andrews. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Expedition sind außerordentlich interessant, und man kann sagen, daß Osborns Überlegungen in vieler Hinsicht voll bestätigt wurden. Einige Funde dieser Expedition riefen stürmische Erregung hervor. Für die Presse und weite Kreise der Öffentlichkeit waren es Eier einer Riesenechse, für die wissenschaftliche Welt sechs kleine Säugetierschädel; beides fand die Expedition in oberen Kreideschichten bei Shabarakh Usu. Die Mitglieder der Expedition entdeckten auch die Riesenechse, die die Eier gelegt hatte; es war der *Protoceratops andrewsi*, bekannt durch 70 Schädel und Knochen aller Altersstufen, vom kaum geborenen Jungen bis zum uralten Einzelgänger. Die Sandschichten, die die versteinerten Eier der Riesenechsen einschlossen, erreichten eine Mächtigkeit von etwa 200 Fuß. Es vergingen also Hunderttausende von Jahren zwischen den Zeitpunkten, zu denen die Eier in die Nester gelegt wurden, die in die höchsten und tiefsten jener Schichten eingelagert sind. Für die Wissenschaft hatte die Auffindung der Eier der Riesenechse die große Bedeutung, daß erstmalig bewiesen wurde, daß sich Riesenechsen durch Eierlegen vermehrten und nicht (wenigstens nicht alle) lebende Junge zur Welt brachten, wie viele bis dahin dachten. Über einem Nest mit *Protoceratops*-Eiern wurde das Skelett einer kleineren, auf den Hinterbeinen laufenden Riesenechse gefunden. Osborn äußerte die berechtigte Vermutung, daß diese kleine, zahnlose Riesenechse die Nester mit *Protoceratops*-Eiern ausraubte, und nannte sie deshalb *Oviraptor*, was in der Übersetzung „Eierräuber“ bedeutet. Alle geologischen, paläontologischen und paläobiologischen Forschungsergebnisse, die sich auf die damalige Landschaft, den *Protoceratops* und den *Oviraptor* beziehen, habe ich in der Erzählung berücksichtigt.

Die Handlung der zweiten Erzählung – „Der See des Todes“ – führt uns ans andere Ende der Welt, und zwar nach Kalifornien zum Rancho la Brea bei Los Angeles. Im Pleistozän, vor etwa 600 000 Jahren, war hier eine Tränke, an der viele Tiere zusammenkamen. An ihren Ufern trat jedoch Asphalt an die Oberfläche, der unzähligen Tieren zum sicheren Verderben wurde. Im Laufe einer langen Zeit häufte sich hier eine unermessliche Menge von Knochen verschiedener Tiere an.

Nach Merriam und Miller wurden hier von kleinen Säugetieren Mäuse, Eichhörnchen und Kaninchen gefunden, von großen Wölfe (*Canis dirus*), Bären, Säbeltiger (*Smilodon californicus*), Löwen (*Felis atrox*), Bisons (*Bison antiquus*), Elefanten (*Archidiscodon imperator*, *Elephas columbi*), Pferde (*Equus pacificus*), ungeheure Faultiere (*Mylodon*, *Megatherium*, *Megalonyx*, *Nothrotherium*) und

andere. Von Vögeln wurden vor allem viele Knochen von Adlern (*Aquila chrysaetos*), Kranichen (*Ardea herodias*), amerikanischen Raben (*Corvus corax*), kanadischen Gänsen (*Branta canadensis*) und anderen gefunden. Die Mehrzahl der aufgefundenen Reste von Raubtieren stammt von jungen Tieren; das erklärt sich so, daß die in den Asphalt geratenen Tiere oder ihre Kadaver nur junge, unerfahrene Tiere anlockten, die noch nicht wußten, daß diese leicht zu erreichende Beute für sie gefahrlos war.

Die Handlung der Erzählung „Das todbringende Unwetter“ hat Beziehung zum Fund eines Dinotheriums in Opatov (früher Abtsdorf) in der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik. Es geschah nämlich, daß an der Eisenbahnstrecke Brno–Česká Třebová (Brünn–Böhmisch-Trübau) im Jahre 1853 bei Opatov die Wand eines Durchstiches einstürzte und das Skelett eines riesigen Dinotheriums bloßlegte. Der wendige Streckenaufseher, ein gewisser Štěpánek, fertigte eine sehr gut gelungene Zeichnung des Skeletts in der Lage an, wie es gefunden wurde. An den Fundort wurden der Prager Professor Julius Sax berufen und Anton Frič, damals junger Assistent des Prager Museums, später ebenfalls Professor und berühmter tschechischer Zoologe und Paläontologe. Nach ihren Feststellungen lag das Skelett des Dinotheriums in miozänem Ton, und neben dem Skelett befand sich ein großer Stamm eines Nadelbaumes. Er trug die Schuld daran, daß Professor Frič die Meinung äußerte, das Dinotherium von Opatov sei keines natürlichen Todes gestorben, sondern von diesem Stamm erschlagen und begraben worden. Das war jedoch ein Irrtum. Mein geschätzter Lehrer, der verstorbene Professor Dr. Jaroslav Perner, fand in seinem Archiv etwas, was nicht nur die irrierte Ansicht vom tragischen Ende des Opatover Dinotheriums widerlegte, sondern auch noch unrichtige Angaben berichtete, die aus einem Schriftstück ins andere übertragen worden waren. Es war dies jene Originalskizze von dem aufgefundenen Skelett des Dinotheriums, die der Aufseher Štěpánek angefertigt hatte. Auf Grund dieser Skizze konnte ich vor einiger Zeit in einer Fachschrift nachweisen, daß das Opatover Dinotherium nicht durch einen unglücklichen Zufall ums Leben kam, nämlich dadurch, daß ein riesiger Baum auf das Tier stürzte, denn in diesem Falle hätte Štěpánek über dem Skelett sicher den aufgefundenen Stamm eingezeichnet, da seine Skizze bewundernswürdig ausführlich und für einen Laien sehr korrekt und genau ist. Wenn wir auch für das Opatover Dinotherium heute nicht mehr das genannte tragische Ende in Betracht ziehen dürfen, so ist dieser Stoff für solch eine Erzählung doch sehr dankbar, und wenn es sich nicht in diesem Falle so abspielte, so konnte es doch an anderer Stelle zu anderer Zeit so passiert sein. Wenn dieses Unglück dem Opatover Dinotherium zugestoßen wäre, dann hätte es vor etwa zehn Millionen Jahren den Tod gefunden.

Die Handlung der Erzählung „Der Ruf der Einsamkeit“ spielt in der unteren Kreidezeit im heutigen Belgien bei Bernissart vor etwa 150 Millionen Jahren.

Als Grundlage für die Geschichte diente ein Massengrab von 23 ungeheuren Riesenechsen, von denen 21 Skelette zur Art *Iguanodon bernissartensis* gehörten und zwei Skelette zur kleineren Art *Iguanodon mantelli*. Der denkwürdige Fund dieser Riesenechsen der unteren Kreide wurde im Jahre 1877 gemacht, und zwar im sogenannten Wealden-Ton. Ihr gehäuftes Vorkommen wird auf zwei Arten erklärt:

1. Die Wealden-Tonvorkommen bei Bernissart sind in einen tiefen Einschnitt eines darunterliegenden Karbongebirges eingelagert, dessen Sohle mit scharfkantigen Bruchstücken und Blöcken bedeckt war, die das Ergebnis einstiger Verwitterung auf den Hängen der ursprünglichen karbonischen Schlucht waren. Die Tatsache, daß der Schutt untermahlen ist, berechtigt zu der Vermutung, daß die Schlucht von keinem Gewässer durchflossen wurde. Es handelte sich offenbar um ein trockenes Nebental, das in irgendeinen Urstrom mit unbedeutendem Gefälle mündete. Bei Überschwemmungen und Hochwasser in Zeiten heftiger und langanhaltender Regengüsse trug der Fluß viele Tier- und Pflanzenreste, die durch Ströme trüben Regenwassers hineingespült worden waren. An den Mündungen von Seitentälern oder -schluchten und dort, wo ruhige Stellen entstanden, hörte die Beförderung organischer Reste auf. Einige Zeit schwammen sie noch an der Oberfläche, später aber, wenn die Fäulnisgase aufhörten, sie leichter zu machen, sanken sie zu Boden und wurden von Anschwemmungen bedeckt. Neues Hochwasser brachte neue Reste, die ebenso in diesen Stellen hängenblieben. Die Skelette der Bernissarter Iguanodonten lagen auf der Basis des Tones direkt auf scharfkantigem Schutt, der die Sohle der damaligen wasserlosen Schlucht bedeckte, die vom Hochwasser überflutet wurde und deren ruhige Stellen zum Massengrab so vieler Riesenechsen gleicher Art wurden.

2. In jüngerer Zeit äußerte der österreichische Professor Othenio Abel die Meinung, daß die Körper der Iguanodonten nicht durch Wasser in die Schlucht geschwemmt wurden, sondern daß die Schlucht von Bernissart ein Ort war, den uralte Iguanodonten vor ihrem Tode selbst aufsuchten, um in aller Ruhe zu sterben.

Nach dieser zweiten Version schilderte ich das Ende des alten Iguanodonten, den ich mit jenen Geschöpfen umgab, mit denen er zusammen lebte und deren Überreste zusammen mit den Skeletten seiner Artgenossen gefunden wurden. Nur der reißende Megalosaurus wurde aus nächster Nachbarschaft hinzugezogen, nämlich aus der Hannoverschen unteren Kreide, wo sich zahlreiche Abdrücke seiner Fußstapfen fanden. Außerdem wurde er in allen europäischen Schichten vom Alter der unteren Kreide festgestellt.

Die Erzählung „Aufruhr der Elemente“ führt uns wieder nach Nordamerika, und zwar in das Gebiet der heutigen Staaten Nebraska und Süd-Dakota, wo sich im Oligozän weite Grasebenen mit zahlreichen Seen und Sümpfen, mit weiten Wäl-

dern und trockenen Steppenstreifen dehnten, die die Heimat sehr verschiedener Geschöpfe waren, vor allem altertümlicher Säugetiere, die sich in jenen Zeiten fast explosiv entwickelten und in unzählige Stämme spalteten – in solche, die einer weiteren Entwicklung fähig, und andere, die ihrer unfähig waren. In dieser Gegend ragten stellenweise kegelförmige Vulkane hoch in den Himmel, die dann, wenn sie zu kurzem Leben erwachten, allen Geschöpfen ihrer Umgebung zum Verderben wurden, sie entweder vernichteten oder ihnen wenigstens das Leben grenzenlos erschwerten. Seit dem Unfall, der dem monströsen Brontotherium zustieß, sind sicher wenigstens 40 Millionen Jahre vergangen.

Die Handlung der Erzählung „Drachenfels“ spielte sich ebenfalls auf nordamerikanischem Boden ab, und zwar im heutigen Staate Kansas. Dort, wo sich heute unendliche Prärie dehnt, die bis Colorado, Nebraska, Wyoming und Süd-Dakota reicht, glänzte in der oberen Kreidezeit die Fläche eines großen Meeres, das die Heimat merkwürdiger Vögel mit Zähnen war, zahlreicher Kriechtiere und unzähliger Fische. Von den bezahnten Vögeln waren es vor allem der große flugunfähige *Hesperornis regalis* und der gute Flieger *Ichthyornis victor*, gegen den ersteren ein kleiner Vogel. Nach der Häufigkeit der Skelettfunde ist es sehr wahrscheinlich, daß sie an den Ufern dieses verschwundenen Meeres in großen Scharen lebten. Zwar gab es hier auch andere Vögel (*Baptornis*, *Gravulus*), aber Funde von ihnen sind selten und unbedeutend. Von den Reptilien, die sich im Meere tummelten, verbreiteten die echsenähnlichen Mosasaurier großen Schrecken unter den übrigen Lebewesen, und zwar der gewaltige, acht Meter lange *Tylosaurus dyspelor*, der kleinere *Tylosaurus proriger*, der fünf Meter lange *Platecarpus coryphaeus*, der große, langhalsige, dreizehn Meter lange Plesiosaurier *Elasmosaurus platyurus*. Verschiedene große Schildkröten (*Protostega copei*, *Toxochelys bauri*), die im weiten Meere lebten, trugen unter Scharen ungezählter Fische Tod und Verderben, von denen die größten der fast zwei Meter langen räuberischen Gattung *Portbeus* angehören. Die Luft über dem Meere durchfurchten ungeheure Flugechsen der Art *Pteranodon ingens*, die größten Flieger aller Zeiten. Sie müssen hier in großen Scharen gelebt haben, denn ihre Überreste sind außergewöhnlich zahlreich; allein das Peabody-Museum in New Haven bewahrt in seinen Sammlungen Reste von über 460 dieser Flugechsen auf. Die Spannweite ihrer langen, schmalen Flügel erreichte mehr als acht Meter. Sehr auffallend am Skelett der Pteranodonten ist der Umstand, daß der eigentliche Rumpf verhältnismäßig klein ist, womit die geringe Größe des Brustkorbes, Kreuzes und Beckens zusammenhängt. Mit dem kleinen Becken hängt wiederum die Richtigkeit der Ansicht zusammen, die Pteranodonten-Weibchen hätten sehr kleine Eier gelegt, denn das Lebendgebären kann man bei den Pteranodonten schwer voraussetzen. Wenn die Weibchen sich zum Eierlegen anschickten, verließen sie das weite Meer und suchten das Festland auf, etwa so, wie das die heutigen Albatrosse tun. In neuerer Zeit wurde von einigen

Paläontologen auch die begründete Ansicht geäußert, daß die Pteranodonten, wie dies auch einige der heutigen Meeresvögel tun, zum Eierlegen immer ganz bestimmte Inseln und Felsen aufsuchten und sich wenigstens kurze Zeit um die ausgeschlüpften, hilflosen Jungen kümmerten. Diesen neuen Gedanken entsprechend ist das Leben der Pteranodonten-Weibchen auf den einsamen Felsen einer Bucht des Kansas-Meeress der oberen Kreide geschildert, wie es sich vor etwa 100 Millionen Jahren abspielte.

Wo sich die Handlung der Erzählung „Die brennende Steppe“ abspielte, hast Du, lieber Leser, schon am Schlusse der Erzählung selbst erfahren. Ich will noch hinzufügen, daß es sich um roten Ton im tiefen Bett des Flusses Megalorheuma handelt, der eine unerschöpfliche Fundgrube von Säugetierfossilien des unteren Pliozäns ist. Er liegt am besten bei dem Gehöft Pikermi zutage, und zwar stellenweise auch in einer Mächtigkeit von mehreren Metern. Die Anzahl der gefundenen Knochen überschreitet an diesem Fundort schon viele tausend Stück. Die zerschmetterten Knochen sind eingelagert in einzelne Horizonte von einer Mächtigkeit bis dreißig Zentimeter. Die Knochen sind darin ungeordnet angehäuft; gut-erhaltene liegen neben zerschlagenen und zerschmetterten. Knochen ungefähr gleicher Größe und gleicher Form bilden selbständige Gruppen, so daß es scheint, als wären sie schon grob klassifiziert. Vollständige Skelette gehören zu den großen Seltenheiten. Am häufigsten findet man Reste dreihufiger Pferde (*Hipparion mediterraneum* und *Hipparion minus*), häufig sind auch die Reste verschiedener Antilopen und andere; seltener sind die Reste von Rüsseltieren (*Mastodon pentelici* und *Dinotherium*) und Raubtieren. Beachtenswert sind die Funde von Affen (*Mesopithecus pentelicus*), die stellenweise keineswegs selten sind; so fand Gaudrey einen Block Ton von etwa einem Kubikmeter, in dem sich acht Affenschädel befanden. Über die Gründe des Massensterbens dieser Tiere äußerten die verschiedenen Paläontologen verschiedene Meinungen. In unserer Erzählung hielten wir uns an die Auslegung, daß es große Brände waren, die zeitweise nach langen Perioden der Dürre durch Blitz hervorgerufen wurden und fast die ganze Steppe des ehemaligen ägäischen Festlandes erfaßten, das erst in der Eiszeit durch gewaltige und tiefgreifende gebirgsbildende Prozesse in einzelne Schollen zerfiel und zum größten Teil vom heutigen Ägäischen Meer bedeckt wurde. Die Feuersbrunst, die die Steppe erfaßt hatte, trieb in großer Panik alles Getier vor sich her, das sich ohne Überlegung in die Tiefe des Flusses stürzte. Die Affen und andere kleine Tiere, soweit sie noch lebten oder sich im Fallen an Felshängen fangen konnten, verbargen sich vor dem Feuer in Felsspalten und Höhlen. Der heftige Regen, der das Unwetter begleitete, löschte schließlich das Feuer. Von allen Seiten wälzten sich mächtige Fluten trübem Wassers herab, die das Flußbett bald nicht mehr fassen und fortführen konnte. Das Wasser stieg, trug die zerschmetterten Körper der herabgestürzten Tiere davon und brachte schließlich noch viele Affen und kleine

Tiere ums Leben, die sich in den Felsritzen des Ufers verborgen hatten. Als das Wasser fiel, blieben die organischen Reste an ruhigeren Stellen des Flusses liegen, wo sie dann von rotem Schutt bedeckt wurden. Daß sich ähnliche Katastrophen an diesen Stellen mehrfach abspielten, davon zeugen mehrere Knochenschichten.

Die Handlung der Erzählung „Zweifacher Tod“ spielte sich wieder in Nordamerika ab, und zwar im Glanz der Sonne des oberen Jura, irgendwo im Gebiet zwischen den heutigen Staaten Montana und Neu-Mexiko. In einer Gegend von tropischer Schönheit lag damals das Reich der größten und monströsesten Riesen-echsen (*Brontosaurus*, *Diplodocus*, *Brachiosaurus*, *Stegosaurus*, *Ceratosaurus*, *Allosaurus* u. a.), häßlicher Krokodile (*Goniopholis*, *Diplosaurus* und *Coelosuchus*) und anderer Reptilien. In der altertümlichen Vegetation zeigten sich als erste auf der ganzen Welt, gleichsam als tapfere Vorboten der späteren Pflanzentypen, schon die ersten Vertreter der Bedecktsamigen. Und so, wie die ersten Bedecktsamigen die ersten schüchternen Versuche höherer Vegetationstypen darstellten, die in der oberen Kreide schon das gesamte Festland der damaligen Welt beherrschten, so zeigten sich neben den unförmigen Ungetümen von Reptilien schon zahlreiche kleine Säugetiere (*Priacodon*, *Tinodon*, *Menacodon*, *Laodon*, *Dicrocynodon* u. a.). Sie waren richtige Zwerge gegen die überdimensionalen Berge von Fleisch und Knochen der Kriechtiere, aber ihr Gehirn war viel besser entwickelt, und in ihren Adern floß bereits warmes Blut; das waren die Anfänge des Säugetiergeschlechtes, das kurz vor seiner bewunderungswürdigen und großartigen Entfaltung stand. Das war vor etwa 150 Millionen Jahren.

Die letzte Erzählung – „Die Höhlenbärenjäger“ – spielte sich auf europäischem Boden im Quartär ab, und zwar am Ende der dritten Zwischeneiszeit (Riß-Würm) vor etwa hundert- bis fünfzigtausend Jahren. Das Leben der Höhlenbären wurde dargestellt nach den Forschungen der Mitglieder der Wiener Universität, vor allem der Professoren Abel, Ehrenberg und Kyrly, in der steirischen „Drachenhöhle“ bei Mixnitz, unweit Graz. Die Begebenheit mit dem gebrochenen Bein des einen Bärchens wurde erzählt nach dem Fund von Professor Kettner von der Prager Universität; er fand in den Anschwemmungen der Höhle „Domica“ bei Plešivec eine gebrochene, aber gut geheilte Speiche eines kleinen, höchstens ein Jahr alten Höhlenbärchens. Der quartäre Riesenhirsch (*Cervus megaceros*) wurde vor allem nach den Forschungen von Bachofen-Echt beschrieben. Nach neueren Forschungsergebnissen verschiedener Wissenschaftler wurden die Gestalt und das Leben der Neandertaler dargestellt, der Urmenschen aus der Kulturperiode des Moustérien. Ihre Jagd auf Höhlenbären wurde nach den Forschungen in der genannten steirischen Höhle geschildert, ihr Zeremoniell nach der Jagd vor allem nach den Funden in der Schweizer Höhle „Drachenloch“. Das Begräbnis des jungen Jägers wurde nach dem Skelettfund eines jungen Neandertalers in Le Moustier in Frankreich erzählt.

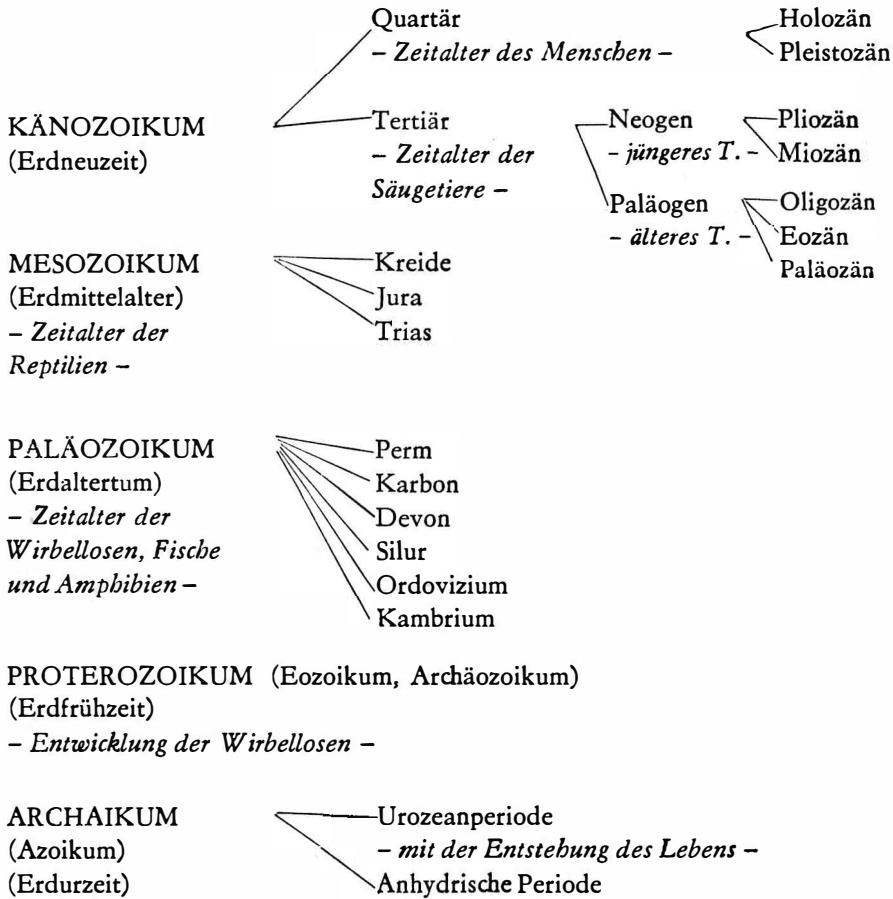
Die Schilderung des Lebens der Tiere selbst ist das Ergebnis unzählbarer wissenschaftlicher Forschungsergebnisse osteologischer, paläobiologischer, geologischer und paläoklimatologischer Art. Wegen ihres Umfanges und ihrer allzu großen Wissenschaftlichkeit ist es unmöglich, dazu im einzelnen Erklärungen zu geben. Hier bitte ich Dich, lieber Leser, daß Du an der Wahrheit nicht zweifeln mögest.

Vielleicht erscheint es Dir unbequem, lieber Leser, daß ich den Tieren ihre gelehrten lateinischen Namen ließ. Wisse also, daß wir fast für keines dieser Tiere eine Bezeichnung in unserer Sprache haben! Warum, kannst Du leicht erraten. Wo es aber solche Namen gibt (z. B. Höhlenbär, Mammut, Riesenhirsch) und wo das schöne Wörter sind, dort verwende ich sie. Verlange aber nicht von mir, daß ich mir neue Namen ausdenke, etwa „Schiefmaul“, „Anderseidechsen“, „Saumeidechsen“, „Spitzhäuter“, „sturmspringende Eidechsen“, „Stichler“, „Dreihorn“, „Wollzahn“, „Schiefschnabel“, so wie sich daran früher einige Autoren versuchten; solche Namen sagen Dir sowieso nichts und beflecken nur die Schönheit unserer Sprache. Und wenn Du später einmal aus Fachbüchern mehr von einem Tier lernen willst, so glaub mir, Du wirst in keinem etwas von „Anderseidechsen“ oder „Schiefschnäbeln“ finden, dafür aber viel über Allosaurus und Ramphorhynchus.

Dieses Buch illustrierte mein Freund, der akademische Maler Zdeněk Burian. Alle Illustrationen schuf er unter meiner Anleitung nach dem Studium des zugehörigen Knochenmaterials der ausgestorbenen Tiere. Daher entsprechen auch die Illustrationen dem heutigen Stand der Wissenschaft und sind weder Phantasieprodukte noch Kopien alter, heute bereits überholter Rekonstruktionen.

Wie es das Bestreben des Autors, des Illustrators und des Übersetzers war, Dir, lieber Leser, einige Bilder aus längst vergangenen und verwehten Welten möglichst unterhaltsam und anschaulich darzubieten, so war es das Bestreben des Verlages, sie Dir in möglichst guter Ausstattung in die Hand zu legen. Wie uns das gelang, entscheide selbst! Wenn Du zufrieden bist, wird uns das Bewußtsein freuen, unsere Arbeit nicht umsonst getan zu haben.

DIE HAUPTABSCHNITTE DER ERDGESCHICHTE



Nach den Forschungsergebnissen über die Radioaktivität wurde das Alter der geologischen Zeiten so bestimmt: für die erste kosmische Zeit etwa 3000 Millionen Jahre, für das Archaikum 1500–2000 Millionen Jahre, für das Proterozoikum 600–1500 Millionen Jahre, für das ältere Paläozoikum etwa 500 Millionen Jahre, für das jüngere etwa 350 Millionen Jahre, für das Mesozoikum etwa 200 Millionen Jahre, für das Tertiär etwa 55 Millionen Jahre und das Quartär etwa eine Million Jahre. Nach den Erkenntnissen dieser modernen Wissenschaft erreichte unsere Erde das ehrwürdige Alter von rund 3 bis 4 Milliarden Jahren, und seit der Entstehung des ersten Lebens vergingen bereits mindestens 1½ Milliarden Jahre.

DIE KULTURSTUFEN DER ALTSTEINZEIT IN EUROPA
(Klassische Einteilung)

Kulturabschnitte	Kulturstufen	Eingliederung der Kultur- stufen in die Eiszeit
<i>Jüngere Altsteinzeit</i> oder Jungpaläolithikum	Magdalénien (nach La Madeleine in der Dordogne)	<i>Letzte (vierte) Glazialzeit</i> (<i>Würmeiszeit</i>), erstes Auftreten des modernen Menschen in Europa (<i>Homo sapiens fossilis</i>)
	Solutréen (nach Solutré bei Lyon)	
	Aurignacien (nach Aurignac im Depart. Haute Garonne)	
<i>Ältere Altsteinzeit</i> oder Altpaläolithikum	Moustérien (nach Le Moustier in der Dordogne)	<i>Letzte Zwischeneiszeit (Riß- Würm-Interglazialzeit) und</i> <i>erste Anfänge der letzten</i> <i>(Würm-)Eiszeit.</i> Zeit des Neandertalmenschen (<i>Homo neanderthalensis</i>)
	Acheuléen (nach St. Acheul bei Amiens)	
	Abbevillien (nach Abbeville im Depart. Somme)	

Die Neandertaler Urjäger, die ihre Lagerstätten in Alpenhöhlen hatten („Drachenhöhle“, „Drachenloch“ u. a.), gehören in die letzte Zwischeneiszeit, die verhältnismäßig warm war und die Jagd von Höhlenbären bis in eine Höhe von 2400 Metern gestattete (Schweizer Höhle „Drachenloch“ im Engadin). Das wäre in der vorangegangenen und in der folgenden Eiszeit nicht möglich gewesen. Die Waffen und Werkzeuge dieser alpinen Neandertaler waren noch sehr primitiv und wichen oftmals von den westeuropäischen Funden, nach denen die Kulturstufen der Altsteinzeit aufgestellt wurden, erheblich ab, denn bei ihrer Herstellung wurde häufig neben dem üblichen Feuerstein auch Steinmaterial aus der unmittelbaren Umgebung ihrer Lager verwendet (z. B. Quarzit, Kalkstein u. ä.); darum spricht man manchmal auch vom „alpinen Moustérien“.

INHALT

VORWORT	7
VERWEHTES LEBEN	9
DER SEE DES TODES	21
DAS TODBRINGENDE UNWETTER	37
DER RUF DER EINSAMKEIT	49
AUFRUHR DER ELEMENTE	59
DER DRACHENFELS	69
DIE BRENNENDE STEPPE	89
ZWEIFACHER TOD	109
DIE HÖHLENBÄRENJÄGER	123
NACHWORT	181
DIE HAUPTABSCHNITTE DER ERDGESCHICHTE	189
DIE KULTURSTUFEN DER ALTSTEINZEIT IN EUROPA	190

1961

MIT 43 FEDERZEICHNUNGEN UND 8 DUPLEXTAFELN
2., ÜBERARBEITETE AUFLAGE, 16. BIS 30. TAUSEND · ALLE DEUTSCHEN
RECHTE VORBEHALTEN · COPYRIGHT 1961 BY URANIA-VERLAG, VER-
LAG FÜR POPULÄRWISSENSCHAFTLICHE LITERATUR, LEIPZIG/JENA/
BERLIN · VLN 212-475/75/61 · ES 18 F 4 / 14 C · TYPOGRAFIE: GESTAL-
TUNGSBÜRO KARL-MARX-WERK, PÖSSNECK · GESAMTHERSTELLUNG:
KARL-MARX-WERK, PÖSSNECK, V 15/30 · PRINTED IN THE GERMAN
DEMOCRATIC REPUBLIC